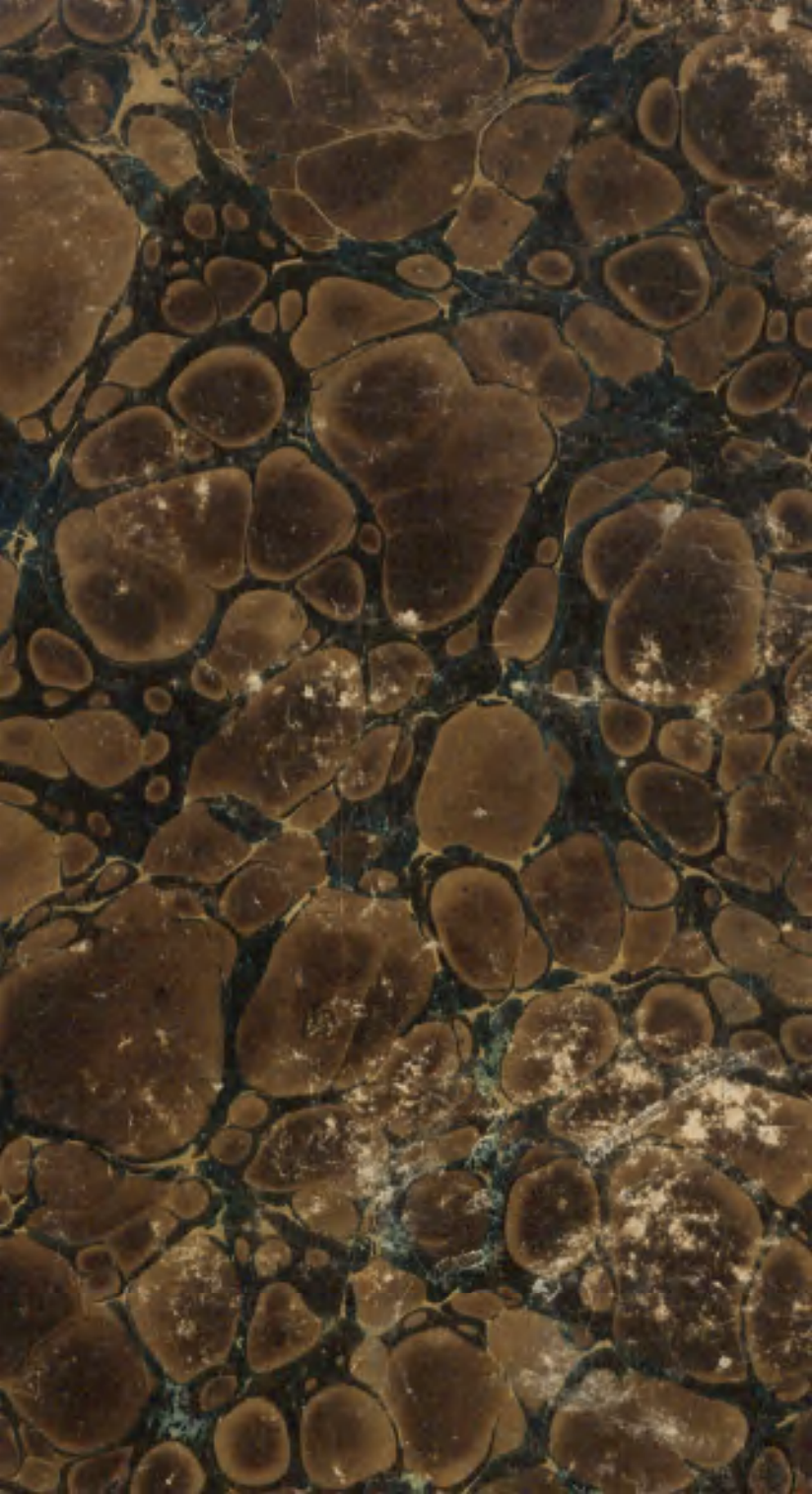




2003/1108

L19





U n t e r s u c h u n g

über

die Natur und die Ursachen

des

Nationalreichthums

v o n

A d a m S m i t h,

Doctor der Rechte,

Mitgliede der Londoner und Edinburger Gesellschaft der Wissenschaften und
Königlichem Commissar bei dem Zollamte in Schottland, ehemals Lehrer
der Moralphilosophie auf der Universität zu Glasgow.

Aus dem Englischen der vierten Ausgabe neu übersetzt.

Dritte, mit Stewarts Nachricht von dem Leben und den Schriften
des Autors vermehrte unveränderte Ausgabe.

E r s t e r B a n d.

Breslau und Leipzig,

bei Wilhelm Gottlieb Korn.

1 8 1 0.

Zusatz von Joseph von Meißner'schem Verlag.

U 254.738
1010065 II



V o r b e r i c h t

zu der zweiten Ausgabe der Uebersetzung.

In der Vorrede zu der ersten Ausgabe dieser Uebersetzung hatte der Herr Professor Garve Hoffnung gemacht, am Ende des Werks Rechenschaft davon zu geben, welchen Antheil der eine und der andere der beiden Uebersetzer an dem Geschäfte genommen hätten, einige Nachrichten von des Verfassers Lebensumständen mitzutheilen, und in einem Anhange das, was man in diesem Werke als neu ansehen kann, anzugeben und einige darin herrschende allgemeine Grundsätze einer nochmaligen Prüfung zu unterwerfen. Daß dieses Versprechen bisher unerfüllt geblieben ist, und auch bei dieser zweiten Ausgabe nur unvollständig erfüllt wird, ist in der langwierigen und leider! unheilbaren Krankheit meines vortreflichen Freundes gegründet. Ohne dieses traurige Verhängniß würde er wahrscheinlich noch mehr geleistet haben, als er versprochen hatte. Er wollte zuerst, in einer kurzen Uebersicht, den Plan und die Hauptgrundsätze angeben, die in dem Werke über den Nationalreichtum zum Grunde liegen. Da hiernächst das Werk nicht sowohl durch seinen Hauptzweck und durch die Einheit des Systems, als

a 2

in

In einzelnen Theilen durch die Mannigfaltigkeit und Anzahl neuer Ideen, welche auf dem Wege der Untersuchung entstanden sind, nützlich werden kann: so wollte er diese Ideen, abgesondert von Erläuterungen und Beweisen herausheben, und in ihrer einfachen Gestalt darstellen. Er hoffte, auf diese Weise den Gewinnst am richtigsten zu zeigen, mit welchem das Werk die staatswirthschaftlichen Kenntnisse und selbst die allgemeine Menschenphilosophie bereichert hat. — So vielumfassend Smith's Plan war, und so sehr er seinen Gegenstand im Großen angesehen hatte: so war doch sein Augenmerk eigentlich nur auf zwei Länder, England und Frankreich, gerichtet gewesen. — Manche seiner Ideen und Grundsätze erzwingen den Beifall, so bald sie nur verstanden werden; andere aber lassen vielleicht Untersuchung und Zweifel zu, weil sie von den Umständen der Zeit und des Orts abhängen. Wenn also das Werk vom Nationalreichthume in vielen seiner Theile bloß belehrend ist und nur aufmerksame Schüler verlangt: so verschafft es in andern Theilen zugleich dem Verstande des Lesers eine Übung und fordert Gegner auf, die dessen Lehrsätze weiter entwickeln, indem sie dieselben bestreiten. Auf diesen Streit sollte der letzte Theil des Garbischen Anhangs sich einlassen. Bei gleichen Grundsätzen, aber bei Erfahrungen eines andern Landes, würden dadurch vielleicht die Einschränkungen von Smith's Theorien und die Ausnahme von seinen Regeln entdeckt worden seyn.

Diesen belehrenden Commentar muß nun das Werk entbehren. Indessen hat Herr Garbe so viel gethan, als seine körperlichen Leiden ihm zu thun erlaubten. Er hat die Nachrichten von Smith's Leben und Schriften übersetzt, welche Stewart mit einer Sammlung von bisher ungedruckten kleinern Aufsätzen unsers Schriftstellers herausgegeben hat *). Die Aufsätze selbst haben keine Bes

*) Essays on philosophical subjects, by the late Adam Smith; to which is prefixet an account of the life and writings of the author by Dugald Stewart. London 1795. 4to.

Beziehung auf das Werk vom Nationalreichthume. Aber die Lebensbeschreibung und Characterschilderung eines vortreflichen und merkwürdigen Mannes von seinem vertrauten Freunde und täglichen Gesellschafter in den letzten Jahren seines Lebens, kann den deutschen Lesern nicht unwillkommen seyn. Stewart ist von den Thatfachen in Smiths Geschichte genug unterrichtet, um das Leben eines Privatmannes und Gelehrten, ohne schriftliche Nachrichten von ihm selbst in Händen zu haben, liefern zu können; und er ist so fähig, das Eigenthümliche in dem Geiste eines ausgezeichneten Mannes aufzufinden und darzustellen, daß er große Achtung für sich selbst einflößt, indem er Liebe und Bewunderung für den Mann, welchen er schildert, erweckt. Vorzüglich ist es ihm gelungen, den Scharffinn zu zeigen und die eigene Manier zu entwickeln, mit welchen Smith bei seiner Untersuchung zu Werke ging: wie tief der erstere in jede Materie eindrang, und wie die letztere ihn, in seinen Gesprächen, wie in seinen Schriften, oft auf die entferntesten Seiten des Gegenstandes zuerst führte, und ihn zuweilen seine wichtigsten Gedanken an schwache Fäden knüpfen ließ. — Etwas von dem, was Herr Garve über den Plan und die Hauptgrundsätze des Smithischen Werks, und über den Zuwachs sagen wollte, womit es den Borrath menschlicher Kenntnisse bereichert hat, ist von Stewart in dem vierten Abschnitte der Lebensbeschreibung gesagt worden. Stewart verspricht, in einem eigenen Aufsatze eine solche Zergliederung und Beurtheilung des Werks über den Nationalreichthum zu liefern, als er hier von dem Werke über die moralischen Empfindungen geliefert hat. Dieß erregt eine sehr günstige Erwartung, und würde, wenn es ausgeführt wäre, einen großen Theil der Absichten erfüllen, welche Herr Garve bei den von ihm versprochenen Anmerkungen und Abhandlungen zu erreichen sich vorsehte. Wenn dieser Stewartische Aufsatz erschienen seyn wird, soll für eine gute Uebersetzung desselben gesorgt, und diese dem Smithschen Werke beigefügt werden.

Was in der Uebersetzung von dem Herrn Professor Garve, und was von mir herrühre, läßt sich nicht genau bestimmen. Jeder hat dem andern seine Handschrift

schrift zum Durchsehen und Abändern mitgetheilt. Doch darf ich nicht verschweigen, daß, wenn in dem vierten Buche sich Fehler finden, diese hauptsächlich auf meine Rechnung kommen. In dieser zweiten Ausgabe habe ich die Stellen, welche mir beim Durchsehen unrichtig oder undeutlich zu seyn schienen, zu verbessern, oder durch einige Anmerkungen zu erläutern gesucht.

Da vier Bände eine ungleiche Abtheilung hervorgebracht hatten: so wird das Werk jetzt in drei Bänden erscheinen, und in den zweiten Band das zweite, dritte und vierte Buch aufgenommen werden.

Leipzig, den 24. May 1798.

August Dörrien.

V o r r e d e

zu der ersten Ausgabe der Uebersetzung.

Dieses Werk, welches in dem Lande, wo es zuerst erschien, zu einem solchen Ansehen gelangt ist, daß daselbst in der gesetzgebenden Versammlung, bei Verathschlagungen über staatswirthschaftliche Gegenstände, streitende Parthelen sich auf Stellen aus demselben berufen haben, um ihren Meinungen dadurch Gewicht zu geben, ist auch unter uns schon seit 1776 durch eine Uebersetzung bekannt. Ich lernte es zuerst in dieser kennen; und auch in dieser zog es mich durch die Menge neuer Aufschlüsse, die es mir, nicht nur über den eigentlichen Gegenstand seiner Untersuchungen, sondern über alle damit verwandten Materien aus der Philosophie des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens gab, so stark an sich, als es in dem ganzen Laufe meiner Studien nur wenige Bücher gethan haben. Schon dieß ist ein Beweis, daß diese Uebersetzung nicht durchaus unbrauchbar ist. Sie ist an den meisten Orten richtig und verständlich: aber ich gestehe, daß ich sie zuweilen mit Mühe verstand, und daß mir fast nirgends der Styl angenehm schien. Diese Empfindung muß mehreren Lesern gemein gewesen seyn; und der Ruf davon muß viele von dem Gebrauche dieses Werks abgeschreckt haben. Denn in der That hat es in Deutschland das Glück nicht gemacht, welches sein Werth ihm versprechen konnte, und welches es in allen Theilen

Theilen Europens, wo es im Original, oder in guten
 Uebersetzungen hingedrungen ist, gefunden hat. Als ich
 in der Folge die Urschrift selbst in die Hände bekam,
 und eine zweite ernsthafte Lesung des Buchs anstellte,
 fand ich mich zwar, in Absicht der Sachen, nicht mehr,
 wie bei der ersten Durchsicht, durch die Neuheit der
 Ideen und die wahrgenommene Bereicherung meiner
 Kenntnisse so sehr bezaubert, daß ich auch in Absicht
 unerwiesener Behauptungen geblendet wurde; aber ich
 fand mich desto mehr durch die Leichtigkeit und Anmuth
 des Vortrags vergnügt, die mich auf gewisse Weise, als
 unerwartet, überraschte. Dieses Vergnügen, und der
 Wunsch, meinen Landsleuten ein Buch, welches ihnen
 durch seinen Inhalt so nützlich seyn kann, auch durch
 seinen Styl anziehender zu machen, bewog mich, da ich
 mir für Stunden, wo ein angestrenktes eigenes Nach-
 denken mir unmöglich fällt, eine litterarische leichtere
 Arbeit suchte, die Uebersetzung dieses Werks dazu zu
 wählen, ob ich gleich dadurch eine schon gethane Arbeit
 zum zweitemale zu thun schien. Da ich aber zur Aus-
 führung meines Vorsatzes schritt, fand ich, daß, weil
 ich dieser Arbeit nur meine Nebenstunden widmete, sie
 zu langsam fortrückte, um in einem solchen Zeitraume,
 nach der Ankündigung derselben vollendet zu werden, als
 das Publicum wohl erwarten und der Verleger wünschen
 würde. Ich wählte mir also einen Freund, den Herrn
 Ober-Post-Commissar Dörrien in Leipzig, zum Gehül-
 fen, von dessen Schreibart ich vermuthete, daß sie der
 meinigen ähnlich seyn würde, weil die Aehnlichkeit un-
 serer Denkungsart der Grund unserer Freundschaft ge-
 wesen war. Da ich ihm zugleich die nöthige Kenntniß
 der Sprache und der Sache zutrauen konnte, und wir
 einander unsere Arbeiten, ehe wir sie dem Publicum vor-
 legten, mitzutheilen versprochen: so glaubte ich, daß diese
 Vereinigung der Arbeiten, ohne dem Werthe der Ueber-
 setzung durch Ungleichheiten des Styls Abbruch zu thun,
 die Vollendung derselben beschleunigen würde. Auf wel-
 che Weise, ich und mein Freund, wir uns in dieses Ge-
 schäfte getheilt haben, davon will ich am Ende des
 Werks dem Publicum Rechenschaft ablegen. Ich hoffe
 alsdann zugleich, ihm einige Nachrichten von den Lebens-
 umständen des Autors mittheilen zu können: Nachrich-
 ten

ten, die vielleicht hier am schicklichsten ihren Platz gefunden hätten, die ich aber bis dahin aussetzen mußte, weil ich zu der Quelle, woraus ich sie schöpfen mußte, (der letzten englischen Ausgabe von Smiths Betrachtungen über die moralischen Empfindungen, welcher eine Lebensbeschreibung des Autors voransetzt ist,) aller meiner Bemühungen ungeachtet, noch nicht habe gelangen können. Diesen Nachrichten gedenke ich noch einen doppelten Anhang beizufügen. Einen, in welchem ich diejenigen Begriffe und Sätze, die ich in diesem Werke für neu und ihm eigen halte, und die ich also als die eigentliche Ausbeute ansehe, womit es den Schatz menschlicher Kenntnisse bereichert hat, zu einer schnellern Uebersicht zusammenstelle; und einen zweiten, in welchem ich einige der allgemeinen Grundsätze, die in dem staatswirthschaftlichen System des Autors herrschen, einer neuen Prüfung unterwerfe.

Da ich erklärt habe, daß ich vornehmlich dadurch zu einer neuen Uebersetzung dieses Werks bewogen worden bin, weil ich den Vortrag desselben in der Urschrift so vorzüglich gefunden habe: so muß ich, um nicht bei dem Leser, der unsern Schriftsteller schon kennt, in den Verdacht der Partheilichkeit zu kommen, oder bei dem, welcher sich in unserer Uebersetzung zuerst mit ihm bekannt machen will, falsche Erwartungen zu erregen, mein Urtheil über dessen Vortrag und Styl etwas genauer aus einander setzen. Das erste Verdienst des Stylls in einem zum Unterrichte bestimmten Buche ist die Deutlichkeit, die durch die Eigenthümlichkeit der gewählten Worte, durch die Sprachrichtigkeit in der Verbindung derselben, und durch eine solche Zusammenfügung, sowohl der Sätze in den einzelnen Perioden, als der Perioden unter sich in ganzen Abschnitten, erhalten wird, welche den Verhältnissen der Ideen genau angemessen ist, und, wie Quintilian sagt, nicht nur das Verstehen möglich, sondern das Mißverstehen unmöglich macht. Die Kürze ist das zweite Verdienst. Sie ist zum Theile eine natürliche Folge des sprachrichtigsten und unzweideutigsten Ausdrucks, weil man da der wenigsten Worte zur Erklärung seines Sinnes bedarf, wo man gleich anfangs die passendsten gefunden hat. Zum Theile entsteht sie aus einer richtigen Lehrmethode, und ist ein Werk der

Urs

Urtheilskraft, welche unter den vorzutragenden Sachen, diejenigen, welche als bekannt vorausgesetzt, oder nur durch Fingerzeige angegeben werden müssen, von denen gehörig unterscheidet, die eine vollständige Entwicklung verlangen. — In Absicht der ersten dieser Vorzüge, der Deutlichkeit, welche aus der Richtigkeit, sowohl in der Wahl, als der Verbindung der Wörter entsteht, ist der Styl des Smith untadelhaft. Auch die von ihm neu gemachten, oder auf eine neue Art angewandten Kunstwörter sind mit Einsicht gewählt, und durch den Zusammenhang stets verständlich gemacht. Nur diejenige Kürze fehlt zuweilen, die möglich gewesen wäre, wenn er ein größeres Vertrauen zu dem Verstande, oder dem Gedächtnisse seiner Leser gehabt hätte. Die zu ängstliche Bemühung, deutlich zu seyn, hat unkreitig seinen Styl in einzelnen Perioden verwickelt, und seinen Vortrag im Ganzen zuweilen ermüdend gemacht. — Ich wollte diesen Fehler, den ich an Smiths Schreibart bemerke, nicht gerne Weitschweifigkeit nennen, denn er besteht nicht in der Einmischung fremder, nicht zum Zwecke gehöriger Dinge: es ist nicht die rhetorische Umschreibung alltäglicher Ideen. Ich wollte ihn lieber eine zu große Umständlichkeit und Genauigkeit nennen, indem er nur in der zu häufigen Zurückführung des Lesers auf diejenigen Grundideen und Grundprincipien liegt, welche der Autor im vorhergehenden schon hinlänglich erläutert hatte, um sie als bekannt annehmen zu können. Anstatt daß er, nach der einmal vollendeten Erklärung eines Begriffs, oder nach dem geendigten Beweise eines Satzes, in der Folge, das Definitum an die Stelle der Definition setzen, und den Satz nur ohne seine Beweise anführen dürfte, pflegt er, weil er selbst die behandelten Materien für schwer hält, immer wieder die Merkmale des Begriffs und die Gründe des Lehrsatzes kurz wiederholt einzuschleiben. Diese Einschübe sind es, welche seinen Styl zuweilen schwerfällig machen; und diese öftern Wiederholungen sind es, welche seinen Vortrag über Gebühr ausdehnen *).

Ich

*) Aus den Fehlern großer Männer kann man lernen, wenn man den Ursachen derselben nachspürt. Nichts ist der Deutlichkeit

Ich habe mir, bei der Uebersetzung eines so klassischen Autors, Abkürzungen nicht so oft erlaubt, als ich sie würde nöthig gefunden haben, wenn ich über die Schrift, als über mein eigenes Werk, hätte gebiethen können. Aber, was ich für erlaubt und schicklich hielt, habe ich gethan, um den Styl ohne Weglassung irgend einer wesentlichen Idee geschmeidiger zu machen, und das Ermüdende der Wiederholungen durch Abwechslungen des Ausdrucks zu mildern. Ob mir dieß gelungen sey; ob es mir und meinem Freunde überhaupt gelingen werde, dem Autor Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen und dem deutschen Leser Genüge zu thun; treu in der Darstellung der Ideen des erstern, und doch für das

lichkeit schädlicher, fiel mir oft bei der Uebersetzung des Smith ein, als die allzugroße Furcht, undeutlich zu seyn. Und diese Furcht entsteht nicht selten aus der Eigenliebe des Autors. Ich will so viel sagen. Ein Schriftsteller bildet sich oft ein, so neue und so tiefsinnige Sachen zu sagen, daß nur wenige Menschen fähig seyn werden, ihn aufs erstemal zu fassen. Er glaubt sich daher verbunden, sie von vielen Seiten zu zeigen, sie in veränderter Gestalt mehrmalen den Lesern unter die Augen zu führen, und sie, so oft er sie zu weitem Schlüssen als Vordersätze braucht, kurz zu wiederholen. Zuweilen entsteht auch dieses Mißtrauen in die Einsicht, oder die Aufmerksamkeit des Lesers, aus dem geheimen Bewußtseyn bei der ersten Erörterung des Gegenstandes, den einzigen rechten Ausdruck, der ihn völlig ins Licht setzte, nicht gefunden zu haben. Woraus es aber auch entstehe: so ist es allemal der Vollkommenheit des didaktischen Stils nachtheilig, und selbst dem Zwecke des gegebenen Unterrichts hinderlich. Wer den Gegenstand bei den ersten Erklärungen wohl gefaßt hat, sieht nicht nur Wiederholungen ungern, sondern wird auch veranlaßt, seine Aufmerksamkeit, wenn sie zuvor angespannt war, erschlassen zu lassen. Und ist er durch Sachen, die ihm überflüssig schienen, einmal zerstreuet worden: so überhört er auch oft diejenigen, welche unentbehrlich sind. Der unachtsame oder unfähige Leser hingegen erhält durch solche Wiederholungen selten einen andern Nutzen, als daß gewisse wissenschaftliche Wörter und Lebensarten sich tiefer in sein Gedächtniß einprägen, ohne daß sein Verstand über ihren Sinn erleuchteter würde.

das Verständniß des andern leicht und für sein Ohr angenehm zu seyn: darüber erwarten wir die Urtheile des Publicums, nicht mit zuverlässiger Hoffnung des Erfolgs, sondern ruhig, weil wir uns bewußt sind, daß wir uns aus allen unsern Kräften bemühen, diese doppelte Absicht zu erreichen.

Breslau, den 27. September 1793.

Christian Garve.

Stewarts Nachricht

von dem

Leben und den Schriften Adam Smiths.

Erster Abschnitt.

Von der Geburt Smiths an bis zur Herausgabe seiner
Theorie der moralischen Empfindungen.

Adam Smith, Verfasser der Untersuchung über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums, war der Sohn Adam Smiths, Controlleurs der Zollgesälle zu Kirkaldy *) und Margarethen Douglas. Er war das einzige Kind aus dieser Ehe, und wurde zu Kirkaldy
den

*) Adam Smith, der Vater, war von Aberdeen gebürtig und brachte seine frühern Jahre zu Edinburg als Notarius zu. Er wurde in der Folge Privat-Sekretär des Grafen von Loudoun, (während der Zeit, daß dieser erster Staatssekretär für Schottland und Großsiegelbewahrer war), und blieb in dieser Lage bis zum Jahre 1713 oder 14, da er die Stelle eines Zoll-Controlleurs zu Kirkaldy erhielt. Er war zugleich Sekretär bei dem Kriegsrathe und Kriegsgericht von Schottland; ein Posten, den er von 1707 an bis an seinen Tod bekleidete. Da er nun schon 70 Jahre todt ist: so sind die Nachrichten von ihm sehr unvollständig; aber aus dem vorhin angeführten läßt sich schließen, daß er ein Mann von nicht gemeinen Fähigkeiten gewesen sey.

den 5. Junius 1723, wenige Monate nach dem Tode seines Vaters geboren.

Als Kind war er kränklich, und von einer sehr schwächlichen Leibesbeschaffenheit, so daß er der sorgfältigen und zärtlichen Wartung, die er von seiner den Vater überlebenden Mutter genoß, sehr bedurfte. Man tabelte sie wegen der unbegrenzten Nachsicht, mit der sie ihn behandelte. Aber weder sein Körper noch sein Geist litten einen Nachtheil davon, und er genoß in der Folge das seltne Glück, ihr diese Zärtlichkeit, während eines Zeitraums von beinahe sechzig Jahren, durch jede Art von Aufmerksamkeit, welche kindliche Dankbarkeit nur beweisen kann, zu erwidern.

Ein Zufall, der ihm begegnete, da er ohngefähr drei Jahre alt war, ist zu wichtig, um in der Geschichte eines so schätzbaren Lebens übergangen zu werden. Seine Mutter hatte ihn bei einem Besuche, den sie bei seinem Oheim Douglas, in Strat, Henry machte, mit genommen: und der Knabe spielte eines Tages vor der Thüre des Hauses, wo man ihn ganz allein gelassen hatte, als er von einer Bande solcher Landstreicher, die man in Schottland linkers (Kesselflicker) nennt, geraubt wurde. Glücklicher Weise wurde er bald von seinem Oheim vermist: der, da er hörte, daß solches Gesindel vorbeigezogen wäre, sogleich, mit so viel Gehülfen, als er zusammen bringen konnte, nacheilte, und es noch im Leslie-Walde einholte. Diesem glücklichen Umstande hat die Welt die Erhaltung eines Genies zu verdanken, das bestimmt war, nicht nur die Gränzen der Wissenschaften zu erweitern, sondern auch auf die Verbesserung der öffentlichen Verwaltung in ganz Europa Einfluß zu haben.

Der Schule zu Kirkaldy, wo Smith seinen ersten Unterricht empfing, stand damals ein gewisser David Miller vor, ein zu seiner Zeit ganz angesehener Lehrer, und dessen Andenken um mehr als eines berühmten Mannes willen, der aus seiner so kleinen und unberühmten Lehranstalt hervorgegangen ist, bei der Nachwelt erhalten zu werden verdient. Darunter gehörte Herr Oswald von Dunikell; sein Bruder, Doctor Oswald, nachmals Bischoff von Raphoe; und unser ehemaliger vortreffliche College D. Johann Drysdale: alles Männer ungefähr von Smiths Alter, und die mit ihm zeitlebens

die genaueste Freundschaft unterhielten. Einer von seinen Schulkameraden *) ist noch am Leben, und seiner Güte bin ich vornehmlich die wenigen Materialien schuldig, aus denen ich den ersten Theil dieser Erzählung zusammen gesetzt habe.

Smith zeichnete sich unter diesen Gespielen seiner frühesten Jugend sehr bald durch seine Leidenschaft für Bücher, und durch die außerordentliche Stärke seines Gedächtnisses aus. Seine schwache Leibesbeschaffenheit hinderte ihn, an ihren Spielen, wenn sie heftige Bewegungen forderten, Theil zu nehmen: aber er wurde deswegen von ihnen nicht weniger, wegen seiner immer gleich guten, zwar muntern und thätigen, aber immer sanften und freundlichen Gemüthsart geliebt. Auch damals bemerkte man schon an ihm die Gewohnheiten, welche er durch sein ganzes Leben beibehalten hat: daß er oft allein laut mit sich selbst redete, und daß er in Gesellschaft anderer mit seinem Geiste abwesend war.

Aus der lateinischen Schule von Kirkaldy kam er im J. 1737. auf die Universität von Glasgow, wo er bis 1740 blieb: in welchem Jahre er nach Oxford in das Balliol-Collegium kam, als ein Alumnus der Snellschen Stiftung.

Doctor MacLaine von Haag, der mit Smith zugleich in Glasgow studirte, sagte mir vor einigen Jahren, daß dieser lektre sich während des Aufenthalts auf dieser Universität vornehmlich auf Mathematik und Naturwissenschaft gelegt habe: und als mein Vater zuerst Smiths Bekanntschaft machte, fand er ihn, wie ich mich erinnere, von ihm gehört zu haben, mit der Auflösung eines ziemlich schweren geometrischen Problems beschäftigt, das ihm von dem berühmten D. Samson war aufgegeben worden.

Dieß waren indeß gewiß nicht die Wissenschaften, in deren Sphäre die Natur ihn bestimmt hatte, zu glänzen. Auch hielten sie ihn nicht lange von den seinem Genie angemesseneren Studien zurück. Was Baco vom
Plato

*) Georg Drysdale, von Kirkaldy, Bruder des oben genannten Doctor Drysdale.

Plato sagt, kann sehr richtig auf ihn angewandt werden. „Illum, licet ad rempublicam non accessisset, tamen natura et propensione ad res civiles omnino propensum, vires eo praecipue intendisse; neque de philosophia naturali admodum sollicitum esse; nisi quatenus ad philosophi nomen et celebritatem tuendam, et ad majestatem quandam moralibus et civilibus doctrinis addendam sufficeret.“ Die Wissenschaft vom Menschen, in allen ihren Zweigen, besonders aber die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, both ihm ein weites Feld an, wo er Untersuchungen anstellen, und sich Ruhm erwerben konnte. Indesß sie auf der einen Seite seinem vielumfassenden und geschmeidigen Geiste Gelegenheit gab, alle seine verschiedne Fähigkeiten zu äußern, that sie zugleich seiner Lieblingsneigung ein Gnüge, zum Wohl der menschlichen Gesellschaft, und den Fortschritten der Cultur etwas beizutragen. Diesem Studium scheint er sich von der Zeit an, als er Oxford verließ, fast so gänzlich gewidmet zu haben, daß er es nur in seinen Erholungsstunden durch die leichtere Beschäftigung mit der schönen Literatur unterbrach. Er behielt indesß, selbst bis in seine höhern Jahre, die Erinnerung seiner frühen gesammelten mathematischen und physischen Kenntnisse bei, womit er nicht nur seine Unterhaltung im Gefäch belebte, sondern wodurch er auch sein Lieblingssthema, die Geschichte von dem allmählichen Fortgange des menschlichen Geistes, durch Beispiele aus solchen Wissenschaften erläutern konnte, bei denen sich die Ordnung in der Reihe der Entdeckungen am vollständigsten zeigen läßt. Ja, wenn ich nicht irre, so kann man seine frühzeitige Beschäftigung mit den griechischen Geometern, in der zuweilen an Weiterschweifigkeit gränzenden Klarheit und Genauigkeit erkennen, mit welcher er die Grundbegriffe seiner politischen Theorien aus einander setzt. — Wahrscheinlich trugen die Vorlesungen des tiefdenkenden, bescheidenen, und, von ihm stets mit den Ausdrücken der größten Bewunderung genannten Hutchensons, denen er vor seiner Abreise von Glasgow bewohnte, viel dazu bei, seinen Talenten diese Richtung auf das Moralische, den ihnen eigentlich angemessenen Gegenstand, zu geben. Ich bin nicht im Stande gewesen mir über den Theil seiner Jugend, den er in England zugebracht hat, Nachrichten

richten zu verschaffen. Ihn selbst habe ich oft sagen hören, daß er sich daselbst viel mit Uebersetzen (besonders aus dem Französischen) beschäftigt hätte, um seinen Styl in seiner Muttersprache zu bilden. Diese Uebung hielt er für alle, die in irgend einer Gattung selbst Schriftsteller werden wollen, äußerst nützlich. Es ist zu bedauern, daß von diesen seinen jugendlichen Arbeiten nichts übrig geblieben ist: da die wenigen in seinen Werken vorkommenden übersehten Stellen ausländischer Schriftsteller zeigen, wie weit er es in einer Kunst gebracht habe, die bisher unter den Engländern so selten von Männern von Genie ausgeübt worden ist.

Wahrscheinlich war es auch in diesem Zeitraume vornehmlich, daß er das Studium der Sprachen mit Eifer trieb. Die Kenntniß, die er sowohl von alten als neuen Sprachen hatte, war ungewöhnlich ausgebreitet und gründlich; und er brauchte sie nicht, um mit einer geschmacklosen Gelehrsamkeit zu prahlen, sondern mit der Denkungsart, den Sitten und den Verfassungen verschiedener Zeitalter und Völker vertraut zu werden. Wie genau er sich einst mit den nur zur Zierde und zum Vergnügen dienenden Zweigen der Gelehrsamkeit, besonders mit den Griechischen, Römischen, Französischen und Italiänischen Dichtern bekannt gemacht haben mußte, zeigten die vielen Stellen, die sich aus ihnen in seinem Gedächtnisse noch in seinen spätern Jahren erhalten hatten, nachdem sein Geist mit so vielen andern, ganz davon entfernten Gegenständen der Untersuchung war beschäftigt gewesen. *) Von englischen Dichtern, waren der Stellen, die er nicht bloß obenhin anzuführen, sondern die

er

*) Mein Freund und College, Professor Dalzel, hat oft mit mir von der ausnehmenden Festigkeit gesprochen, mit welcher alle einmal erworbenen Kenntnisse in Smiths Gedächtnisse aufbewahrt blieben, auch wenn er längst aufgehört hatte, sie zu cultiviren. So, sagte er, habe er oft Smiths Kenntnisse und Scharfsinn über philologische Gegenstände zu bewundern Gelegenheit gehabt, und selbst die Fertigkeit und Genauigkeit, mit welcher er sich der kleinsten Regeln der Griechischen Grammatik erinnerte hatte.

er Wort für Wort herzusagen mußte, so viele, daß selbst diejenigen, die kein anderes Studium als dieses kannten, darüber erstaunten.

Nach einem siebenjährigen Aufenthalte zu Oxford kehrte er nach Kirkaldy zurück und lebte zwei Jahre bei seiner Mutter; immer mit den Wissenschaften beschäftigt, aber noch ohne einen festen Plan für sein künftiges Leben. Man hatte ursprünglich ihn für die englische Kirche bestimmt, und eben deswegen ihn nach Oxford geschickt. Aber da er den geistlichen Stand nicht nach seinem Geschmacke fand, so glaubte er, bei der Wahl seiner Lebensart, mehr seine eignen Neigungen als die Wünsche seiner Freunde zu Rathe ziehen zu müssen. Er entsagte also allen weit aussehenden Entwürfen, welche diese zu seinem Glücke gemacht hatten, und kehrte in sein Vaterland zurück, entschlossen, sich mit einer der sehr mittelmäßigen Stellen zu begnügen, zu welchen gelehrter Fleiß in Schottland mit der Zeit gelangen kann.

Im Jahre 1748 schlug er seinen Wohnsitz in Edinburgh auf, und hielt in diesem und dem folgenden Jahre durch Vorschub des Lord Rames Vorlesungen über die Beredsamkeit und schönen Wissenschaften. Um eben diese Zeit stiftete er mit Alexander Wedderburne, jetzt Lord Loughborough, und mit William Johnston, jetzt Herrn Vulteney, eine sehr enge Freundschaft, die auch bis an seinen Tod ununterbrochen fort dauerte.

Ueber den Zeitpunkt der ersten Bekanntschaft Smiths mit Hume schweigen die Nachrichten, welche ich habe: aber soviel läßt sich aus einigen Papieren, welche Humes Neffe mir mitzutheilen die Güte gehabt hat, ersehen, daß diese Bekanntschaft schon vor dem Jahre 1752 in Freundschaft übergegangen war. Diese Freundschaft war auf gegenseitige Hochachtung gegen höhere Geistesfähigkeiten, und auf gemeinschaftliche Liebe zum Einfachen und Natürlichen gegründet; in beider Leben macht sie einen so merkwürdigen Umstand aus, daß jeder von ihnen beflissen gewesen ist, das Andenken davon in seinen Werken auf die Nachwelt zu bringen.

Im Jahr 1751 wurde er zum Professor der Logik auf der Universität Glasgow ernannt: und das Jahr drauf erhielt er nach dem Tode Craigies, des unmittelbaren Nachfolgers von Hutchinson, die Professur der
Moral

Moral auf derselben Universität. In diesem Posten blieb er dreizehn Jahre: — ein Zeitraum, auf welchen er in der Folge als den nützlichsten und glücklichsten Theil seines Lebens zurück sah. In der That war er hier in einer Lage, wo er seine Talente mit dem größten Vortheile zeigen konnte. Seine täglichen Berufsarbeiten beschäftigten ihn mit Untersuchungen eben der Art, zu welchen seine Neigung ihn hintrieb, und entwickelten bei ihm zuerst diejenigen Ideen, mit welchen er in der Folge die Welt belehrte. In dieser Absicht trug der akademische Lehrstuhl, wenn er auch seinem Ehrgeize keinen großen Wirkungskreis anwies, doch gewiß dazu bei, den künftigen Rang, den er unter den Schriftstellern seines Vaterlandes einnehmen sollte, vorzubereiten.

Von Smiths moralischen Vorlesungen in Glasgow hat sich nichts erhalten, als was er selbst aus denselben in seine Theorie der moralischen Empfindungen und in sein Werk über den Nationalreichthum gebracht hat. Das Publicum wird daher gewiß, wie ich hoffe, folgende kurze Nachricht von denselben nicht ungern sehen, die mir ein schätzbarer Mann, der damals sein Schüler war, und nachmals sein vertrauter Freund gewesen und bis an seinen Tod geblieben ist, mitgetheilt hat.

„Als er die Professur der Logik, das erste Lehramt, welches er in Glasgow bekleidete, antrat, sah er sehr bald, daß er die Unterrichtsmethode seiner Vorgänger verlassen, und die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf nützlichere und interessantere Gegenstände, als die gewöhnliche Logik und Metaphysik der Schulen ist, richten müsse. Seine Vorlesungen enthielten daher, nach einer kurzen allgemeinen Uebersicht der Grundkräfte des menschlichen Geistes, und einer solchen Erklärung der alten logischen Regeln als hinlänglich ist, die ehemals so geschätzte Kunst der Syllogistik kennen zu lernen, ein System der Redekunst und der schönen Wissenschaften. Er glaubte, daß man den nützlichsten Theil der Metaphysik, die Lehre von den verschiedenen Kräften und Fähigkeiten des menschlichen Geistes, nicht besser studiren könne, als indem man die verschiedenen Arten seine Gedanken durch die Rede mitzutheilen untersuche; und von den verschiedenen Gattungen litterarischer Producte, welche durch jene Fähigkeiten hervorgebracht werden, die Regeln und Grund-

sätze erforsche. Durch jene Redekünste wird alles, was wir denken und fühlen, kurz jede Operation unsers Geistes auf diejenige Weise ausgedrückt, die zu einer deutlichen Vorstellung und zu einer langen Erinnerung derselben am schicklichsten ist. Wozu noch kommt, daß kein Zweig der philosophischen Wissenschaften der das Gebiet derselben zuerst betretenden Jugend angemessener ist, als dieser, welcher nächst ihrem Verstande auch ihre Einbildungskraft und ihre Empfindsamkeit zugleich beschäftigt.“

Es ist sehr zu bedauern, daß die Handschrift Smiths, welche diese Vorlesungen enthielt, vor seinem Tode vernichtet worden ist. Der erste Theil derselben war im Vortrage und Styl mit größter Sorgfalt ausgearbeitet und das Ganze hatte alle Kennzeichen eines geläuterten Geschmacks und einer originellen Denkkraft. Da Smith seinen Zuhörern erlaubte, diese seine Vorlesungen nachzuschreiben, so sind viele der darin enthaltenen Meinungen und Bemerkungen seit jener Zeit dem Publicum, entweder in einzelnen Aufsätzen, deren ganzen Inhalt sie ausmachten, oder in Sammlungen, in denen sie mit anderer Gedanken vermischt waren, vorgelegt worden. Sie haben aber, wie leicht zu vermuthen war, in dieser Gestalt viel von dem ursprünglichen und eigenthümlichen Charakter, den sie von ihrem Verfasser empfangen, verloren, und sind durch die viele fremdartige und unbedeutende Materie, der sie beigemischt worden sind, beinahe unkenntlich geworden.

Ungefähr ein Jahr nach dem Antritt der logischen Professur erhielt Smith den Lehrstuhl der Moral. Seine Vorlesungen über diese letzte Wissenschaft waren in vier Theile getheilt. Der erste enthielt die natürliche Theologie; und in diesem trug er die Beweise für das Daseyn und die Eigenschaften Gottes vor, und entwickelte die Grundtriebe und Anlagen der menschlichen Natur, auf welche sich die Religion stützt. Der zweite Theil enthielt die eigentliche Sittenlehre, und bestand hauptsächlich aus derjenigen Reihe von Lehren, die der Verfasser nachmals in seiner Theorie der moralischen Empfindungen öffentlich bekannt gemacht hat. In dem dritten Theile handelt er mit größerer Ausführlichkeit den Theil der Sittenlehre ab, welcher sich auf die Pflicht der

früher

strengen Gerechtigkeit bezieht, und der, da es in demselben ganz genau bestimmte Regeln giebt, auch eine mehr ins einzelne gehende Theorie zuläßt.

In dieser Materie scheint er dem von Montesquieu angegebenen Plane gefolgt zu seyn, historisch die allmählichen Fortschritte der Rechtswissenschaft, sowohl in Beziehung auf das öffentliche, als auf das Privat-Recht, von den ersten Zeiten der Nothheit bis zu den letzten der größten Cultur zu verfolgen, und bemerkbar zu machen, wie diejenigen Künste, welche den Unterhalt der Menschen erleichtern, und durch die Vermehrung nutzbarer Eigenthums Reichthum erzeugen, stets verhältnißmäßige Aenderungen und Verbesserungen in den Gesetzen und den Regierungsarten der Staaten hervor gebracht haben. Auch diesen wichtigen Theil seiner academischen Arbeiten war er gesonnen herauszugeben. Aber er lebte nicht lange genug, um diesen Voratz, den er am Ende seiner Theorie der moralischen Empfindungen erklärte, auszuführen.

In dem letzten Theile seiner Vorlesungen erklärte er diejenigen politischen Anordnungen, welche nicht das Recht, sondern den Staats-Nutzen zum Grunde haben, und deren Endzweck ist, die Macht und die Reichthümer der bürgerlichen Gesellschaft zu vermehren. In dieser Rücksicht untersuchte er darin die Einrichtungen und Gesetze der Staaten, in Beziehung auf Handel, Finanzen, kirchliche und militärische Anstalten. Was Smith über diese Gegenstände auf dem Katheder vortrug, enthielt das Wesentlichste von dem, was er in der Folge in seinem Werke über den Nationalreichthum ausführte.

In keinem Geschäfte erscheinen die Talente Smiths in einem höhern Lichte, als bei dem, eines Akademischen Lehrers. Er las seine Vorlesungen nicht ab, sondern hielt sie frei und mit Ausdrücken, wie sie ihm auf der Stelle einfielen. Sein Aeußeres, obgleich nicht einnehmend, war doch einfach und ungezwungen; und da er immer an dem Gegenstande seiner Untersuchung lebhaft Theil zu nehmen schien: so konnte es ihm auch nie fehlen, die Zuhörer dafür mit Theilnehmung zu erfüllen. Jeder Vortrag bestand gemeinlich aus einigen gleich anfangs angegebenen Sätzen, die er, nach und nach, durchgieng, erläuterte und bewies. Diese Sätze hatten,
in

in der Allgemeinheit, in welcher er sie ausdrückte, nicht selten einen Anstrich von Paradoxie. Wenn er anfang sie zu erklären, schien er zuerst nicht völlig Herr von seiner Materie zu seyn, um die Ausdrücke zu suchen. Aber so wie er fortsuhr, wurde der Stoff unter seinen Händen immer reicher und er für denselben mehr erwärmt. Worte und Ausdrücke flossen ihm mehr und leichter zu. Bei Sätzen, welche von den gemeinen Meinungen abgingen, wurde man gewahr, daß er Widerspruch erwartete, und daß er sie daher mit größerer Lebhaftigkeit und Ausführlichkeit vertheidigte. Durch die Menge und Mannigfaltigkeit der Erläuterungen, die er den Lehrsätzen beifügte, wurden diese zu Abhandlungen von beträchtlichem Umfange, in welchen doch der Zuhörer, ohne durch Wiederholungen ermüdet zu werden, zugleich Unterricht und Vergnügen fand. Er verfolgte darin den Gegenstand, durch alle die mannigfaltigen Ansichten, die er unter verschiedenen Gesichtspunkten wählen konnte; und führte diese zuletzt wieder auf das einfache Princip zurück, aus welchem diese Reihe von Meditationen hervorgegangen war.

„Der Ruf Smiths, als Universitätslehrers, breitete sich daher auch sehr aus, und zog aus entfernten Gegenden Großbritanniens Schüler nach Glasgow, die bloß um ihn zu hören diese Universität besuchten. Diejenigen Zweige der Gelehrsamkeit, welche er vortrug, wurden für diese Zeit die Modestudien: und über die von ihm geäußerten Meinungen wurde in den Gesellschaften und litterarischen Zusammenkünften des Orts am meisten gesprochen. Selbst die kleinen Eigenheiten seiner Aussprache und Declamation wurden Gegenstände der Nachahmung für viele.“

Indeß sich Smith, auf diese Weise, als öffentlicher Lehrer, durch Fleiß und Geschicklichkeit auszeichnete, legte er allmählig den Grund zu einem noch ausgebreitern Ruhme, indem er sein System der Moral zum Drucke vorbereitete. Dieses Werk erschien zuerst im Jahr 1759 unter dem Titel: Theorie der moralischen Empfindungen.

Bis her war Smith der Welt als Schriftsteller noch nicht bekannt: und auch ohne seinen Namen war er, so viel ich weiß, bis dahin nicht vors Publicum getreten, außer

außer in einer periodischen Schrift, der *Review of Edinburgh* betitelt, die im Jahre 1755 von einigen sehr talentvollen Männern unternommen, aber wegen dazwischen kommender andrer Arbeiten, schon mit dem zweiten Hefte geendigt wurde. — Smith ließ in dieses Journal eine Recension des Johnsonschen Wörterbuchs einrücken; der er, in einem Briefe an die Herausgeber, allgemeine Bemerkungen über den Zustand der Wissenschaften in den verschiednen Ländern Europens hinzufügte. In jener Recension zeigt er einige Fehler in Johnsons Pläne an, den er nicht als genau genug nach den Regeln der Sprachlehre entworfen, tabelt. „Die verschiednen Bedeutungen eines Worts sind in der That gesammelt: aber sie sind nicht in Classen geordnet, sie sind nicht auf eine erste und ursprüngliche Bedeutung zurück geführt. Ueberdies sind die Sinnverwandten Wörter nicht hinlänglich bemerkt, und ihre Verschiedenheit nicht genau genug angegeben.“ Diese Kritik zu erläutern schreibt Smith aus Johnsons Wörterbuche die beiden Artikel, *but* (aber) und (*humour*) (*Humor*) ab, und setzt diesen seine Erklärung und Classification der Bedeutungen dieser Wörter entgegen. Von dem Worte *but* sind in der That die verschiedenen Bedeutungen sehr fein unterschieden und sehr glücklich von einander abgeleitet. Der Artikel *humour* scheint weniger sorgfältig gearbeitet.

Die Bemerkungen über den Zustand der Wissenschaften in Europa sind mit Einsicht und Geschmack geschrieben: aber sie werden vornehmlich dadurch merkwürdig, daß man sieht, ihr Verfasser studirte zu einer Zeit die auswärtige Philosophie und Litteratur, da man sich auf unsrer Insel noch wenig darum bekümmerte.

In einem und demselben Bande mit der Theorie der moralischen Empfindungen erschien auch seine Abhandlung über den Ursprung der Sprachen, und über den verschiednen Geist der Ur- und der abgeleiteten Sprachen. Diese beiden Werke verdienen einer etwas ausführlichern Betrachtung, und ich widme meinen Bemerkungen darüber den folgenden Abschnitt.

Zweiter Abschnitt.

Ueber die Theorie der moralischen Empfindungen, und
über die Abhandlung von dem Ursprunge
der Sprachen.

Die Wissenschaft der Sitten ist von den neuern Philosophen in zwei Theile getheilt worden, in die Theorie der allgemeinen Grundsätze, und in die praktischen Regeln. Die Fragen, welche in jener Theorie aufgelöst werden sollen, sind vornehmlich folgende zwei. Erstlich. Durch welche ursprüngliche Eigenschaft unsrer Natur werden wir darauf gebracht, uns etwas, als sittlich gut, oder böse, vorzustellen? Wird dieser Unterschied durch eben die Fähigkeit wahrgenommen, welche zwischen Wahr und Falsch unterscheidet? oder geschieht die Wahrnehmung desselben durch eine eigne Art von Sinn, der durch die eine Art menschlicher Beschaffenheiten Vergnügen, durch eine andere Unlust erhält? Zweitens. Was ist der eigentliche Gegenstand der moralischen Billigung? Welche Eigenschaft, oder welche Eigenschaften gehören wesentlich zur Tugend, und sind allen ihren Arten gemeinschaftlich? Ist diese Eigenschaft Wohlwollen, oder vernünftige Selbstliebe, oder eine Schicklichkeit der Gemüthsbeschaffenheit zu den jedesmaligen Umständen, unter welchen der Mensch handeln soll? Die Beantwortung dieser beiden Fragen scheint die ganze Theorie der Moral zu erschöpfen. Der Zweck der einen ist; den Ursprung unsrer moralischen Ideen ausfindig zu machen; der Zweck der andern, die verschiedenen Erscheinungen in der moralischen Welt auf einfache und allgemeine Gesetze zurück zu führen.

Der zweite, der praktische Theil der Moral, enthält alle diejenigen Regeln, welche bei den verschiednen Arten
mensch,

menschlicher Handlungen, die Endzwecke, die man sich dabei vorsetzen soll, und die Mittel, durch welche sich diese Endzwecke erreichen lassen, angeben. Zu demselben gehören auch noch alle diejenigen Aussätze, welche bestimmt sind die sittlich guten Anlagen des Menschen, durch eine lebhafteste Schilderung, der Schönheit, der Würde und des Nutzens der Tugend, zu beleben.

Ich will jetzt nicht untersuchen, ob diese Eintheilung der moralischen Wissenschaft die vollkommenste ist. Ich merke bloß an, daß bei derselben die beiden Wörter, Theorie und Praxis, in einem ganz andern als dem gewöhnlichen Sinne gebraucht werden. Zum Beispiele ist das Verhältniß zwischen dem theoretischen und praktischen Theile der Mathematik, ganz ein anderes, als das zwischen Theorie und Praxis in der Moral. In der Geometrie sind alle praktische Regeln auf die vorher feststehenden theoretischen Lehrsätze gebauet. In der Moral sind die praktischen Regeln ein Werk der Erfahrung, und auch den gemeinsten Fähigkeiten einleuchtend: die theoretischen Grundsätze machen auch für die geübtesten Denker, einen der schwersten Gegenstände metaphysischer Untersuchung aus.

Die praktischen Regeln der Moral scheinen die Alten, (wenn wir von einigen unglücklichen Vorurtheilen absehen, welche Folgen des allgemein herrschenden, gewaltthätigen und gegen gewisse Menschenklassen unterdrückenden Regierungssystems waren) schon so vollkommen eingesehen, und so deutlich erklärt zu haben, als es nur dem Menschen überhaupt möglich ist. Daher auch in neuern Zeiten diejenigen Schriftsteller diesen Zweig der Moral am glücklichsten bearbeitet haben, welche am genauesten in die Fußstapfen der Griechischen und Römischen Schriftsteller getreten sind. Die theoretische Frage, über das Wesen der Tugend, oder über den eigentlichen Gegenstand der moralischen Billigung war eine Lieblingsuntersuchung der alten philosophischen Schulen. Die zweite aber, über das Princip dieser Billigung, ist, wenn auch nicht den Alten ganz unbekannt gewesen, doch weit sorgfältiger in neuern Zeiten, und in England vornehmlich seit den zwischen Eudworth und Hobbes gewechselten Streitschriften, untersucht worden. Und durch die Beantwortung dieser Frage, (zu welcher unsre speculati-

culativen Köpfe durch ihre Neuheit sowohl, als durch ihre Schwierigkeit vorzüglich hingezogen wurden,) — unterscheiden sich die neuern Systeme der Moral am allermeisten.

Es war die Meinung D. Eudworth, welcher auch Clarke folgte: daß die moralischen Unterschiede durch eben die Kraft des menschlichen Geistes wahrgenommen werden, welche das Wahre vom Falschen unterscheidet. — Dieses System zu widerlegen war ein großer Endzweck der Hutchesonschen Philosophie; und sie bemühte sich im Gegentheile darzuthun, daß die Wörter Recht und Unrecht gewisse nicht durch Vernunft sondern durch Empfindung wahrzunehmende Eigenschaften bedeuten, mit welchen unmittelbar der Eindruck des Wohlgefalligen, oder des Mißfälligen verbunden ist. Und diesem Vermögen, bei dem Anblicke der Tugend, oder des Lasters, Vergnügen oder Mißvergnügen unmittelbar zu empfinden, gab er den Namen des moralischen Sinnes. Seine Grundsätze werden im Ganzen, von Smith sowohl als von Hume angenommen. Nur in einem wichtigen Punkte weichen sie von ihm ab. Hutcheson behauptet, der moralische Sinn sey eine ursprüngliche Kraft der menschlichen Natur, die sich nicht weiter erklären lasse; die beiden andern Philosophen hingegen haben versucht, ihn durch Zergliederung auf noch allgemeinere Grundkräfte zurück zu führen. Unter sich aber gehen sie in ihren Systemen weit von einander ab. Nach Hume sind alle Eigenschaften, welche wir tugendhaft nennen, entweder dem Menschen selbst oder andern nützlich: und das Wohlgefallen, welches wir an ihnen finden, ist das Vergnügen der Nützlichkeit. Smith, ohne diese Grundsätze Humes gänzlich zu verwerfen, stellt ein anderes viel mehr umfassendes Lehrgebäude auf: ein Lehrgebäude, von welchem er glaubt, daß mit demselben die Theorien seiner berühmtesten Vorgänger, bei einer genauen Entwicklung, zusammenfallen, und daß durch einseitige Betrachtung eines seiner Theile diese sämmtlich entstanden sind.

Von dieser, Smith in der That ganz eignen und an sich sehr scharfsinnigen Theorie will ich einen kurzen Auszug zu geben suchen. Für die, welche jene Theorie aus den Schriften ihres Urhebers selbst kennen, wird
dieser

dieser Auszug überflüssig erscheinen. Aber ich schmeichle mir, daß er Personen, die zu solchen abstrakten Untersuchungen weniger gewöhnt sind, nicht ganz unnütz seyn wird: indem er ihnen die Hauptsätze dieses Systems im Zusammenhange zu einer kurzen Uebersicht darstellt, da sie in dem Smith'schen Werke selbst durch die vielen glücklichen Erläuterungen, welche der Verfasser hinzugesügt, und einige beredte Abschweifungen, durch welche er sie ausschmückt, von einander so weit getrennt werden, daß die Aufmerksamkeit des Ungeübten den Faden leicht verliert.

Das Grund-Princip in Smith's Theorie ist: daß es die Handlungen andrer Menschen sind, bei welchen wir zuerst die moralischen Unterschiede wahrnehmen: und daß die Urtheile, welche wir über unser eigenes Verhalten fällen, nur spätere Anwendungen von den Entscheidungen sind, nach denen wir früher die Handlungen unsers Nächsten gerichtet haben. Sein Werk zerfällt in zwei Theile. In dem ersten zeigt er, auf welche Weise wir über das Verhalten unsers Nächsten urtheilen lernen: und in dem zweiten, auf welche Weise wir durch Anwendung dieser Urtheile auf uns selbst, ein Gefühl von dem, was Pflicht sey, erlangen.

Unsere moralischen Urtheile sowohl über unsre eigene Aufführung, als über die Aufführung von andern schließen zwei von einander verschiedene Vorstellungen in sich; erstlich die Vorstellung von Recht, oder Unrecht der Handlung; zweitens die von Verdienst, oder Schuld des Handelnden. Derjenigen Beschaffenheit menschlicher Aufführung, welche die Moralisten gemeiniglich Richtigkeit (*rectitudo*) nennen, giebt Smith den Rahmen, Schicklichkeit oder Angemessenheit (*proprietas*): und er fängt seine Theorie mit der Untersuchung an, worin diese Schicklichkeit bestehe, und wie wir zu der Idee derselben gelangen. Das Wesentliche seiner Abhandlung über diesen Gegenstand beruht auf folgenden Sätzen.

I. Von dem, was in dem Gemüthe eines andern Menschen bei irgend einer bestimmten Gelegenheit vorgeht, können wir nur durch unsre eigene Erfahrung Begriffe erhalten. Und der einzige Weg, wie wir zu diesem Begriffe gelangen, ist, daß wir uns in Gedan-

ken

fen in seine Stelle setzen, und uns selbst befragen, wie uns in seiner Lage zu Muthe seyn würde. Wir können uns nemlich niemals in Gedanken in irgend eine Lage versetzen, ohne etwas von dem Eindrucke auf unser Gemüth zu fühlen, den diese Lage, wenn sie wirklich wäre, hervorbringen würde. Und die Aufmerksamkeit also, die wir auf den Zustand unsers Nächsten wenden, muß immer in uns der Art nach ähnliche, wenn auch in Grade weit schwächere Gefühle erwecken, als dieser Zustand selbst, wäre er der unsrige, erwecken würde.

Daß diese durch die Einbildungskraft bewirkte Versetzung unsrer selbst in andrer Lage, die einzige Quelle des Antheils ist, den wir an ihrem Schicksale nehmen, sucht Smith durch mehrere Beispiele zu beweisen. „Wenn wir sehen, daß ein heftiger Stoß oder Schlag eben be-
„reitet ist, auf den Arm oder Fuß eines andern zu fallen:
„so ziehen wir, vermöge einer mechanischen Reizbarkeit,
„unsern eignen Arm oder Fuß zurück. Und wenn der
„Streich wirklich niederfällt: so fühlen wir etwas, als
„wenn wir an derselben Stelle verletzt wären. — Wenn
„Leute aus dem Pöbel einem Seiltänzer zusehen, so pfle-
„gen sie ihren Körper eben so zu drehen und zu wend-
„den, als ob sie selbst in Gefahr wären zu fallen, und
„sich im Gleichgewicht zu erhalten suchten.“

Etwas ähnliches, sagt Smith, findet Statt, so oft wir unsre Aufmerksamkeit angestrengt auf den Zustand eines andern Menschen richten. — „Jede Leidenschaft,
„welche in der Hauptperson nach ihrer Lage entsteht,
„erregt bei dem aufmerksamen Zuschauer eine ähnliche,
„tiewohl schwächere Gemüthsbewegung. An allem, was
„jener wiederfährt, nehmen die Beistehenden insofern
„Theil, als sie vermögend sind sich in seine Lage hinein-
„zudenken, oder glauben, daß sie in derselben mit ihm
„gleichförmig fühlen würden.“

Diese natürliche Anlage unserer Natur, uns in der Einbildung in die Lage andrer Menschen zu versetzen, und an den Empfindungen Theil zu nehmen, welche diese Lage hervorzubringen geschickt ist, nennt Smith Sympathie oder Mitempfindung. In einigen Fällen besteht er zu, daß diese Sympathie aus dem Anblicke der fremden Leidenschaft entstehe: in den meisten Fällen aber, behauptet er, entstehe sie nicht sowohl aus dem Anblicke
der

der Leidenschaft, als aus der Vorstellung der Lage selbst, von der sie die Folge war.

2. Eine Sympathie, oder ein unter zwei Personen gemeinschaftliches Gefühl, ist immer beiden angenehm. Wenn ich in einer Lage bin, die bei mir irgend eine Leidenschaft rege macht: so ist es mir erfreulich zu wissen, daß die Zuschauer meiner Lage etwas meiner Leidenschaft ähnliches fühlen. Auf der andern Seite ist es auch für den Zuschauer angenehm, zu bemerken, daß seine Empfindungen mit den meinigen übereinstimmen.

3. Wenn der, welcher eines andern Menschen Lage sieht, nach Betrachtung aller Umstände, sich auf gleiche Art als er afficirt fühlt: so billigt er das Gefühl, oder die Leidenschaft dieser Person, und erklärt sie für schicklich und der Sache angemessen. Die Ausnahmen, welche es von dieser Regel zu geben scheint, sind nur täuschend. „Ein fremder, z. B. geht bei uns auf der „Straße vorüber, der alle Zeichen des tiefsten Schmerzes an sich trägt: und wir erfahren, daß er eben die „Nachricht von dem Tode seines Vaters erhalten hat. „Es ist unmöglich, daß wir in diesem Falle nicht seine „Betrübniß billigen sollten. Indes kann es oft geschehen, daß, ohne von Menschenliebe entblößt zu seyn, wir „doch den tiefen Kummer dieses Fremden so wenig zu „unserm eignen machen, daß wir kaum ein flüchtiges „Bedauern für ihn fühlen. Da wir aber aus der Erfahrung wissen, daß ein solcher Grad von Betrübniß „durch einen solchen Unglücksfall sehr natürlich erregt „wird: so wissen wir auch, daß, wenn wir uns Zeit „nehmen, seine Lage nach allen ihren Seiten zu betrachten, wir gewiß herzliches Mitleiden mit ihm haben „würden. Dieses Bewußtseyn einer unter gewissen Bedingungen uns möglichen Sympathie mit einem Leidenden, ist der Grund, warum wir seine Betrübniß billigen, selbst wo wir diese Sympathie nicht wirklich empfinden, und die allgemeine Regel, die wir aus unsern Erfahrungen von dem, was wir gewöhnlich zu empfinden pflegen, abziehen, berichtigt hier, so wie in vielen andern Fällen, das Mangelhafte, welches unsrer gegenwärtigen wirklichen Empfindung eigen ist.“

Wenn also Smith, ein Gefühl oder eine Leidenschaft, deren Ausdruck wir in den Reden oder Handlungen

lungen eines Menschen sehen, schließlich nennt: so versteht er darunter, daß sie mit dem Gegenstande, der sie erweckte, in gehörigem Verhältnisse stehen. Von dieser Schicklichkeit bei den Gefühlen andrer kann ich, sagt Smith, nicht anders urtheilen, als nach der Uebereinstimmung, welche sie mit meinem eignen dann erregten Gefühle haben, wenn ich mich in Gedanken in ihre Lage versetze. Und die Wahrnehmung dieser Uebereinstimmung ist der Grund der moralischen Billigung.

4. Ob wir gleich, wenn wir auf eines andern Umstände Achtung geben, und in Gedanken seine Lage zu der unsrigen machen, natürlicher Weise Empfindungen in uns entstehen sehen, welche den seinigen ähnlich sind: so bleiben doch diese unsre Mitgefühle, dem Grade nach, hinter den ursprünglichen Gefühlen des wirklich in dieser Lage sich befindenden sehr weit zurück. Um sich also das Vergnügen, welches aus der Uebereinstimmung der Gefühle für Menschen, die mit einander in Gesellschaft leben, entsteht, zu verschaffen, lehrt die Natur selbst den, welcher bloß als Zuschauer an eines andern Zustande Theil nimmt, nach einem so hohen Grade von Rührung zu streben, als er nur erreichen kann, um seine Empfindungen denen, welche der Gegenstand selbst erregen würde, so nahe als möglich zu bringen; und von der andern Seite lehrt sie den wirklich von diesem Gegenstande afficirten Theil seine Gefühle äußerst zu mäßigen, um sie zu der schwächern sympathetischen Empfindung des Zuschauers herabzustimmen.

5. Auf diese zwiefachen Bemühungen sind zwei Arten der Tugend gegründet. Auf die Bemühung des Zuschauers, sich in die Lage der handelnden Hauptperson zu versetzen, und seine sympathetischen Empfindungen zu der Höhe ihrer ursprünglichen Gefühle zu bringen, gründen sich die sanftern, die liebenswürdigen Tugenden, die Tugend der theilnehmenden Menschenliebe, und der verzeihenden Billigkeit. Auf die Bemühung der unmittelbar afficirten Hauptperson, ihre Gefühle bis zu dem Grade zu mäßigen, daß sie mit den schwachen Empfindungen des Zuschauers übereinstimmen können, gründen sich die erhabnern, die männlichen, die ehrwürdigen Tugenden, die Tugenden der Selbstverleugnung, der Standhaftigkeit und des Muthes; deren Gemeinschaftliches eine solche

Herr:

Herrschaft der Vernunft über die Leidenschaften ist, durch die sie immer in den der Würde unsrer Natur und den Regeln der Schicklichkeit gemäßen Schranken gehalten werden.

Smith geht nun, dieses noch mehr zu erläutern, die verschiedenen Arten der Gefühle durch, und zeigt, daß bei jeder nur derjenige Grad gebilligt wird, in welchen der unbefangene Zuschauer mit seinen Empfindungen einstimmen kann. Von allen solchen Leidenschaften z. B. welche bloß aus einem gewissen Zustande des Körpers entstehen, ist ein sehr starker Ausdruck immer unanständig, weil an körperlichen Leiden und Vergnügungen, der, welcher sie nicht selbst empfindet, wenig Theil nehmen kann. Bei körperlichem Schmerz laut aufzuschreien wird für unanständig gehalten, aus keiner andern Ursache, als weil die Sympathie des Zuschauers mit einer so heftigen Empfindung des Leidenden in keinem Verhältnisse steht. Nicht viel mehr Sympathie erregen diejenigen Leidenschaften, welche aus einer eigenthümlichen und individuellen Gemüthsstimmung entspringen.

Bei den ungeselligen Leidenschaften des Hasses und der Rache ist die Sympathie des Zuschauers getheilt zwischen der Person, welche von diesen Leidenschaften eingenommen ist, und zwischen der, gegen welche sie gerichtet sind. „Wir sind für beide besorgt: und die Furcht vor dem, was der eine Theil leiden würde, wenn jene Leidenschaften ihren Zweck erreichten, schwächt unsere Theilnehmung an dem, was der andere Theil gelitten hat.“ Dieß ist die Ursache, warum diese Leidenschaften eine so schwache Sympathie erregen, und warum ihr Ausdruck mehr als der Ausdruck irgend einer andern Gemüthsbewegung eingeschränkt werden muß, wenn er gebilligt werden soll.

Der entgegengesetzte Fall tritt bei den geselligen Leidenschaften der Liebe und der Dankbarkeit ein. Die Sympathie mit der Person, welche einer andern wohlthut, wird durch die Sympathie mit der Person, welche der Gegenstand jenes Wohlwollens ist, verstärkt. Und daher kommt das vorzüglichste Wohlgefallen, das wir an diesen Leidenschaften finden, und die Achtung, die wir für sie als schicklich und anständig hegen.

Die egoistischen Gefühle von Freude und Schmerz, wenn sie bloß aus unserm eignen Glücke oder Unglücke entstehen, halten zwischen den geselligen und ungeselligen Leidenschaften die Mitte. Sie sind weder so einnehmend als die ersten, noch so verhaßt als die letztern. Auch in ihrem Uebermaße mißfallen sie uns nicht so sehr, wie ausschweifender Haß, weil keine entgegengesetzte Sympathie der Theilnehmung daran im Wege steht: und bei der vollkommensten Schicklichkeit gefallen sie nicht so sehr, als uneigennütziges Wohlwollen: weil keine doppelte Sympathie die Theilnehmung an ihnen verstärkt.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen über die Schicklichkeit der Handlungen untersucht Smith, welchen Einfluß auf die moralische Beurtheilung der Handlungen die Glücksumstände des Handelnden haben. Er sucht zu zeigen, (was der gemeinen Meinung entgegen steht) daß, wofern sich nur nicht Neid in unsre Empfindungen einmischt, wir mehr natürlichen Hang haben, mit der Freude, als mit der Traurigkeit zu sympathisiren; und daß es daher im Glücke leichter, als im Unglücke ist, den Beifall der Menschen zu gewinnen. Aus eben diesem Princip leitet er den Ursprung des Ehrgeizes, oder der Begierde her, über andre Menschen erhaben zu seyn. Dies ist nehmlich, sagt er, die Lage, in welcher wir die allgemeinste Aufmerksamkeit und Sympathie erregen, und die größte Herrschaft über die Gefühle andrer Menschen erhalten.

Nachdem Smith die Zergliederung unsrer Vorstellungen von Schicklichkeit und Unschicklichkeit der Handlungen geendigt hat, geht er zur Untersuchung unsrer Begriffe von Verdienst und Schuld fort. Auch diese, behauptet er, entspringen unmittelbar nicht aus einer an uns selbst, sondern aus einer an andern gemachten Wahrnehmung. Und die Sympathie ist nach ihm eben sowohl das Princip, nach welchem wir dem Handelnden Verdienst oder Schuld, als das, wornach wir der Handlung Schicklichkeit oder Unschicklichkeit zuerkennen.

Die Wörter Schicklichkeit und Unschicklichkeit zeigen in dieser Theorie, wie ich schon gesagt habe, die Beziehung einer Handlung auf ihre Ursache an. Die Wörter, Verdienst und Schuld, bezeichnen, sagt Smith, das Verhältniß derselben zu ihrer Wirkung.

Wenn

Wenn eine Gemüthsbeschaffenheit darauf gerichtet ist, Wohlseyn hervorzubringen: so scheint uns der, welcher sie bei sich hegt, einer Belohnung, — wenn sie darauf gerichtet ist, Unglück zu stiften, so scheint er uns einer Strafe werth.

Dankbarkeit und Nachbegierde *) sind die beiden Principien in der menschlichen Natur, die uns am unmittelbarsten zur Belohnung oder zur Bestrafung gewisser Handlungen andrer antreiben. Von einer Person also sagen, daß sie Strafe oder Belohnung verdient hat, heißt soviel als sie für einen schicklichen Gegenstand der Dankbarkeit oder der Nachbegierde halten. Oder, mit noch andern Worten, es zeigt an, daß sie bei einer gewissen andern Person eine Dankbarkeit oder einen Unwillen erregt hat, mit welchem alle andere vernünftige Menschen sympathisiren.

Es muß indeß hierbei noch bemerkt werden, daß, um die wohlthätigen Handlungen eines Mannes als verdienstlich zu betrachten, nicht genug ist, das Gute einzusehen, welches dadurch einem andern zu Theile geworden, sondern auch die Bewegungsgründe, um deren willen die Handlungen geschehen sind, als schicklich anzuerkannt werden müssen. Wir müssen nicht bloß mit der Freude dessen der eine Wohlthat von dem andern erhalten hat, sondern auch mit den Gesinnungen des Wohlthäters sympathisiren können. Unsere Empfindung bei dem Verdienstlichen einer Handlung ist also eine zusammengesetzte, aus dem Mitgefühl mit der Dankbarkeit dessen, welchem die Handlung nützlich gewesen ist, und aus dem Mitgefühl mit den Bewegungsgründen und Gesinnungen dessen, welcher die Handlung gethan hat. Dieselbe Zer-

gler

*) Nachbegierde hat im Deutschen immer den schlimmen Nebenbegriff einer unwürdigen und übertriebenen Empfindlichkeit gegen Beleidigungen. Resentment, im Englischen, ist bestimmter, und deswegen der Stelle angemessener. Der Deutschen Sprache fehlt das genau entsprechende Wort.

gliederung findet auch bei der Vorstellung der Schuld statt.

Dieser Deduction zu Folge erkennen wir also nur diejenigen Handlungen einer Belohnung würdig, welche in ihren Wirkungen wohlthätig und zugleich aus den gehörigen Beweggründen geschehen sind, und diejenigen Handlungen allein als strafwürdig, welche schädlich in ihren Folgen, und zugleich aus unrichtigen Beweggründen entsprungen sind. Ein bloßer Mangel von Wohlthätigkeit macht noch nicht strafällig: denn dieser Mangel bringt niemanden einen wirklichen Schaden. Auf der andern Seite verdient ein Mann, der bloß unschuldig ist, und sich damit begnügt die strengen Regeln der Gerechtigkeit gegen andere zu beobachten, auch hinwiederum nichts weiter, als daß andere sich eben so sorgfältig enthalten, ihm zu schaden, oder sich bloß gerecht gegen ihn erweisen.

Diese Bemerkungen führen Smith in eine Untersuchung, die schon etwas in die Materie des zweiten Haupttheils seiner Moral eingreift, in die Untersuchung nemlich, auf welche Weise wir dazu gelangen, über die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit unsrer eignen Aufführung zu urtheilen; oder wie das Gefühl von Verdienst oder Schuld, mit einem Worte, das Gewissen bei uns entsteht.

Die Idee von Gerechtigkeit leitet Smith, eben so wie alle andere moralische Unterschiede, aus dem Princip der Sympathie her. Wenn ich bloß auf mich selbst Acht habe: so scheint mir meine eigene Glückseligkeit wichtiger, als die der ganzen übrigen Welt zu seyn. Aber ich weiß, daß in diesen ausschweifenden Vorzug, den ich mir selbst gebe, andere Menschen unmöglich einstimmen können; und daß ich in ihren Augen nur einer aus vielen, d. h. ein Mensch bin, der nicht mehr Achtung und Theilnehmung verdient, als jeder andere aus dem Haufen. Wenn mir also an der Sympathie und dem Beifalle andrer Menschen etwas gelegen ist; — (und es ist nach Smiths Meinung, der stärkste Trieb meiner Natur, welche mir den Wunsch darnach einflößt) so muß ich mich gewöhnen, meine Glückseligkeit nicht in dem Lichte anzusehen, in welchem sie mir selbst, sondern in dem, in welchem sie der ganzen übrigen Welt erscheint.

scheint. Wenn mich jemand unaereicht beleidigt: so weiß ich, daß die ganze Gesellschaft unter der ich lebe, an meinem Unwillen Theil nehmen wird. Aber wenn ich ohne von dem andern beleidiget worden zu sehn, zuerst seine Wohlfahrt verlege, bloß weil seine Vortheile den meinigen im Wege stehen: so sehe ich auch voraus, daß jedermann mit dem Unwillen des andern gegen mich sympathisiren wird, und daß ich von aller Welt als strafwürdig werde anerkannt werden.

So oft ich nun durch die Heftigkeit der Leidenschaft verleitet werde, diese Betrachtungen aus den Augen zu setzen, und in dem Falle eines Widerspruchs zwischen meinem und andrer Vortheile, nach meinem eignen individuellen Gefühle, nicht nach dem gemeinschaftlichen aller unparteiischen Zuschauer, zu handeln: so oft mißbillige ich, bei ruhiger Selbstprüfung, meine eigne Handlung; oder ich empfinde Gewissensbisse. Wenn meine Leidenschaft nun befriedigt ist, und ich anfangs mit kalterm Blute über meine Handlung nachdenken: so kann ich mich selbst nicht mehr in die Gemüthsstimmung versetzen, aus welcher dieselbe entstanden war. Die Bewegungsgründe, welche mich dabei regiert hatten, scheinen mir jetzt eben so unschicklich und unzulänglich, als sie der übrigen Welt schon immer geschienen haben; ich betrübe mich über das Unglück, welches ich angerichtet habe, ich fühle Mitleiden mit der Person, welche durch mein begangenes Unrecht leidet; und ich erkenne den allgemeinen Unwillen, der gegen mich rege werden muß, für gerecht. Diese Empfindungen sind es eigentlich, welche wir Gewissensbisse nennen; sie sind zusammengesetzt aus dem Gefühl der Schaam wegen der Unschicklichkeit unsers vergangenen Betragens, aus dem Gefühl des Schmerzes wegen des dadurch angerichteten Unglücks, aus dem Gefühl des Mitleidens mit der ungerecht leidenden Person, und endlich aus dem Gefühl der Furcht vor der Strafe, mit welcher der allgemeine gegen uns erregte Unwille aller vernünftigen Wesen uns bedrohet.

Die entgegenaesetzte Aufführung dessen, der aus den gehörigen Bewegungsgründen eine großmüthige Handlung gethan hat, erweckt auf gleiche Weise bei ihm selbst

selbst die entgegengesetzte Empfindung der Selbstbilligung, der Freude und der Hoffnung.

Die bisher angeführten Sätze enthalten das Wesentliche von Smiths Theorie über den Ursprung unsrer moralischen Empfindungen, insofern wenigstens, als sie sich auf die Aufführung andrer beziehen. Er gesteht indeß zu, daß die Urtheile, die wir über die Handlungen der Menschen bei besondern Gelegenheiten fällen, nicht immer mit diesen Grundsätzen übereinstimmen, und daß sie oft durch ganz andre Betrachtungen, als die der Schicklichkeit der zum Grunde liegenden Gesinnungen, und der Nützbarkeit der dadurch beabsichtigten Wirkungen bestimmt werden. Auch die bloß zufälligen guten oder bösen Folgen der Handlungen, die, da sie nicht in des Handelnden Gewalt stehen, auch ihm weder zum Verdienst noch zur Schuld angerechnet werden können, haben doch auf jene Urtheile großen Einfluß. Sie veranlassen uns, theils die Klugheit des Handelnden zu schätzen oder in Anspruch zu nehmen, theils seine Absichten für verdienstlicher oder für verdächtig zu halten. Aber diese Abweichung der menschlichen Urtheile von den allgemeinen Principien der Moral ist kein Einwurf gegen die Smithsche Theorie insbesondere. Sie trifft jedes andere System auf gleiche Weise. Sobald man den Werth der Handlungen nach dem glücklichen oder unglücklichen Erfolge beurtheilt, welches unstreitig oft geschieht, so muß man von allen aus der menschlichen Natur gezogenen Principien moralischer Billigung oder Mißbilligung abweichen, was diese Principien auch immer seyn mögen. Und daher haben auch die Moralisten von jeher geklagt, daß Lob und Tadel, Belohnung und Strafe so selten von den Menschen nach den wahren Verhältnissen des Verdienstes und der Schuld ausgetheilt werden. Smith behandelt also diese Schwierigkeit, nicht als einen Einwurf gegen seine Theorie, sondern als eine Einwendung gegen alle moralischen Principien überhaupt. Und in der That ist er der erste Philosoph, welcher diese Schwierigkeit in ihrem ganzen Umfange dargestellt hat; so wie in der Behandlung derselben, sein Scharfsinn und seine Gabe des Vortrags vorzüglich hervorleuchten. Ich halte diesen Theil seines Werks, da er von dem ihm eignen

eigenen System völlig unabhängig ist, für den sichersten und unbestrittensten Gewinn, den die moralische Wissenschaft durch Smith erhalten hat. — Es ist nicht möglich, in einem Auszuge wie der gegenwärtige, die Ideen Smiths über den genannten Punkt auf eine genugthuende Art aus einander zu setzen. Ich kann bloß anzeigen, daß sie in drei Abschnitte getheilt sind, zuerst über den Ursprung, dann über die weite Ausdehnung, und endlich über den Nutzen jener in der menschlichen Natur liegenden Unregelmäßigkeit. Seine Bemerkungen über den letzten Punkt sind vorzüglich angenehm und lehrreich. Er sucht nehmlich zu zeigen, daß selbst durch die Abweichungen von den Regeln der Sittlichkeit und der Wahrheit, zu welchem die Natur den Saamen in uns gelegt hat, die Glückseligkeit und Vollkommenheit unsrer Gattung befördert werde. Der noch übrige Theil der Smithschen Theorie beschäftigt sich damit, zu zeigen, auf welche Weise das Gefühl von Pflicht entstehe, indem wir die Regeln unsrer Urtheile über die Aufführung anderer auf unsere eigene anwenden. Gleich beim Anfange dieser Untersuchung, der wichtigsten ohne Zweifel in seinem Werke, und zu welcher alle bisher entwickelten Grundsätze nur die Vorbereitung ausmachen, stellt er in Absicht des Urtheils, welches der Mensch über seinen eigenen moralischen Werth fällt, eine Thatsache auf, die beim ersten Anblicke seiner Theorie nicht günstig zu seyn scheint. Er gesteht nehmlich zu: daß weise und tugendhafte Menschen es sich nicht sowohl zum Zwecke bei ihren Handlungen machen, den Beifall anderer Menschen zu erhalten, als ihn zu verdienen; und daß die Selbstzufriedenheit, welche die Folge einer pflichtmäßigen Aufführung ist, nicht sowohl aus dem Besitze der allgemeinen Achtung, als aus dem Bewußtseyn, dieser Achtung werth zu seyn, entstehe. Er behauptet aber zu gleicher Zeit, daß, ob gleich dieses Factum das Daseyn eines urförmlichen, von allen Rücksichten auf äußre Verhältnisse unabhängigen Principis der Moralität anzuzeigen scheine, doch jene Urtheile über uns selbst immer eine geheime Beziehung auf die Urtheile andrer haben; — es sey auf die, welche sie wirklich fällen, oder auf die, welche sie unter gewissen Bedingungen fällen würden, oder endlich auf die, welche sie fällen sollten; und

und daß, wenn ein Mensch von seiner Geburt an, einzeln, ohne das mindeste Verkehr mit andern Menschen lebte, er von einem Unterschiede zwischen sittlich Gut und Böse so wenig, als von dem Unterschiede zwischen Schön und Häßlich etwas wissen würde. Es giebt zwar, behauptet Smith, einen Richtersstuhl in unserm eignen Busen, von welchem alle unsre Handlungen ihr Urtheil empfangen, und dessen Aussprüche uns oft mit uns unter den Lobpreisungen der Welt demüthigen, und bei dem allgemeinen Tadel derselben erheben; gleichwohl finden wir, wenn wir auf den Ursprung dieser innern Gerichtsbarkeit sehen, daß sie ihr Ansehen großen Theils von jenen Entscheidungen fremder Richter erhält, welche so oft von ihr wiederrufen und abgeändert werden.

Wenn wir zuerst in die Welt eintreten, so machen wir gutherzig den unmöglichen Entwurf, aller Menschen Liebe und Beifall zu gewinnen. Wir werden indeß bald gewahr, daß dieser allgemeine Beifall unerreichbar ist; daß wir bei der rechtschaffensten Aufführung, doch den Vortheilen oder den Neigungen einiger Menschen entgegen handeln müssen, die dann selten unbefangen genug sind, um die Billigkeit unsrer Bewegungsgründe anzuerkennen, und zuzugeben, daß ein Betragen, welches ihnen unangenehm ist, doch für uns vollkommen anständig gewesen sey. Um uns gegen solche parteiische Urtheile zu vertheidigen, stellen wir in uns selbst einen neuen Richter auf, der zwischen uns und denen, mit welchen wir leben, Recht spreche. Wir stellen uns vor, als handelten wir in der Gegenwart einer Person, die weder mit uns, noch mit der durch unsere Handlungen leidenden Person in einem besondern Verhältnisse stände, und wir bemühen uns so zu handeln, daß wir den Beifall dieses unparteiischen Zuschauers zu erhalten hoffen können. Nur indem wir die Urtheile dieses fremden Beobachters und Richters zu Rathe ziehen, können wir den Werth unsrer eigenen Handlungen mit einiger Gewisheit erkennen.

Zwei Zeitpunkte beim Handeln giebt es, in welchen wir uns an diesen unparteiischen Zuschauer, zur Untersuchung unserer Aufführung, in Gedanken wenden: einmal, wenn wir uns zum Handeln entschließen, und
zwei

zweitens, wenn wir vollbrachte Handlungen prüfen. In beiden Fällen sind wir doch noch immer in Versuchung parteiisch zu seyn.

Wenn wir im Begriffe sind zu handeln: so erlaubt uns die Leidenschaft, von der wir eingenommen sind, selten, den Standpunkt, in welchem ein unparteiischer Zuschauer unsere Handlung ansehen würde, zu fassen. — Und wenn die Handlung vorbei, und die Leidenschaft durch ihre Befriedigung oder durch die Zeit gemäßiget ist: so wird es uns zwar an sich eher möglich, in die Seele jenes unparteiischen Zuschauers zu sehen, und dessen Urtheile über unser Betragen wahrzunehmen: aber da es eine höchst unangenehme Empfindung erweckt, von sich selbst schlecht denken zu müssen: so wenden wir unsere Aufmerksamkeit freiwillig von den Umständen hinweg, die uns unsere Handlung in einem nachtheiligen Licht zeigen. Wir suchen uns selbst zu täuschen: und dieser Selbstbetrug ist die Quelle von der Hälfte aller moralischen Vergehungen, welche die menschliche Aufführung schänden.

Um diesen Täuschungen zu begegnen, werden wir von der Natur selbst dazu angewiesen, die Handlungen andrer Menschen unablässig zu beurtheilen, und uns nach und nach von denselben Regeln, von dem was gethan und gelassen werden soll, festzusetzen. Einige ihrer Handlungen beleidigen alle unsere natürliche Empfindungen: und wenn wir andere Menschen darin mit uns übereinstimmen sehen: so halten wir diese unsere Mißbilligung für gerecht. Wir setzen es daher als eine allgemeine Regel fest, daß wir alle solche Handlungen vermeiden müssen, die uns in den Augen aller Menschen verhaßt, verächtlich und strafwürdig machen; und diese Regel prägen wir uns ein, um die falschen Vorspiegelungen zu berichtigen, mit welchen uns, bei unsern eignen Handlungen, Eigenliebe und Leidenschaft täuscht. Ein rachsüchtiger Mensch würde, wenn er seinem ersten Gefühle bei einer empfangnen Beleidigung folgte, vielleicht den Tod des Beleidigers nicht für eine zu harte Strafe desselben halten. Aber er erinnert sich, wie sehr er bei Beleidigungen, die einem andern widerfahren waren, eine solche an dem Beleidiger genommene Rache verabscheuet hat, und er hält seine Leidenschaft
durch

durch die aus jenen Erinnerungen abgezogene Regel im Zaume. Wäre die ihm angethane Beleidigung der erste Fall gewesen, worin er einen Beleidiger und einen Beleidigten hätte handeln sehen: so würde er unfehlbar sein Gefühl zum Maßstab der Rechtmäßigkeit gemacht, und die grausame Bestrafung seines Beleidigers für schicklich und beifallswürdig gehalten haben. Diese Rücksicht nun auf solche, aus den Urtheilen über andrer Handlungen abgezogene Regeln ist das, was Smith Gefühl der Pflicht nennt.

Ich habe schon oben mit einem Worte angezeigt, daß Smith das Humiesche Moralsystem, nach welchem der Nutzen der Handlungen ihren moralischen Werth bestimmt, nicht gänzlich verwirft. Er giebt zu, daß keine andern Eigenschaften der Seele tugendhaft genannt werden, als die, welche entweder den Menschen selbst, der sie hat, oder den andern, mit welchen er in Verbindung steht, nützlich sind. Er nimmt an, daß das Wohlgefallen, welches wir in der Tugend finden, durch die Wahrnehmung ihres Nutzens, oder, wie er nach seiner Theorie sich ausdrückt, durch die Sympathie mit der Glückseligkeit derer, auf welche sich der wohlthätige Einfluß der Tugend erstreckt, erhöht werde. Aber er leugnet dessen ungeachtet, daß Rücksicht auf den Nutzen der Tugend, der erste Grund der moralischen Billigung sey.

Seine Meinung über diesen Punkt ist, in wenige Worte zusammengefaßt, folgende. „Wenn wir irgend eine menschliche Handlung, oder einen menschlichen Charakter als gut billigen: so vereinigen sich in unserm Beifall vier ganz verschiedene Empfindungen. Wir sympathiren zuerst mit den Bewegungsgründen des Handelnden. Wir nehmen zweitens Antheil an der Dankbarkeit der Personen, deren Glück durch die gute Handlung befördert worden ist. Wir bemerken drittens mit Wohlgefallen, daß diese Aufführung den allgemeinen Regeln, nach welchen sich diese doppelte Sympathie in den meisten Fällen richtet, gemäß ist. Wir sehen endlich die tugendhafte Handlung als einen Theil eines Systems an, das, wenn es von allen Menschen, oder von jedem immer befolgt wird, nothwendig zur Wohlfahrt des Einzelnen oder der ganzen Gesellschaft führen muß; und in dieser Beziehung macht uns die
„Tugend

„Tugend ungefähr eben das Vergnügen, welches uns jede ihrem Endzwecke wohl angemessene Maschine verursacht.“ Diese vier Eindrücke scheinen ihm alles zu erschöpfen, was wir bei der moralischen Empfindung der Billigung einer Handlung annehmen. — „Man ziehe, sagt Smith, in irgend einem einzelnen Fall, von seinen Empfindungen dasjenige ab, was der einen oder der andern dieser vier Quellen zugehört, und das was alsdann noch übrig bleibt, bin ich sehr geneigt, einem moralischen Sinne, oder irgend einer andern Urkraft zuzuschreiben: nur muß man mir bestimmt angeben, worin dieses Uebrigbleibende bestehe.“

Smiths Lehrsätze über die Natur der Tugend sind nur Entwicklungen seiner Grundsätze über den Ursprung der moralischen Billigung. Der Begriff der Tugend, glaubt er, schließt immer den Begriff der Schicklichkeit der Gesinnungen und Leidenschaften zu ihren jedesmaligen Gegenständen in sich; und diese Schicklichkeit kann nach ihm nicht anders, als durch die Sympathie oder die Theilnehmung unparteyischer Zuschauer erkannt werden. Aber diese Schicklichkeit, fährt er fort, die zum Wesen der Tugend gehört, erschöpft nicht den Begriff derselben. Wohlthätige Handlungen haben noch eine andere Eigenschaft, vermöge welcher sie nicht nur als der Billigung, sondern als einer Belohnung würdig erscheinen; und sie erwecken einen weit höhern Grad von Achtung, der aus einer zwiefachen Sympathie entsteht, — aus der Sympathie mit der Dankbarkeit dessen, der die Wohlthat empfangen hat, und aus der Sympathie mit den menschenfreundlichen Gesinnungen des Wohlthäters. In dieser Rücksicht, glaubt Smith, sey die Wohlthätigkeit eine Tugend höherer Art, als Klugheit, Wachsamkeit, Mäßigung, Standhaftigkeit u. s. f. Tugenden, die zwar mit Beifall angesehen werden, aber dem Menschen doch noch keine Art von Verdienste ertheilen. Dieser Unterschied sey, glaubt er, von seinen Vorgängern unter den Moralisten, nicht genau genug bemerkt worden, von denen einige Grundsätze aufstellen, nach welchen sich die, jenen geringern Tugenden zugestandene Achtung, nicht wohl erklären läßt, andere nach den ihrigen den Vorzug, welcher der Wohlthätigkeit vor den übrigen Tugenden zukommt, nicht anerkennen.

Dies

Dieß sind die Grundlinien von Smiths Theorie der moralischen Empfindungen, einem Werke, das, auch dem Leser, welcher mit der darin aufgestellten Theorie nicht einig ist, doch durch die Neuheit der Ideen, und den Scharfsinn in ihrer Entwicklung, Bewunderung für seinen Verfasser einflößt. Ich für mein Theil gestehe, daß meine Begriffe von den ersten Gründen der Sittlichkeit mit der Smithschen Theorie nicht übereinstimmen. Nichts destoweniger finde ich in seinem Werke eine Menge sehr belehrender Wahrheiten; und wenn er zuweilen durch die Begierde, sein Princip auf alle mögliche Fälle auszu dehnen, verführt wird: so hat er auf der andern Seite gewiß die Moralisten auf einen bisher nicht genug benutzten Gesichtspunkt, aus welchem sich die sittliche Natur des Menschen ansehen läßt, aufmerksam gemacht. Wie viel Wahres und Gründliches diese Theorie enthalten müsse, zeigt sich schon aus der Leichtigkeit des Einganges, welchen sie findet. Denn wie Smith anmerkt, kann in der Sittenlehre nicht leicht ein System den Beifall der Menschen erhalten, das nicht wenigstens in vielen Punkten an die Wahrheit gränzt. „In der Erklärung physischer Erscheinungen kann manches System, das nicht den mindesten Grund in der Natur hat, lange Zeit mit allgemeinem Beifalle aufgenommen werden. Aber der Philosoph, welcher uns unsere eigne Empfindungen und die Erscheinungen unsers denkenden Wesens erklären will, und dieß durch solche Principien thut, die mit der wirklichen Beschaffenheit der Sache nichts gemein, nichts den wahren Principien ähnliches haben, wird selbst dem wenig denkenden Leser als ungereimt und lächerlich erscheinen.“

Doch hierauf schränkt sich Smiths Verdienst nicht ein. Kaum wird irgend ein Werk alter oder neuer Zeit angeführt werden können, wo alle Thatfachen, welche auf die Sittlichkeit Bezug haben, und deren Herleitung aus einem gemeinschaftlichen Princip, das eigentliche Geschäft des Moral-Philosophen ausmacht, so vollständig aufgestellt werden. Und schon dieser Umstand wird das sorgfältige Studium dieses Werks allen denen höchst nützlich machen, welche selbst mit ähnlichen Untersuchungen beschäftigt sind. Zwar sind diese Thatfachen mit den eigenthümlichen Lehrsätzen seiner Theorie verwebt. Aber
 doch

doch immer sind sie so deutlich vorgetragen und so glücklich erläutert, daß es dem aufmerksamen Leser sehr leicht wird, sie von den Ausdrücken und den Zusätzen, welche von den besondern Hypothesen des Verfassers herrühren, zu entkleiden, und sie in derjenigen Reinheit und logischen Genauigkeit darzustellen, in welcher allein die Thatsachen zu einer philosophischen Erkenntniß des Gegenstandes führen können.

Ich muß noch die Bemerkung hinzusetzen, daß in der Entwicklung der theoretischen Grundsätze, Smith die reinsten und erhabensten Maximen für das praktische Leben mit Geschicklichkeit und Geschmack einwebt; und daß sein Werk durchaus eine Menge anziehender Schilderungen von Charakteren und Sitten enthält. Einen andern Vorzug erhält dasselbe durch einige Nebenuntersuchungen, die bei jeder, über die ersten Principien angenommenen Hypothese von gleicher Wichtigkeit sind. Von dieser Art ist die oben schon angeführte Untersuchung über den Einfluß der Glücksumstände der Personen auf die Beurtheilung ihrer moralischen Handlungen, und eine andere über den Einfluß der Gewohnheit auf eben diese Urtheile.

Die Schreibart, deren sich Smith in der Darlegung seiner Theorie bedient, scheint mir der Natur solcher abgezogener und feiner Begriffe nicht völlig angemessen. Da er Ideen mittheilen will, welche äußerst abgezogen und fein sind, und über die sich schwerlich anders ohne Mißverständnisse zu erregen, streiten läßt, als wenn jeder Idee ihr eigenthümliches Wort gewidmet wird, erlaubt er sich oft eine Abwechselung von Ausdrücken, die nicht vollkommen gleichbedeutend sind, und hindert dadurch die Aufmerksamkeit des Lesers sich auf den einzigen bestimmten Sinn, welchen seine Sätze haben sollen, zu richten. Ein ähnlicher Nachtheil entsteht aus der Mannichfaltigkeit der Formen, in welche eine und dieselbe Wahrheit, in verschiedenen Theilen seines Werks eingekleidet ist. Dafür sind aber auch in denjenigen Theilen seines Werks, welche auf die Einbildungskraft und das Herz zu wirken geschickt sind, die Erläuterungen so mannigfaltig und so glücklich, seine Beredsamkeit ist so reich an Sachen und so fließend im Ausdrucke, seine Gabe die Aufmerksamkeit zu gewinnen und die Empfindungen zu erregen

so

so ausgezeichnet: daß er, von dieser Seite, unter den englischen Moralisten nicht seines Gleichen hat.

Die Abhandlung über den Ursprung der Sprachen, welche der zweiten Ausgabe der Theorie der moralischen Empfindungen zuerst angehängt wurde, ist ein sehr scharfsinniger Versuch, auf den der Verfasser selbst einen hohen Werth legte. Aber in einer allgemeinen Uebersicht seiner Werke, verdient dieser Aufsatz nicht sowohl der Meinungen wegen, die er enthält, als des Gegenstandes wegen, den er untersucht, Aufmerksamkeit: insofern nemlich derselbe, der überhaupt, so viel ich weiß, neuern Ursprungs ist, Smiths Wißbegierde in einem vorzüglichem Grade angezogen und beschäftigt hatte. Untersuchungen einer ähnlichen Art mit denen in diesem Aufsatz finden sich in allen seinen litterarischen, politischen und moralischen Werken; und in jedem derselben hat er sehr glückliche Muster davon geliefert.

Wenn nemlich wir in einem so verfeinerten Zeitalter wie das unsrige ist, den erlangten Grad unsrer Geistesbildung, unsere Meinungen, Sitten und Anstalten mit denen, welche unter rohen Völkerstämmen die herrschenden sind, vergleichen: so stößt uns von selbst die wichtige Frage auf: durch welche allmähliche Fortschritte die einfachen Aeußerungen der uncultivirten Natur zu dem gegenwärtigen Zustande der Dinge übergiengen, der so zusammengesetzt ist, und in dem so viel Kunst herrscht. Woher rührt die regelmäßige Bildung und die systematische Anordnung, die wir in den angebaueten Sprachen bewundern? Wie entstand die Aehnlichkeit, durch welche die Sprachen der entferntesten Nationen einander verwandt zu seyn scheinen: und wie entstanden die Eigenheiten, durch welche sich auch die ähnlichsten von einander unterscheiden? Welches ist der Ursprung der Künste und Wissenschaften: und an welchem Faden ist der Geist des Menschen von seinen ersten Versuchen zu seinen letzten und höchsten Entdeckungen geleitet worden? Wo schreibt sich der wundernswürdige Bau der bürgerlichen Gesellschaft her? Wie fanden sich die allgemeinen Grund-
sätze,

sätze, welche allen Regierungen zum Grunde liegen; und wie bildeten sich die verschiedenen Formen, welche die Staatsverfassungen der Völker und Zeitalter von einander absondern? Ueber die meisten dieser Fragen, kann uns die Geschichte keine befriedigende Antwort geben. Denn lange zuvor, ehe die Menschen so weit in ihrer Cultur vorgerückt sind, daß sie die Begebenheiten ihrer Zeit aufschreiben und der Nachwelt durch Denkmähler überliefern, haben sie schon einige der wichtigsten Schritte zu dieser Cultur gethan. Einige einzelne Thatsachen, welche diese Fortschritte betreffen, können wir vielleicht aus den Beschreibungen der Reisenden sammeln, welche die Länder wilder Nationen besucht haben: aber man sieht leicht, daß man auf diesem Wege zu einer vollständigen und zusammenhängenden Geschichte der menschlichen Vervollkommnung nimmermehr gelangen kann.

Bei diesem Mangel historischer Nachrichten müssen wir die Lücke durch philosophische Hypothesen zu ergänzen suchen; und wenn wir nicht erfahren können, wie die Menschen unter gewissen Umständen wirklich gehandelt haben: so müssen wir aus ihrer Natur und aus der Beschaffenheit und der Wirksamkeit dieser Umstände zu schließen suchen, wie sie gehandelt haben müssen. Bei diesen Untersuchungen können manche aus Reisenachrichten gezogene Thatsachen uns als Gränzsteine den Weg bezeichnen, den wir zu nehmen haben; und zuweilen kann wieder unsere Philosophie dazu dienen, die Wahrheit der Reisenachrichten zu prüfen, und unglaublich scheinenden Sachen Bestätigung zu geben.

Auch sind Speculationen dieser Art nicht bloß zur Befriedigung der Neugierde nützlich. Es geht bei der Geschichte der menschlichen Vervollkommnung, wie bei der Erklärung der Erscheinungen in der Körperwelt. In beiden können wir oft nicht durch Beobachtung ausfinden, wie die Natur das, was wir sehen, zu Stande gebracht habe. In beiden ist es darn zweckmäßig und wichtig die Art zu untersuchen, wie nach der bekannten Beschaffenheit der natürlichen Kräfte die Sache habe zu Stande kommen können. Ein ähnlicher Fall tritt bei den Sprachen ein. Es ist unnützlich die Schritte historisch nachzuweisen, welche die Menschen nach und nach zur vollständigen Bildung irgend einer Sprache gethan haben.

ben. Aber wenn wir doch nur aus den bekannten Principien der menschlichen Natur die Möglichkeit zeigen, wie die verschiedenen Redetheile haben erfunden, und wie sie haben zu einem Ganzen verbunden werden können: so ist die Wißbegierde nicht nur einigermaßen befriedigt; sondern von der andern Seite wird wenigstens derjenige tragen Philosophie gesteuert, welche, sobald sie eine Erscheinung in der Körper- oder Geisterwelt nicht erklären kann, sogleich zu einem Wunder ihre Zuflucht nimmt.

Dieser Art philosophischer Nachforschungen hatte ich Lust den Namen, theoretische oder muthmaßliche Geschichte zu geben. Er würde ungefähr eben das ausdrücken, was Hume natürliche Geschichte, *) und mehr als ein französischer Schriftsteller, *histoire raisonnée* nennt.

Die reine und die angewandte Mathematik liefern, in ihren verschiedenen Zweigen, sehr schicklichen Stoff für diese theoretische Geschichte. Und ein sehr gütiger Richter, d'Alembert, hält in Elementarbüchern diejenige Anordnung der Sätze, welche der natürlichen Ordnung der Erfindungen nachfolgt, für die tauglichste, die Wißbegierde der Anfänger zu erwecken, und ihren mathematischen Gevius zu üben. Eben dieser Autor führt als ein Muster dieser Methode den Abschnitt in Montuclas Geschichte der Mathematik an, wo er von der Astronomie handelt, und wo er zeigt, durch welche Reihe von Schlüssen, die Menschen von dem sinnlichen Anblicke des Himmels, bis zur Erfindung und zur Annahme des Kopernikanischen Systems gekommen sind. Es ist vielleicht der Bemerkung nicht unwürdig, daß die theoretische Geschichte eben dieser Wissenschaft, (bei der wir vielleicht mehr, als bei irgend einer andern Wissenschaft Gelegenheit haben, die natürlichen Fortschritte der menschlichen Begriffe und Schlüsse, mit der historisch aufgefundenen Reihe der auf eine der folgenden Astronomischen Systeme zu vergleichen) eine der frühesten Arbeiten Smiths gewesen ist, und eine von den wenigen, deren Handschrift er nicht vor seinem Tode vernichtet hat.

Ich

*) Hume's natürliche Geschichte der Religion.

Ich habe schon zu verstehen gegeben, daß vollkommen ähnliche Untersuchungen sich über Fortgang der Civilisation, und die Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Regierungsformen anstellen lassen. Es sind indeß erst in den neuesten Zeiten Versuche hierzu gemacht worden. Die meisten Staats-Schriftsteller von Montesquieu begnügen sich historisch die Verfassung und die Gesetze der Staaten anzugeben, und diese aufs Gerathewohl der Weisheit der Gesetzgeber, oder zufälligen, jetzt nicht mehr auszufindenden Umständen zuzuschreiben. Montesquieu hingegen betrachtet vom Anfange an, die Gesetze, als aus dem Zustande einer bürgerlichen Gesellschaft entstehend, und bemüht sich die Veränderungen, welche die Verfassungen der Völker erlitten haben, aus der Veränderung der Lagen herzuleiten, in die sie nach und nach bei fortschreitender Cultur gerathen sind. So sehen wir ihn, zur Erläuterung mancher dunkeln Punkte des römischen Rechts, anstatt sich in die Irrgänge der Alterthumsforscher zu verlieren, Licht von den Reisebeschreibungen der neuern Zeiten herbeihohlen; und aus den Nachrichten ungelehrter Seefahrer über die jetzigen Sitten uncultivirter Völker Aufschlüsse über die Geschichte der Gesetze und Sitten im menschlichen Geschlechte überhaupt schöpfen.

Seit Montesquieus Zeit ist dieses Studium mit gutem Erfolge fortgesetzt worden. Lord Kames hat in seinen Schriften über die Geschichte der Rechte einige vortrefliche Proben davon geliefert; besonders in seinen Versuchen zur Geschichte des Eigenthums und der Criminalgesetze. Einige scharfsinnige Untersuchungen ähnlicher Art kommen in Millers Schriften vor.

Smith läßt in seinen Werken, ihr Inhalt mag seyn, welcher er will, keine Gelegenheit vorbei, auf den Ursprung der menschlichen Meinungen und Einrichtungen zurück zu gehen, und ihn in den Grundanlagen der menschlichen Natur, oder in den Umständen der bürgerlichen Gesellschaft aufzusuchen. Ich habe zuvor einer nicht vollendeten Geschichte der Astronomie gedacht, die er doch zur öffentlichen Bekanntmachung nach seinem Tode bestimmt hat. Und ich erinnere mich von ihm gehört zu haben, daß er in seinen frühern Jahren die Geschichte der übrigen Wissenschaften auf eine ähnliche Weise behan-

be

be behandeln wollen. Mehrere in seinem Werke über den Nationalreichthum vorkommende Untersuchungen sind mit eben diesem Gegenstande beschäftigt, besonders die über die natürliche Stufenfolge der Erwerbungen und Reichthümer eines Landes, und über die Ursachen, warum in den meisten europäischen Staaten eine ganz entgegengesetzte Ordnung wirklich statt gefunden hat. In seinen Vorlesungen über das natürliche Recht, waren, selbst nach der oben davon gegebenen kurzen Nachricht, Speculationen dieser Art sehr häufig.

Ich habe von eben dem Freunde, der mir die obige Nachricht von Smiths Glasgowischen Vorlesungen mittheilte, gehört, daß Smith einst den Vorsatz geäußert habe, ein Buch über die Römische und Griechische Republiken zu schreiben. „Und ich bin überzeugt,“ setzt dieser Freund hinzu, „daß, so viel auch über diesen Gegenstand geschrieben ist, Smith in Absicht der innern häuslichen und bürgerlichen Verfassung dieser Völker, so viele noch unbemerkte und doch wichtige Gesichtspunkte entdeckt haben würde; daß durch Hülfe derselben, manches in ihrer Geschichte und ihrer Politik in einem weit natürlichern Lichte, als bisher, erscheinen würde.“

Dieselbe Art zu denken, denselben Untersuchungsgeist brachte er auch mit ins gesellschaftliche Leben, und wendete sie auf die alltäglichen Gegenstände des Gesprächs an. Ueber jede vorkommende Kleinigkeit hatte er irgend eine phantasiereiche Theorie in Bereitschaft, die er, ohne die mindeste Affectation mit so viel Scharfsinn und so natürlich durchzuführen wußte, daß er dadurch seiner Unterhaltung ungemein viel Leben und das Angenehme der Neuheit gab. Daher auch seine genaue und gründliche Kenntniß mancher sehr unbedeutenden Sachen, aus dem menschlichen Leben, die er, wenn er in seinen Untersuchungen auf sie stößt, ausführlicher als andre Schriftsteller thun, behandelt; aber immer unter neuen und wichtigen Gesichtspunkten zeigt. Seine Freunde fanden um desto mehr Vergnügen, ihn so über Kleinigkeiten mit Anmuth und Gründlichkeit philosophiren zu hören, da sie nach seiner öftern anscheinenden Unaufmerksamkeit aus das, was um ihn herum vorging, gar nicht hätten vermuthen

muthen sollen, daß er mit diesen Dingen sich je beschäftigt habe.

Ich bin zu diesen Bemerkungen durch Smiths Abhandlung über den Ursprung der Sprachen geleitet worden, weil eben diese von der oben gedachten theoretischen Geschichte, eine vorzüglich schöne Probe, und über einen eben so wissenschaftlichen als dunkeln Gegenstand liefert. Die Ähnlichkeit zwischen derjenigen Art der Untersuchung, welche in Absicht der Sprache eingeschlagen werden muß; und der, welche in so vielen andern Theilen der Smithschen Werke herrscht, wird, wie ich hoffe, die Länge dieser Abschweifung entschuldigen, besonders da sie mich in den Stand setzen wird, mich in der noch rückständigen Rechenenschaft, die ich von seiner Theorie der Staatswirthschaft zu geben habe, desto kürzer zu fassen.

Ich will nur noch dieß einzige hinzufügen: daß, wenn mehrere Schriftsteller von dem Fortgange der Menschen in irgend einem Fache theoretische Geschichten liefern, sie deswegen nicht als einander widersprechend angesehen werden dürfen, weil sie nicht in allen Punkten übereinstimmen. Ist jeder für sich der Wahrscheinlichkeit und den Gesetzen der Natur gefolgt: so kann vielleicht die eine und die andere Theorie der wirklichen Folge der Dinge, nur zu verschiednen Zeiten und an verschiednen Orten gemäß seyn. Denn die menschlichen Angelegenheiten folgen nie ganz gleichförmigen Regeln. Es ist indeß oft wenig daran gelegen, ob die Sachen irgendwo genau so auf einander gefolgt sind, wie die Theorie die Reihe der Ursachen und Wirkungen angiebt; da die Absicht der Theorie mehr darauf geht, den innern Zusammenhang der Dinge, als die chronologische Folge der Begebenheiten zu zeigen. Ja, so widersinnig auch der Satz klingt, so ist es doch ausgemacht, daß oft gerade der am wenigsten natürliche Gang der Dinge derjenige ist, welchen sie wirklich befolgen. Die Fortschritte der Völker nemlich auf der Bahn der Cultur werden oft durch ganz zufällige und in ihrer Art einzige Umstände bestimmt, die deshalb nicht als Theile des allgemeinen Plans angesehen werden können, nach welchem die Natur an der Vervollkommenung des Menschengeschlechts arbeitet.

Um den Leser für die vielleicht zu große Weitläufigkeit, — ich will nicht sagen Langweiligkeit dieses Abschnitts schadlos zu halten, will ich einen von Humen an Smith bald nach der Herausgabe der moralischen Theorie des letztern geschriebenen Brief beifügen. Er hat ganz das Gepräge des Humeschen Briefstils, Leichtigkeit, Scherz und Empfindsamkeit des Herzens mit einander vermischt. Er verdient um desto mehr in einen Aufsatz über Smith eingerückt zu werden, da er mit einer wichtigen Begebenheit in dem Leben desselben zusammenhängt; einer Begebenheit, die ihn bald darauf in eine ganz neue Lage versetzte und den Gang seiner folgenden Studien bestimmte. Der Brief ist datirt von London den 12. April 1759.

„Ich danke Ihnen für das angenehme Geschenk, das Sie mir mit Ihrer Theorie gemacht haben. Ich und Wedderburn haben mit unsern Exemplaren denjenigen unserer Bekannten Geschenke gemacht, die wir für gute Richter halten, oder von denen wir hoffen können, daß sie den Ruf des Buchs ausbreiten werden. Ich habe davon eines dem Herzoge von Argyle, ein anderes dem Lord Lyttleton, ein drittes und viertes den Herren Horaz Walpole und Soame Jennyns zugesandt, und eines an einen gewissen Burke, einen Irländer gegeben, der unlängst ein recht artiges Werk über das Erhabene geschrieben hat. Miller bat mich um die Erlaubniß ein Exemplar in Ihrem Namen dem D. Warburton zu schicken. Ich habe es so lange aufgeschoben an Sie zu schreiben, bis ich Ihnen etwas von dem Glücke, das ihr Buch im Publicum macht, würde melden, und mit einiger Gewißheit voraus sagen können, ob es zur Vergessenheit oder zur Unsterblichkeit bestimmt sey. Jetzt, ob gleich erst wenige Wochen seit dessen Erscheinung verfloßen sind, glaube ich schon so sichere Anzeichen zu sehen, daß ich mich getraue, sein Schicksal zu prophezeien. Es ist kürzlich dieses. — Hier wurde ich im Schreiben von einem lästigen Besuche eines Mannes, der unlängst aus Schottland hier angekommen ist, unterbrochen. Er erzählte mir, daß die Universität Glasgow Douets Lehrstühle für erledigt erklären würde, weil dieser mit Lord Hope außer Landes ginge. Ich zweifle nicht, Sie werden bei dieser Gelegenheit an unsern

„Freund

„Freund Ferguson denken, wofern eine andre Aussicht,
 „die er hat, Professor in Edinburg zu werden, fehlschla-
 „gen sollte. Ferguson hat sein Werk, über die Cula-
 „tur *) in Sachen und Styl noch sehr ausgearbeitet
 „und ich zweifle nicht, mit einigen Verbesserungen wird
 „es ein vortreffliches Werk werden. Es verräth wenig-
 „stens gewiß einen Verfasser von einem nicht gemeinen
 „und sehr gebildeten Geist. Die Epigoniade wird, glau-
 „be ich, ihren Weg machen: ob er gleich ein wenig Berg-
 „auf geht. Ohne Zweifel sehen Sie doch jetzt manch-
 „mahl in die Critischen Journale. In dem Critical Re-
 „view werden Sie einen Brief über dieses Gedicht fin-
 „den. Rathen Sie einmahl, von wem er wohl sehn
 „mag. Ich möchte gerne wissen, wie viele Geschicklich-
 „keit Sie haben die Feder eines Mannes nach seiner per-
 „sönlichen Bekanntschaft zu erkennen. Für die juristi-
 „schen Abhandlungen des Lord Kames ist mir bange.
 „Man würde eben so leicht aus Bermuth und Aloe eine
 „wohlschmeckende Brühe bereiten, als aus Methaphysik
 „und Schottischer Rechtsgelehrtheit ein angenehmes Buch
 „zusammensetzen können. Indeß ist das Werk, glaube
 „ich, nicht ohne Verdienst: aber wenige werden den
 „Muth haben, es darin aufzusuchen.“

„Aber zu Ihrem Buche und zu dem Glücke, das es
 „in London macht, zurückzukehren.“ — Die verdammt-
 „ten Unterbrechungen! Ich befahl meinen Bedienten, daß
 „sie mich verleugnen sollten: und doch hat sich da jemand
 „bei mir eingedrungen. Es war ein Gelehrter: und in
 „unsrer Unterredung haben wir viele litterarische Gegen-
 „stände berührt. „Sie sagten mir einmal, daß Sie gerne
 „zuweilen Neuigkeiten aus der gelehrten Welt wissen
 „möchten. Hier sind einige, die zu meiner Kenntniß ge-
 „kommen sind. Ich glaube, ich habe schon einmal mit
 „Ihnen über Helvetius Buch de l'esprit geredet. Es ist
 „werth, daß Sie es lesen, nicht der Philosophie wegen,
 „die darin herrscht, denn diese schätze ich nicht sehr: son-
 „dern des angenehmen Vortrags wegen. Ich habe vor
 d 2
 wenig

*) Eben das, welches nachher unter dem Titel Geschichte
 der bürgerlichen Gesellschaft herauskam.

„wenigen Tagen einen Brief vom Verfasser bekommen, worin er mir schreibt: mein Name würde noch weit öfter in seinem Buche vorkommen, wenn der Pariser Censor nicht viele dieser Stellen gestrichen hätte. — Voltaire hat neulich ein kleines Werk unter dem Titel „Candide oder l'Optimisme herausgegeben.“ Ich will Ihnen den Inhalt davon erzählen. — Aber was geht alles dieß mein Buch an, werden Sie sagen. Haben Sie Geduld, mein lieber Smith; — zeigen Sie sich auch hier als einen Philosophen, — in der Praxis sowohl als in der Theorie. Denken Sie, wie übereilt, wie grundlos, und wie nichtswürdig die Urtheile des großen Haufens sind, wie wenig sie durch vernünftige Gründe geleitet werden, selbst, wenn von den alltäglichsten Gegenständen die Rede ist; wie viel weniger also bei philosophischen Materien, die die Fassungskraft der meisten übersteigen, auf dieselben zu achten sey.

— Non si quid turbida Roma
Elevet, accedas: examenque improbum in illa
Castiges trutina: nec te quaesiveris extra.

Des weisen Mannes Publicum ist in seiner eignen Brust. Oder, wehn er ja noch andere um ihr Urtheil fragt: so sind es nur einige wenige Ausgewählte, die frei von Vorurtheilen und im Stande sind, sein Werk zu prüfen. Nichts giebt eine stärkere Vermuthung vom Irrthum, als der Beifall der Menge: und Phocion, wie Sie wissen, fürchtet immer einen dummen Streich gemacht zu haben, wenn das Volk ihn beklatschte.

Vorausgesetzt also, daß Sie durch meine Betrachtungen auf den schlimmsten Fall gefaßt sind, muß ich Ihnen jetzt die traurige Nachricht melden: daß Ihr Buch ein sehr unglückliches Schicksal erlebt. „Denn das Publicum scheint sehr geneigt, es mit Beifall aufzunehmen. Es wurde von dem thörichten großen Haufen schon, ehe es erschien, mit eintger Ungeduld erwartet: und der Pöbel unter den Gelehrten fängt schon an, in seinem Lobe sehr laut zu seyn. Drei Bischöfe kamen gestern in Millars Buchladen, sich Exemplare davon zu kaufen: und sie erkundigten sich nach der Person des Verfassers. Der Bischof von Peterborough sagte, er
„hätte

„hätte den Abend zuvor in einer Gesellschaft zugebracht, wo Ihr Buch über alle Bücher in der Welt wäre erhoben worden. Der Herzog von Argyle ist in seinem Lobe weit entscheidender, als er sonst in seinen Urtheilen zu seyn pflegt. Ich vermurthe, er sieht es entweder als eine ausländische Pflanze an; oder er hofft, der Autor wird ihm bei dem Wahlgeschäfte in Glasgowe behülflich seyn. Lord Lyttelton sagt: Smith, Robertson und Bower wären jetzt die Matadors unter den Englischen Gelehrten. Oswald schwört, er wisse nicht, ob das Buch ihm mehr Unterricht oder Vergnügen gewährt habe. Aber Sie können leicht denken, wie sehr sich auf das Urtheil eines Mannes zu verlassen ist, der sein ganzes Leben in öffentlichen Geschäften zugebracht, und nie an seinen Freunden einen Fehler gesehen hat. Millar prahlt, daß er schon zwei Drittheile von der Auflage verkauft habe, und daß er nun des guten Erfolgs gewiß sey. Sie sehen wohl, was das für ein Erdensohn ist, der den Werth der Bücher nach dem Gewinne beurtheilet, den sie ihm bringen. In dieser Rücksicht kann das Ihrige leicht ein sehr gutes Buch werden.“

„Carl Townsend, der für den artigsten Kerl in England passirt, ist so von ihrem Werke eingenommen, daß er zu Oswald sagte: er wolle den jungen Herzog von Buccleugh unter Ihre Aufsicht geben, und es für Sie schon der Mühe werth machen, diese Aufsicht zu übernehmen. Seitdem ich das erfuhr, bin ich zweimal bei ihm gewesen, mit ihm über diese Sache zu sprechen, und ihn zu überzeugen, daß es am besten gethan sey, den jungen Pair nach Glasgowe zu schicken. Denn ich konnte nicht vermuthen, daß er Ihnen Vorschläge machen könnte, die ansehnlich genug wären, Sie zum Aufgeben Ihrer Professorstelle zu bewegen. Ich habe ihn aber beide Male verfehlt. Indeß da Townsend dafür bekannt ist, daß er oft seine Entschlüsse ändert: so haben Sie vielleicht auf jene seine Aeußerung nicht zu viel zu bauen.“

„Für so viele tränkende Dinge, die nur meine Wahrheitsliebe Ihnen zu berichten mir abnöthigt, und die ich leicht noch mit einer Menge ähnlicher vermehren konnte, werden Sie mir doch wohl, als ein guter
„Christ,

„Christ, Gutes für Böses vergelten, und meine Eitelkeit
 „mit der Nachricht schmeicheln daß die Frommen in
 „Schottland auf mich wegen meiner Schilderung von Jo-
 „hann Knox und der Reformation tüchtig schimpfen.“

„Ich vermüthe, Sie werden nicht ungerne sehen,
 „daß mein Papier zu Ende ist, und daß ich schließen
 „muß mit einem

gehorsamsten Diener

D a v i d H u m e.“

Dritter Abschnitt.

Von dem Zeitraume zwischen der Herausgabe der Theo-
 rie der moralischen Empfindungen und der Herausgabe
 des Werks über den Nationalreichthum.

Einige Jahre nach der Herausgabe der Theorie der
 moralischen Empfindungen blieb Smith noch zu Glas-
 gow, mit der Erfüllung seiner Amtspflichten unermüdet
 beschäftigt, und durch einen sich immer mehr und mehr
 ausbreitenden Ruhm belohnt. Während dieser Zeit
 machte er in dem Plane seiner Vorlesungen eine beträcht-
 liche Aenderung. Da er den ethischen Theil derselben
 durch den Druck bekannt gemacht hatte, so kürzte er ihn
 bei seinem mündlichen Unterrichte mehr ab, und breitete
 sich desto umständlicher über die Grundsätze des Rechts
 und der Staatswirthschaft aus.

Auf diesen legten Gegenstand scheint seine Aufmerk-
 samkeit sehr frühzeitig, durch allerhand Veranlassungen
 gezogen worden zu seyn. Unter diese gehört sein langer
 und ununterbrochener Umgang mit Herrn Oswald, der
 ihn auf alle Weise ermunterte, diesen Zweig der Wissen-
 schaf-

schaften zu bearbeiten. Die politischen Versuche Humes, die im Jahre 1752 erschienen, trugen nicht weniger bei, ihm dieses Studium annehmlich zu machen, da er darin die liberalen Grundsätze der Handlungs-Polizei, auf die er selbst in seinen Untersuchungen gekommen war, durch die Bestimmung eines so großen Schriftstellers bestätigt sah. Sein langer Aufenthalt in einer der aufgeklärtesten Handlungsstädte dieser Insel, und sein vertrauter Umgang mit den Ansehnlichsten ihrer Einwohner, verschaffte ihm die Gelegenheit, sich über jede den Handel betreffende Frage aus den besten Quellen zu unterrichten. Und es ist ein, für die liberale Denkungsart dieser Kaufleute und für Smiths Talente gleich ehrenvoller Umstand, daß, so abgeneigt auch Geschäftsleute sind, auf die Schlüsse bloß speculativer Untersuchungen zu achten, und so gerade zu auch die Grundsätze seiner Theorie den alten Maximen der Handelspraxis widersprachen, er doch, ehe er Glasgow verließ, einige der vornehmsten Handelsmänner des Orts zu seinen Prosehlanten gemacht hatte *).

Unter den Studirenden, die seine Vorlesungen suchten, und deren Gemüther nicht durch ähnliche Vorurtheile schon zuvor eingenommen waren, fanden seine Meinungen ohne Zweifel einen noch viel schnelleren Eingang. Dieß waren daher natürlicher Weise die ersten eifrigen Anhänger seines Systems, und durch diese wurden seine Begriffe und Grundsätze über Sachen der Staatswirthschaft am frühesten in diesem Theile der Wissenschaft ausgebreitet.

Gegen das Ende des Jahres 1763 erhielt Smith von Earl Townsend eine Aufforderung, den jungen Herzog Buccleugh auf seinen Reisen zu begleiten; und die sehr anständigen Bedingungen, unter welchen man ihn dazu einlud, verbunden mit der Begierde, die er schon längst gehabt hatte, das feste Land von Europa zu bereisen, bewogen ihn, sein Amt in Glasgow aufzugeben. Mit den Verbindungen, in welche ihn diese neue Lage setzte, hatte er alle mögliche Ursache zufrieden zu seyn, und

*) Ich erzähle dieses Factum auf das sehr achtungswerthe Zeugniß des Herrn Jacob Ritchie in Glasgow.

und er erinnerte sich deren nie anders, als mit Vergnügen und Dankbarkeit. Für das Publicum war diese Veränderung vielleicht nicht so vortheilhaft: sie unterbrach die litterarische Muße, für welche die Natur ihn schien bestimmt zu haben, und hinderte die Ausführung der litterarischen Entwürfe, die seinem jugendlichen Genie schmeichelten.

Die Aenderung indeß, die von diesem Zeitpunkte an in seinen Sitten und seinen Gewohnheiten vorging, war nicht ohne Vortheile für ihn. Er hatte bisher beinahe immer innerhalb der Mauern einer Universität gelebt; und obgleich für einen Geist, wie der seinige, die Beobachtung der menschlichen Natur in dem engsten Umkreise hinlänglich ist, ihm einen ziemlich richtigen Begriff von allem, was auf dem großen Schauplatze der Welt vorgeht, zu verschaffen: so ist doch nicht zu bezweifeln, daß die Mannigfaltigkeit der Austritte, die er in der Folge zu sehen Gelegenheit hatte, seinen Geist mit vielen neuen Ideen bereichert, und manche der Unrichtigkeiten verbessert habe, die in unsern Vorstellungen über das Leben und die Sitten der Menschen, wenn wir sie bloß aus Büchern schöpfen, fast unvermeidlich sind. Doch so viele Hülfsmittel ihm auch seine Reisen für sein Studium der menschlichen Natur mögen gegeben haben: so waren sie ihm doch wahrscheinlich zur Ausbildung seines Systems der Staatswirtschaft, wovon er die ersten Grundsätze in seinen Glasgower Vorlesungen vorgetragen hatte, und das er jetzt zum Druck vorzubereiten anfang, noch weit nützlicher. Die Uebereinstimmung einiger seiner Grundsätze, mit den Unterscheidungslehren der französischen Oekonomisten, die jetzt auf dem Gipfel ihres Ruhmes standen, und die Vertraulichkeit, in welcher er mit einigen Häuptern dieser Secte lebte, trugen nicht wenig dazu bei, seine Speculationen in diesem Fache aufs Reine zu bringen und methodischer zu ordnen. Zugleich versorgte ihn die schätzbare Sammlung von Thatsachen, welche von eben dieser Secte durch den eifrigen Fleiß ihrer zahlreichen Anhänger von allen Seiten zusammen gesucht wurde, mit reichem Stoffe zur Erläuterung und Bestätigung seiner theoretischen Schlüsse.

Nachdem Smith Glasgow verlassen hatte, ging er frühzeitig im Jahre 1764 zum Herzoge von Buccleugh nach London, und trat mit ihm den folgenden Monat

Monat März seine Reise nach dem festen Lande an. In Dover trafen sie mit Herrn Jacob Macdonald zusammen, der sie nach Paris begleitete, und mit dem Smith bald den Grund zu einer innigen Freundschaft legte, deren Andenken Smith nie ohne Nührung erneuerte, und deren kurze Dauer er oft beklagte. Die Lobsprüche, welche dieser liebenswürdige und talentvolle Mann, noch nach seinem Tode, von so vielen durch Rang und Verdienst ausgezeichneten Personen in allen Ländern Europens, die er besucht hatte, erhalten hat, beweisen, wie sehr er dazu gemacht war, allenthalben Liebe und Bewunderung einzufloßen. Smiths große Hochachtung für die Gaben und die Gelehrsamkeit desselben ist vielleicht ein noch gültigeres Zeugniß für seinen Werth. Selbst Hume scheint in diesem Falle an der begeisterten Wärme seines Freundes Theil genommen zu haben. „Wäre ich bei Ihnen, schreibt er in einem Briefe an Smith, so würden wir uns zusammensetzen und mit einander den Tod des armen Macdonalds beweinen. Ich glaube, wir hätten keinen schätzbarern jungen Mann verlieren können.“

Bei diesem ersten Besuche in Paris brachten der Herzog von Buccleugh und Smith nur zehn oder zwölf Tage zu *); nach deren Verlauf sie nach Toulouse abgingen

*) Den Tag nach seiner Ankunft in Paris sandte Smith eine förmliche Entsagung auf seine Professorstelle an den Rector der Universität Glasgow. „Ich war niemals,“ schreibt er am Schlusse dieses Briefes, besorgter für das Beste der Universität als in diesem Augenblicke. Und ich wünsche, daß mein Nachfolger, er sey auch wer er wolle, nicht nur dem Ante durch seine Geschicklichkeiten Ehre machen, sondern auch durch die Redlichkeit seines Herzens, und die Menschenfreundlichkeit seines Charakters, den vorstreflichen Männern, mit denen er zu leben bestimmt ist, angenehm werden möge.“

Der folgende Auszug aus den Acten der Universität von dem, was unmittelbar auf Smiths Entsagungsbrief folgte, ist zugleich ein Zeugniß für den Fleiß und die Treue, mit welchen er seine Pflichten, als Professor, erfüllt hat, und ein Beweis von der gerechten Hochachtung dieses gelehrten Korpus für die Talente und den Werth des Collegen, den sie verloren hatten.

„Das

gingen, woselbst sie ihren Wohnsitz auf achtzehn Monate aufschlugen. Hier hatte Smith Gelegenheit, außerdem, daß er des Vergnügens einer sehr angenehmen Gesellschaft genoß, durch den Umgang mit einigen der vornehmsten Parlamentsglieder seine Kenntnisse von der innern Verfassung und Polizei Frankreichs zu erweitern und zu berichtigen.

Von Toulouse gingen sie, nach einer ziemlich weiten Reise durch die südlichen Theile von Frankreich, nach Genf. Hier brachten sie zwei Monate in der Gesellschaft des jüngst verstorbenen Grafen Stanhope zu, der damals ein Einwohner dieser Stadt war, und Smiths aufrichtige Hochachtung durch seine Gelehrsamkeit und moralischen Werth gewann.

Um Weihnachten 1765 kehrten sie nach Paris zurück, und blieben daselbst bis zum nächsten October. In wie guter Gesellschaft Smith diese Zeit zugebracht habe, läßt sich schon daraus schließen, daß er durch Humes Empfehlungen in dieselbe war eingeführt worden. Turgot, Quesnay, Necker, d'Alembert, Helvetius,
Mar-

„Das Concilium der Universität nimmt hiermit die in obigem Briefe enthaltne Entlassung des D. Smith auf die bisher von ihm bekleidete Lehrstelle an, und erklärt hiermit das Amt eines Professors der Moral auf hiesiger Universität für erlediget. Die Universität kann bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, ihr aufrichtiges Bedauern über die Entfernung des Doctor Smith zu erkennen zu geben, dessen ausgezeichnete Redlichkeit und liebenswürdige Eigenschaften ihm die Liebe und Hochachtung aller seiner Collegen erworben; dessen außerordentliches Genie, große Naturgaben, und ausgebreitete Gelehrsamkeit, dieser unserer gelehrten Gesellschaft so viel Ehre brachten, und dessen so scharfsinnig erfundene, als geschmackvoll vorgetragene Theorien über die moralischen Empfindungen ihn der Achtung aller Gelehrten und Freunde der Wissenschaften durch ganz Europa empfohlen hat. Seine glückliche Gabe abstracte Gegenstände deutlich zu machen, und sein anhaltender Fleiß, mit welchem er Unterricht erteilte, zeichneten ihn als Professor aus, und machten seine Vorlesungen, für die jungen Studirenden, welche sie besuchten, eben so angenehm, als nützlich.“

Marmontel, Madame Niccoboni, waren unter der Zahl seiner Bekannten, und einige derselben errichteten mit ihm eine beständige Freundschaft. Von Madame d'Anville, der verehrungswürdigen Mutter des unglücklichen und von jedermann bedauerten Herzogs von Rochefoucauld, erhielt er viele Gefälligkeiten, deren er sich immer dankbar erinnerte *).

Es

*) Der folgende Brief, der sich zufälliger Weise erhalten hat, dient nicht nur zu einem Beweise von Smiths Verblindung mit der Familie von Rochefoucauld, sondern schildert auch den tugendhaften und edeln Geist seines Verfassers auf eine so angenehme Weise, daß ich glaube, meinen Lesern Vergnügen zu machen, wenn ich Ihnen denselben mittheile.

Paris, den 3. März 1778.

„Daß man wünscht sein Andenken bei Ihnen zu erneuern, wenn man einmal Ihre Bekanntschaft gemacht hat, muß Ihnen sehr natürlich scheinen. Ich und meine Mutter, wir ergreifen dazu die Gelegenheit einer neuen Ausgabe, die von Rochefoucaulds Maximen gemacht wird, und von denen wir Ihnen hiermit ein Exemplar übersenden. Sie sehen, daß wir nicht rachsüchtig sind. Denn so viel Böses Sie auch von diesem kleinen Werke in Ihrer Theorie der moralischen Empfindungen gesagt haben, so machen wir Ihnen doch ein Geschenk damit. Belnabe hätte ich noch mehr gethan. Ich war verwegen genug, eine französische Uebersetzung von Ihrer Theorie zu unternehmen. Aber da ich den ersten Theil geendigt hatte, erschien die Uebersetzung des Abbe Blavet, und so kam ich um das Vergnügen eines der besten Werke in Ihrer Sprache in die unsrige überzutragen.“

„In dem Falle hätte ich wohl eine Schutzschrift für meinen Großvater versuchen müssen. Vielleicht wäre es mir nicht schwer gefallen, ihn erstlich dadurch zu entschuldigen, daß er die Menschen nur am Hofe und im bürgerlichen Kriege hatte kennen lernen, zwei Schauplätze, wo sie sicherlich schlimmer, als sonst erscheinen; — und dann ihn durch seine persönliche Aufführung zu rechtfertigen, die von seinen gewöhnlichen zu allgemein ausgedrückten Grundsätzen so weit abwich. Er hat den Theil für das Ganze genommen; und weil die Menschen, welche er täglich vor Augen hatte, nur durch die Eigenliebe in Bewegung gesetzt wurden: so nahm er diese für die allgemeine Triebfeder aller menschlichen Handlungen.“

Es ist sehr zu bedauern, daß er sich von diesem so interessanten Theile seines Lebens kein Tagebuch machte; denn auch in seinen Briefen sind wahrscheinlich nur sehr wenige Nachrichten von seinen Reisen zu finden, da er so äußerst ungern Briefe schrieb. Der Umfang und die Treue seines Gedächtnisses, machte es für ihn selbst weniger wichtig, das Merkwürdige was er hörte, oder sah, aufzuschreiben. Und seine fast ängstliche Sorgfalt, vor seinem Tode, alle seine Handschriften, so viele er deren in seiner Gewalt hatte, zu vernichten, scheint den Wunsch anzuzeigen, daß von seiner Geschichte keine andern Denkmähler übrig bleiben sollten, als die Werke seines Geistes und das Beispiel seines musterhaften Privatwandels.

Welches Vergnügen er im Umgange mit Turgot genossen haben müsse, läßt sich leicht vorstellen. Ihre
Mei-

„lungen. Indes, obgleich sein Werk in gewisser Absicht bestritten zu werden verdient: so ist es doch selbst durch seinen Inhalt, und noch mehr durch die Darstellung schätzbar.“

„Erlauben Sie mir, Sie zu fragen, ob wir bald eine vollständige Ausgabe von den Werken Ihres berühmten Freundes, des Herrn Hume, bekommen werden? Wir haben ihn aufrichtig bedauert.“

„Empfangen Sie zugleich die aufrichtige Versicherung der Hochachtung und Freundschaft, mit welcher ich bin u. s. w.“

Das letzte Verkehr mit dem Herzog von Rochefoucauld, hatte Smith im Jahre 1789, da er ihn durch einen gemeinschaftlichen Freund, der sich damals in Paris aufhielt, versichern ließ, daß in den nächsten Ausgaben der Theorie Rochefoucaulds Name nicht mehr neben dem Namen Mandevilles stehen sollte. Smith hat daher auch, in der vermehrten Ausgabe seines Werks, die kurz vor seinem Tode her aus gekommen ist, den Tadel unterdrückt, mit welchem er in der ersten den Verfasser der Maximen belegt hatte. In der That scheint dieser, so manches auch gegen seine Grundsätze einzuwenden seyn mag, so wohl in seinen Schriften, als in seinem Leben, durch ganz andre Triebfedern, als Mandeville, regiert worden zu seyn. Die wahre Absicht dieser Maximen scheint der scharfsinnige Verfasser der vor der neuesten Ausgabe der Maximen stehenden Nachricht, sehr wohl ins Licht gesetzt zu haben.

Meinungen über die vornehmsten Punkte der Staatswirthschaft waren übereinstimmend; und sie waren von einem gleichen Eifer für das allgemeine Beste besetzt. Beider Studien gingen auf Gegenstände, bei welchen Vorurtheile und Leidenschaften am leichtesten den Verstand auf Abwege führen, und bei denen daher eine Uebereinstimmung der Meinungen am angenehmsten ist. In den Lebensbeschreibungen Turgots, wird erzählt, daß er, nach Niederlegung seiner Ministerstelle, mit einigen seiner alten Freunde eine philosophische Correspondenz unterhalten, und besonders mit unserm Smith über wichtige Gegenstände Briefe gewechselt habe. Ich gedenke dieser Nachricht mehr, weil sie die Vertraulichkeit beweiset, welche man zwischen beiden Männern voraussetzte, als weil ich sie für richtig halte. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Smith Briefe von einem Manne, wie Turgot, würde vernichtet, und noch weniger, daß er von einem solchen Briefwechsel seinen Freunden gar nichts würde mitgetheilt haben. Ein Mitglieb der Edinburger Gesellschaft der Wissenschaften hat darüber Nachforschungen in Paris angestellt, und nach denselben habe ich alle Ursache zu vermuthen, daß sich auch unter Turgots Papieren eben so wenig als unter Smiths seinen Spuren von diesem Briefwechsel vorfinden; und daß überhaupt die ganze Nachricht bloß eine Muthmaßung gewesen ist, die man aus der bekannten Freundschaft beider Männer zog. Ich habe diesen Umstand deswegen für wichtig genug gehalten, hier angeführt zu werden; weil durch jene Nachricht die öffentliche Neugierde auf diesen Briefwechsel und das Schicksal desselben in ziemlichem Grade erweckt worden ist.

Smith war auch mit Quesnay, dem Verfasser der ökonomischen Tabelle, sehr genau bekannt. Er war, nach Smiths Schilderung, ein Mann von der größten Bescheidenheit und den einfachsten Sitten. Und von dessen System der Staatswirthschaft urtheilte er, daß es mit allen seinen Mängeln doch der Wahrheit näher käme, als irgend ein bisher über diese wichtige Wissenschaft erschienenenes Lehrgebäude. Wäre nicht Quesnays Tod früher erfolgt: so würde ihm Smith, wie er mir selbst gesagt hat, sein Buch über den Nationalreichtum zugeeignet haben.

Nicht

Nicht bloß die damals in Paris Aufsehen machenden Gelehrten beschäftigten Smiths Neubegierde während seines Aufenthalts in dieser Stadt. Seine Bekanntschaft mit der schönen Litteratur alter und neuer Zeiten war sehr ausgebreitet: und unter seinen übrigen Beschäftigungen vergaß er nicht, seinen Geschmack an den Künsten zu cultiviren. Dieß lehrte nicht sowohl um des bloßen Vergnügens willen, welches ihm die Werke der Kunst gewährten, ob er gleich gegen ihre Schönheiten auf keine Weise unempfindlich war — als um des gesunden Zusammenhanges willen, in welchem sie mit dem Studium der menschlichen Natur stehen, zu dem ihre Theorie den anmuthigsten Zugang bildet. In der That liefert dem Philosophen, welcher diesen so zarten Gegenstand untersucht, die Vergleichung der unter verschiedenen Nationen herrschenden Arten des Kunstgeschmacks, sehr wichtige Thatsachen; und Smith, der überhaupt der Gewohnheit und der Mode einen großen Einfluß auf unsre Begriffe von Schönheit zuschrieb, wird gewiß die Gelegenheit, die er in der Bekanntschaft mit einem fremdem Lande fand, seine alte Theorie hierüber zu bestätigen, nicht aus der Acht gelassen haben.

Einige der ihm eigenthümlichsten Meinungen über die nachahmenden Künste scheinen durch seinen Aufenthalt außer Landes sehr bestätigt worden zu seyn. Sehr zeitig hatte er einzusehen geglaubt, daß das Vergnügen der überwundenen Schwierigkeit, aus welchem die französischen Kunsttrichter vornehmlich unser Wohlgefallen am Reime und am Versmaaße herleiteten, *) bei allen Kunstwerken überhaupt einen großen Theil des angenehmen Eindrucks erklärt, welchen sie auf uns machen. Smith trieb die Anwendung dieses Principis so weit, als nur möglich, und er wußte mit ungemeinem Scharfsinne eine Menge von Erscheinungen in dem ganzen Gebiete der schönen Künste daraus herzuleiten. Ich gestehe indeß, daß er dadurch wirklich auf einige ziemlich paradox scheinende Schlußfolgen gerieth; und besonders in seiner Theorie von der Dichtkunst irre geführt wurde.

Die

*) Man s. die Vorrede zu Voltaire's Oedip.

Die Theorie der dramatischen Dichtung hatte vorzüglich seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen; und die Geschichte des Theaters in alten und neuen Zeiten hatte ihm einige der merkwürdigsten Thatfachen an die Hand gegeben, woraus er seine Begriffe von den nachahmenden Künsten überhaupt abgezogen hatte. Eine Folge aus diesen Begriffen war, daß dieselben Ursachen, welche im Trauerspiele den reimlosen Versen vor der Prose den Vorzug geben, auch dem Reime einen Vorzug vor reimlosen Versen geben sollten. Dahin neigte sich auch in der That Smiths Meinung. Er ging sogar so weit, diese Behauptung bis auf das Lustspiel auszudehnen, und zu bedauern, daß die vortreflichen Schilderungen von Menschen und Sitten, welche die englische Schaubühne aufstellt, nicht in der Manier der französischen Schule ausgeführt worden sind. Die Bewunderung, mit welcher er die großen Schauspieldichter Frankreichs ansah, bestärkte ihn in dieser Meinung; und diese Bewunderung (eine Folge des ihm eigenthümlichen Geschmacks, der an der Gewandtheit des Genies sich nach festgesetzten Regeln ohne Verlust an Kraft zu bequemen, mehr als an kühnen Ausflügen einer regellosen Einbildungskraft Wohlgefallen fand,) wurde noch erhöht, als er die Stücke, die ihm schon beim Lesen so viel Vergnügen gemacht hatten, so äußerst vollkommen auf dem französischen Theater aufgeführt sah. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich zuweilen in müßigen Stunden, die Schlüsßsätze seiner alten Theorie, mit den spätern von ihm gesammelten Thatfachen und Beobachtungen zu vergleichen; und er nahm sich vor, die Resultate dieser Untersuchungen, wenn er so lange lebte, in Druck zu geben. Ein kleines Bruchstück ist in diesem Werke vorhanden; aber es reicht nicht bis auf die Theorie des Versbaues und die Schaubühne. Da indeß seine Gedanken darüber so oft einen Gegenstand seiner Gespräche ausmachten und mit seinem ganzen System über die schönen Wissenschaften zusammenhängen: so habe ich geglaubt, sie in einem Entwurfe seines Lebens nicht übergehen zu dürfen, und selbst sie etwas umständlicher zu berühren, als nöthig gewesen wäre, wenn er sie selbst in einer eignen Schrift ausgeführt hätte. Ob ihn nicht seine Liebe zum Systematischen verbunden mit seiner Parteilichkeit für

für das französische Drama in diesem Falle verleitete, seinen Sätzen eine zu große Allgemeinheit zu geben, und manche Eigenheiten der Sprache und des Versbaues dieser Nation zu übersehen: darüber wage ich es nicht, ein entscheidendes Urtheil zu fällen.

Im October 1766 kehrte der Herzog von Buccleugh nach London zurück. Ich hoffe, es wird mir erlaubt seyn, eine Stelle aus dessen Briefe mit seinen eignen Worten anzuführen, da schon mehrere der Nachrichten, die ich geliefert habe, von seiner Güte mir sind mitgetheilt worden. „Im Jahr 1766 kehrten wir nach London zurück: nachdem wir fast drei Jahre mit einander zugebracht hatten, ohne daß je ein Zwist unter uns vorgefallen wäre, oder eine Kälte sich in unsre Freundschaft eingeschlichen hätte. Von meiner Seite hätte ich aller der Vorthelle auf meiner Reise genossen, die mir die Begleitung eines solchen Mannes versprach. Seit der Zeit habe ich mit ihm bis an seinen Tod in ungestörter Freundschaft gelebt, und ich werde nie aufräumen den Verlust eines Freundes zu bedauern, den ich eben so sehr wegen seiner großen Talente, als wegen seiner Tugenden schätzte und liebte.“

Die Einsamkeit, in welcher Smith die zehn folgenden Jahre seines Lebens zubrachte, machte mit der unständigen Lebensart, die er einige Jahre geführt hatte, einen auffallenden Contrast. Aber jene war seinen natürlichen Anlagen und seinen frühen Gewohnheiten so gemäß, daß er mit Mühe beredet werden konnte, sie zu verlassen. Während dieses ganzen Zeitraums blieb er, (wenn man wenige Besuche in London und Edinburg ausnimmt) beständig bei seiner Mutter in Kirkaldy; hauptsächlich mit strengem Studiren beschäftigt, aber doch zuweilen sich in der Gesellschaft derjenigen seiner alten Schulfreunde abspannend, die durch die Bescheidenheit ihrer Wünsche in ihrer Vaterstadt waren festgehalten worden. Unter solchen alten Bekannten war Smithen recht wohl; und er war auch ihnen willkommen und werth, nicht nur wegen seiner einfachen und von aller Anmaßung freien Sitten, sondern wegen der häuslichen Tugenden, die sie an ihm von Jugend auf gekannt hatten.

Hume, der, wie er selbst uns sagt, eine große Stadt für den eigentlichen schicklichen Wohnort eines Gelehrten

ten hält, gab sich viele Mühe, Smithen aus seiner Einsamkeit hervorzuziehen. In einem Briefe vom Jahr 1772 dringt er sehr in ihn, einige Zeit mit ihm in Edinburg zuzubringen. „Ich will nicht mehr Ihre schlechte Gesundheit als eine Entschuldigung annehmen, die ich nur für einen Vorwand halte, wohinter sich Trägheit und Liebe zur Einsamkeit versteckt. In der That, liebster Smith, wenn Sie auf solche kleine Uebel achten wollen: so werden Sie sich gänzlich von der menschlichen Gesellschaft entfernen, zu großem Schaden für Sie selbst, und für die Gesellschaft.“ In einem andern Briefe vom Jahre 1769, datirt von Jakobs hofe, (wo Hume eine Wohnung hatte, von der er den Meerbusen von Forth, und die gegen über liegende Küste von Fife übersehen konnte) sagt er: „Es freuet mich, daß ich Sie im Gesichte habe: aber da ich wollte, daß ich Ihnen so nahe wäre, daß ich Sie auch hören und mit Ihnen reden könnte, so wünschte ich, daß wir Verabredungen deshalb mit einander nähmen. Ich bin immer todtkrank zur See; und ich sehe mit Schrecken und einer Art von Wasserscheu den fürchterlichen Schlund an, der zwischen uns ist. Ich bin auch des Reisens so müde, als Sie natürlicher Weise des ZuhauseSitzens seyn sollten. Ich schlage Ihnen also vor, zu mir zu kommen, und einige Zeit in dieser Einöde mit mir zuzubringen. Ich weiß gar nicht, was Sie in der letzten Zeit gemacht haben, und ich nehme mir vor, Ihnen eine sehr strenge Rechenschaft von der Art und Weise, wie Sie Ihre Einsamkeit benutzt haben, abzufordern. Ich bin sicher, Sie haben in vielen Ihrer Speculationen Unrecht, besonders in denen, wo Sie nicht meiner Meinung sind. Alles das sind Gründe, warum wir zusammen kommen sollten; und ich bitte Sie mir doch einige billige Vorschläge zu dem Ende zu thun. Schätze daß es auf der Insel Inchkeith keine menschliche Wohnung giebt. Sonst würde ich Sie auffordern, mir bis auf diesen Fleck entgegen zu kommen; und keiner von uns sollte den Ort eher verlassen, bis wir voll kommen in allen Punkten eins wären. Ich erwarte hier morgen den General Conway, den ich nach Rosseneath begleiten werde. Ich werde mich einige Tage daselbst aufhalten. Bei meiner Zurückkunft hoffe ich

einen

„einen Brief von Ihnen, und darin eine herzhafte Annahme meiner Herausforderung zu finden.“

Endlich im Jahr 1776 gab Smith dem Publicum von seiner langen Eingezogenheit durch sein Werk vom Nationalreichthume Rechenschaft. Ein Glückwünschungsschreiben von Hume an Smith über die Vollendung dieser Arbeit habe ich eben jetzt vor mir liegen. Es ist vom 1ten April 1776 datirt, also sechs Monate vor seinem Tode geschrieben, und zeigt die lebhafteste Theilnahme an seines Freundes gelehrtem Ruhme. „Kuge! Belle! „Liebster Smith: Ihr Buch hat mir sehr viel Vergnügen gemacht; und die Durchlesung desselben hat mich „von einer großen Besorgniß befreuet. Es war ein „Werk, auf das Sie selbst, Ihre Freunde, das ganze „Publicum große Erwartungen erregt hatten: deßwegen „zitterte ich bei dessen Erscheinung. Aber jetzt bin ich „völlig beruhigt. Es will zwar mit so großer Aufmerksamkeit gelesen seyn; und das Publicum mag so ungern eine große Aufmerksamkeit auf irgend ein Buch „wenden, daß ich zweifle, ob es einen schnellen Eingang „bei der Menge finden wird. Aber es hat so viel Tiefe, „Gründlichkeit, und Schärfe, und es ist durch so viele „die Neugier reizende Thatsachen erläutert: daß es mit „der Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen „muß. Es hat wahrscheinlich durch Ihren letzten Aufenthalt in London sehr gewonnen. Säßen Sie hier neben mir am Caminfeuer: so würde ich einige Ihrer „Grundsätze bestreiten. = = = = = Doch diese und hundert andre Punkte lassen sich nur mündlich abthun. „Ich hoffe das wird bald geschehen. Denn meine Gesundheit ist sehr schlecht, und erlaubt keinen langen „Aufschub.“

Von einem Buche, das jetzt so allgemein bekannt ist, als das Werk über den Nationalreichthum, scheint es überflüssig, einen Auszug zu geben; und wenn dies auch nicht wäre, so erlauben mir es doch die Grenzen, die ich diesem Aufsatze setzen muß, nicht, mich jetzt darauf einzulassen. Einige wenige Bemerkungen indeß über den Gegenstand und Endzweck des Werks werden hier, glaube ich, nicht an der unrichten Stelle stehen. Die Lebensgeschichte eines Philosophen kann nicht viel anders, als die Geschichte seiner Untersuchungen enthalten. Und

Und bei einem Schriftsteller, wie Smith, dessen Studien von Jugend auf nach einer systematischen Ordnung auf die für die menschliche Glückseligkeit wichtigsten Gegenstände gerichtet waren, giebt eine Durchsicht seiner Schriften, indeß sie uns die Eigenheiten seines Genies sehen läßt, zugleich das treueste Gemählde von seinem Charakter.

Vierter Abschnitt.

Ueber Smiths Werk von der Natur und den Ursachen
des Nationalreichthums.

Eine historische Uebersicht der verschiednen Gestalten, welche die menschlichen Angelegenheiten zu verschiednen Zeiten und bei verschiednen Nationen annehmen, führt natürlicher Weise auf die Frage, ob sich aus der Erfahrung voriger Zeiten nicht gewisse allgemeine Grundsätze der Staatskunst herleiten lassen, durch welche künftige Gesetzgeber aufgeklärt und geleitet werden können? Die Untersuchung, zu welcher diese Frage Anlaß giebt, ist ohne Zweifel von ausnehmender Schwierigkeit. Sie erfordert eine genaue Zergliederung einer Klasse von Erscheinungen, welche bei weitem die verwickelteste von allen ist, auf welche wir unsere Aufmerksamkeit richten können, derjenigen Erscheinungen nemlich, welche aus dem künstlichen und oft unsichtbaren Mechanismus der bürgerlichen Gesellschaft entstehen; ein Gegenstand der Beobachtung, der bei dem ersten Anblicke unsern Fähigkeiten so wenig angemessen zu seyn scheint, daß er lange Zeit eben so allgemein nur stille Bewunderung und Unterwerfung erweckt hat, als der Bau der Welt und der Lauf der himmlischen Sphären, welche die Menschen als notwendige Wirkungen geheimnißvoller und unwiderstehlicher Ursachen ansahen. Es ist ein Glück für uns, in diesen so

wie in vielen andern Fällen, daß die Schwierigkeiten, welche dem einzelnen Menschen lange unüberwindlich gewesen sind, den vereinigten Bemühungen des Geschlechts zu weichen anfangen; und daß, nachdem mehrere denkende Männer ihre Erfahrungen und ihre Schlüsse auf dieselben Gegenstände vereinigt und einander gegenseitig ihre Meinungen oder ihre Behauptungen entwickelt und eingeschränkt haben, die Staatswissenschaft eine mehr systematische Form annimmt, durch welche die Arbeiten künftiger Forscher ermuntert und erleichtert werden. Zu einer solchen Bearbeitung der politischen Wissenschaft leisten die Werke der alten Philosophen nur einen sehr geringen Beistand. Der größere Theil ihrer politischen Untersuchungen schränkt sich auf eine Vergleichung der verschiedenen Regierungsformen und die Beurtheilung der Vortheile ein, welche jede für ihre eigne Selbsterhaltung und für den Ruhm ihres besonderen Staats gemacht hat. Es war unsern Zeiten vorbehalten, diejenigen allgemeinen Grundsätze des Rechts und des Nuzens auszumachen, die unter jeder Regierungsform die gesellschaftliche Ordnung bestimmen sollen, und deren Endzweck es ist, die möglich billigste Vertheilung der aus der politischen Vereinigung entstehenden Vortheile unter alle Glieder des gemeinen Wesens zu bewirken.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst war vielleicht nothwendig, um diesen Untersuchungen den Weg zu bahnen. In denselben Zweigen der Litteratur und der Wissenschaft, bei welchen der menschliche Geist in sich selbst den Stoff zu seinen Arbeiten findet, — in der Dichtkunst, in der reinen Geometrie und in einigen Theilen der Sittenlehre, haben die Alten nicht bloß den Grund gelegt, auf welchen wir fortbauen können, sondern sie haben selbst große und vollendete Muster für unsre Nachahmung hinterlassen. Aber in der Naturlehre, wo der Fortgang unsrer Erkenntnisse von einer ungeheuren Sammlung von Thatfachen und von einer geschickten Vereinigung der zufälligen Lichtfunken abhängt, die täglich auf den unzähligen Wegen der Beobachtung und des Experimentirens gleichsam hervorspringen; — und in der Politik, wo die Stoffe zu unsern Theorien eben so in allen Ländern und Zeiten zerstreut liegen, und mit noch größerer Schwierigkeit gesammelt und in Ordnung gebracht werden:

werden: — in diesen beiden Wissenschaften haben die durch die Presse vervielfältigten Mittel der Mittheilung den Fortgang des menschlichen Geistes in den letzten zwei Jahrhunderten mehr beschleuniget, als unsre Vorgänger bei ihren kühnsten Erwartungen voraussahen.

Unsre Fortschritte in dieser letztern Wissenschaft — obgleich unbeträchtlich gegen das, was sich noch von festgesetzten Untersuchungen erwarten läßt, — haben uns doch hinlänglich gezeiget, daß die Glückseligkeit der Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft nicht von dem Antheile abhängt, welchen sie mittelbar oder unmittelbar an der Gesetzgebung haben, sondern von der Billigkeit und Nützlichkeit der gegebenen Gesetze selbst. Der Antheil, welchen das Volk an der Regierung nimmt, ist nur für die kleine Anzahl von Personen wichtig, deren Endzweck es ist, sich eine politische Wichtigkeit im Staate zu verschaffen. Aber die Billigkeit und Nützlichkeit der Gesetze sind für jedes Glied des gemeinen Wesens wichtig; und vorzüglich wichtig für diejenigen, die, weil sie persönlich unbedeutend sind, nur durch den allgemeinen Geist der Regierung, unter welcher sie leben, in ihren eignen Augen erhoben werden können.

Es ist daher augenscheinlich, daß der wichtigste Zweig der politischen Wissenschaft derjenige ist, welcher zu seinem Endzwecke hat, die allgemeinen Grundsätze des Rechts, oder, wie Smith sich ausdrückt, diejenigen allgemeinen Regeln zu bestimmen, welche bei den Gesetzen aller Nationen zum Grunde liegen und sie gleichsam durchdringen sollten. In Ländern, wo die Vorurtheile des Volks von diesen Grundsätzen sehr weit abweichen, giebt die politische Freiheit, wenn die Staatsverfassung solche dem Volke erlaubt, diesem nur mehr Mittel in die Hände, seinen eignen Untergang zu befördern. Wäre es im Gegentheil möglich, jene Grundsätze in irgend einem Systeme von Gesetzen realisirt zu sehen: so würde das Volk, auch wenn es an der Gebung dieser Gesetze gar keinen Antheil gehabt hätte, wenig Ursache haben, sich zu beklagen. Das einzige unfehlbare Kennzeichen von der Vortreflichkeit einer Verfassung liegt in den einzelnen Verfügungen seines bürgerlichen Gesetzbuchs; und wenn weise Männer auf politische Freiheit einen so großen Werth legen: so geschieht es hauptsächlich, weil sie diesel-

dieselbe für das beste Mittel halten, den Gesetzen diejenige Vollkommenheit zu geben, welche zum Flor des gemeinen Wesens nothwendig ist. — Ich muß indeß noch hinzusetzen, daß, wenn ein Volk politische Rechte mit Nutzen für sich selbst und für das Land ausüben soll, Kenntnisse und gute Sitten in demselben schon verbreitet seyn müssen, eine Sache, die nur durch die vorher schon bestehenden Gesetze, insofern sie dem Fleiße, der Ordnung und der Freiheit günstig waren, hat bewirkt werden können.

Von der Wahrheit dieser Bemerkungen scheinen erleuchtete Staatsmänner jetzt allgemein überzeugt zu seyn. Denn die berühmtesten Werke, welche in den verschiedenen Ländern Europens, während der letzten dreißig Jahre von Smith, Quesnay, Turgot, Campomanes, Beccaria und Andern über Politik geschrieben worden sind, suchen die Verbesserung der bürgerlichen Gesellschaft nicht sowohl durch die Entwerfung neuer Pläne von Staatsverfassungen, als durch Entdeckung besserer Maßregeln für die Regierung selbst zu befördern. Solche Untersuchungen haben außerdem, daß sie von einem wesentlichern und ausgebreiteteren Nutzen, als alle andern sind, noch den Vorzug, daß sie die einmal eingeführten Verfassungen keines Landes stören, noch die Leidenschaften des großen Haufens entflammen. Die Verbesserungen, welche sie empfehlen, werden durch so langsame und durch so unmerklich wirkende Mittel hervorgebracht, daß nur die Einbildungskraft weniger denkender Männer dadurch erwärmt werden kann; und in dem Maße, als sie wirklich Statt finden, befestigen sie das Staatsgebäude und erweitern die Grundlage, auf welcher es ruhet.

Diese innere Gesetzgebung der Nationen in Absicht einer ihrer wichtigsten Gegenstände, der Staatswirtschaft, zu leiten, ist der Zweck von dem oben angeführten Werke des Smith. Und es ist unstreitig das Meistumfassende und das vollkommenste, das bisher über irgend einen Zweig der Gesetzgebung geschrieben worden ist. Das Beispiel, welches er hier aufgestellt hat, wird, wie ich hoffe, zur gehörigen Zeit von andern Schriftstellern befolgt werden, für welche die innere Regierung der Staaten noch manche andre nicht weniger wichtige
und

und anziehende Gegenstände der Untersuchung darbiethet. Dann würde derjenige Fortgang dieser Wissenschaft beschleuniget werden, welchen Baco in der folgenden Stelle so vortreflich beschrieben hat: „der Zweck, auf welchen die Geseze losarbeiten, und auf welchen sie alle ihre Verordnungen und Sanctionen hinrichten müssen, ist kein anderer, als daß die Bürger glücklich leben sollen. Dieß wird geschehen, wenn sie durch die Religion zur Frömmigkeit, und durch die Erziehung zu guten Sitten gebildet; durch die Waffen gegen äußere Feinde sicher, durch die Hülfe der Geseze gegen innere Empörungen und Privatbeleidigungen geschützt, der Regierung und den obrigkeitlichen Personen gehorsam, durch Vermögen und Reichthümer blühend sind. — Gewiß diese Wissenschaft der Gesetzgebung gehört ganz den Staatsmännern zu, welche am besten wissen, was die menschliche Gesellschaft verträgt, was das Wohl des Volks, was die natürliche Billigkeit, was die Sitten der Völker, was endlich die verschiedenen Regierungsformen fordern. Nur die, welche alles dieses wissen, können über die Güte der Geseze sowohl aus den Principien der natürlichen Billigkeit als der Politik entscheiden. Daher ist also das erste, was zu thun ist, die Quellen der Gerechtigkeit und des öffentlichen Nutzens aufzusuchen, und in allen einzelnen Zweigen des Staats und der bürgerlichen Rechte den allgemeinen Charakter und die Idee der Gerechtigkeit darzustellen, nach welcher denn die Regierer besonderer Königreiche und Republiken die ihnen eigenthümlichen Geseze beurtheilen und die Verbesserung derselben unternehmen können.“ Die in der jetzt angeführten Stelle aufgezählten Gegenstände der Rechtswissenschaft kommen mit denen, welche Smith am Ende seiner Theorie der moralischen Empfindungen giebt, ziemlich genau überein. Der Hauptzweck der politischen Untersuchungen, welche er damals ankündigte, und wovon er nachmals einen schätzbaren Theil in dem Werke über den Nationalreichthum bekannt machte, war kein anderer, als die allgemeinen Principien der Gerechtigkeit und des Nutzens aufs reine zu bringen, welche die Verordnungen der Gesetzgeber über jene wichtigen Artikel leiten sollen, — oder mit den Worten des Baco: diejenigen *leges legum* zu finden,

ex quibus informatio peti possit, quid in singulis legibus bene et perperam positum aut constitutum sit.

Der Zweig der Gesetzgebung, welchen Emith in seinem Werke zum Gegenstande seiner Untersuchung gewählt hat, führt mich natürlicher Weise darauf, einen merkwürdigen Unterschied zwischen der alten und neuen Regierungskunst in Absicht des Nationalreichthums zu zeigen *). Die große Absicht der ersteren war, der Liebe zum Gelde und dem Geschmacke am Luxus durch positive Institute entgegen zu arbeiten, und bei dem gesammten Volke eine einfache Lebensart und strenge Sitten aufrecht zu erhalten. Der Verfall der Staaten wird gleichförmig von Philosophen und Geschichtschreibern, sowohl Roms als Griechenlands dem Einflusse des Reichthums auf den Nationalcharakter zugeschrieben; und die Gesetze des Lykurgus, die während mehrerer Zeitalter die kostbaren Metalle aus Sparta verbannten, werden von vielen derselben als die vollkommensten Muster der Gesetzgebung angepriesen. — Wie sehr steht dieß mit der Lehre der neuern Politiker in Widerspruch! Weit entfernt, die Armuth des Staates für einen Vortheil für den Staat anzusehen, geht ihr ganzes Bestreben nur dahin, neue Quellen des Nationalreichthums zu eröffnen und die Thätigkeit aller Volksklassen durch die Verbreitung des Geschmacks an den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens zu ermuntern.

Die vornehmste Ursache der Verschiedenheit zwischen dem Geiste der alten und neuen Gesetzgebung liegt in der Verschiedenheit zwischen den Quellen des Nationalreichthums in alten und neuen Zeiten. In einem Zeitalter, wo Handel und Manufacturen noch in ihrer Kindheit waren, und in Staaten von solchen Verfassungen, als die alten Republiken hatten, ward ein schneller Zufluß von Reichthümern von außen mit Recht als ein Uebel angesehen, das zugleich den guten Sitten, dem Fleiße und der Freiheit des Volks drohte. So sehr nun ist hiervon der Fall gegenwärtig verschieden, daß die
reich-

*) Siehe des Filangieri Wissenschaft der Gesetzgebung. Erstes Buch 13. Kap.

reichsten Nationen gerade diejenigen sind, wo das Volk am fleißigsten ist und der größten Freiheit genießt. Ja es war die allgemeine Verbreitung des Reichthums unter den niedrigeren Volksklassen, welche im neuern Europa zuerst den Geist der Unabhängigkeit hervorgebracht, und unter einigen Regierungsformen und besonders unter der unsrigen eine gleichere Vertheilung von Freiheit und Glückseligkeit zur Folge gehabt hat, als in irgend einem Staate des Alterthums, so gepriesen seine Verfassung immer seyn mag, ist gefunden worden.

Ohne die Vertheilung des Reichthums unter die niedrigeren Klassen würden die wichtigen aus der Erfindung der Buchdruckerei entstehenden Wirkungen immer sehr eingeschränkt geblieben seyn. Denn ein gewisser Grad von Wohlstand und Unabhängigkeit ist nöthig, wenn der Mensch die Begierde nach Kenntnissen oder die Muße haben soll, sie sich zu erwerben; und nur durch die Belohnungen, welche ein solcher Zustand der Gesellschaft dem Fleiße und dem Ehrgeize darbiethet, kann bei dem so selbstsüchtig gesinnten großen Haufen ein Interesse für die Geistescultur seiner Kinder erweckt werden. Die durch den Einfluß der Presse und den Geist des Handels erweiterte Fortpflanzung des Lichts und aller Verbesserungen, schreint von der Natur als ein Hülfsmittel gegen die unglücklichen Wirkungen veranstaltet worden zu seyn, welche mit dem Fortgange der mechanischen Künste immer weiter gehende Vertheilung der Arbeiten außerdem würde hervorgebracht haben. Auch braucht es weiter nichts, um diese Hülfsmittel kräftig zu machen, als weise Einrichtungen um den allgemeinen Unterricht zu erleichtern und die Erziehung der einzelnen Menschen den verschiednen Stellen, welche sie im bürgerlichen Leben werden auszufüllen haben, anzupassen. Der Geist des Handwerkers, der in der engen Sphäre seiner Thätigkeit vielleicht tiefer als der Geist des Bauern oder des Wilden herabsinken würde, kann jetzt doch in seiner Jugend die Mittel eines geistigen Genusses und den Samen zu moralischer Vervollkommenung erhalten, und selbst die geschmacklose Einförmigkeit seiner Berufsarbeiten, die durch kein neues Object seine Fähigkeit erweckt, oder seine Aufmerksamkeit zerstreut, läßt ihm desto mehr Muße und Freiheit, seine Gemüthskräfte auf Dinge von größ-

größern Interesse für ihn selbst und von ausgebreiteterem Nutzen für Andere anzuwenden.

Diese Wirkungen, ob ihnen gleich noch mancherlei Ursachen im Wege stehen, sind doch schon aus der liberaleren Regierungsart der neueren Zeiten in großem Maße entstanden. Humé in seinem Versuche über den Handel, da er der zahlreichen Kriegsheere gedenkt, welche in der alten Welt von kleinen Republikern aufgebracht und unterhalten wurden, schreibt die militärische Macht dieser Staaten ihrem Mangel an Luxus und Handel zu, „weniger Handwerker, sagt er, wurden von der Arbeit der Landleute ernährt: und desto mehr Soldaten konnten also von derselben leben.“ Er setzt gleichwohl hinzu, daß diese Verfassung der Dinge in alten Zeiten ein gewaltsamer Zustand und dem natürlichen Laufe der Sachen entgegen gewesen sey: womit er, glaube ich, meint, daß in diesem Zustande die Ordnung der Gesellschaft durch positive Gesetze noch gewissen zuborgefaßten Begriffen des Nutzens sey gemodelt worden, ohne daß man hinlänglich auf die in der menschlichen Natur liegenden Principien getraut habe, die, wenn man ihnen nur ihre volle Wirksamkeit erlaubt, nicht nur die Menschen zur Glückseligkeit führen, sondern auch zu immer fortschreitenden Verbesserungen in ihrem Charakter und in ihrem Zustande den Grund legen. Die Vorzüge, welche das neuere Regierungssystem vor dem alten besitzt, entstehen vornehmlich aus einer größern Uebereinstimmung desselben, in einem seiner wichtigsten Zweige der Staatswirtschaft, mit dem natürlichen Laufe und der Ordnung der Dinge; und es wäre nicht schwer, zu zeigen, daß, wo es noch unvollkommen bleibt, seine Irrthümer aus den Hindernissen entstehen, die es noch immer diesem Laufe in den Weg legt. In der That kann in diesem Widerstande gegen die Natur der verborgene Same mancher der Vorurtheile und Thorheiten aufgefunden werden, welche in den Sitten und der Handlungsweise der Neuern so lange geherrscht haben, ohne daß weder die Gründe der Philosophen, noch der Spott der Satyrenschreiber sie haben ausrotten können.

Diese flüchtig hingeworfenen Ideen scheinen mir gewissermaßen als Einleitung zu den folgenden Bemerkungen über Smith's Untersuchung nothwendig, weil sie den

den Zusammenhang zeigen zwischen seinem System der Handelspolitik und denjenigen Meditationen seiner frühern Jahre, welche unmittelbarer auf Beförderung der menschlichen Glückseligkeit abzielten. Bloss diese Beziehung der Staatswirthschaft auf Tugend und Menschenwohl kann sie dem Moralisten wichtig machen, und Berechnungen des Gewinnes und Schadens in den Augen des Philosophen Würde geben. Smith hat auf diese Beziehung in verschiedenen Stellen seines Werks angespielt; aber sie nirgends vollständig entwickelt. Und das große Gewicht, welches er auf die Vertheilung der Arbeiten, als das Hauptmittel die Erzeugnisse zu vermehren, legt, scheint beim ersten Anblicke auf einen ganz andern und ziemlich melancholischen Schluß zu führen, daß nemlich dieselben Ursachen, welche den Fortgang der mechanischen Künste befördern, den Geist der Künstler zurücksetzen und daß also der Nationalreichthum nicht anders wachsen kann, als indem Geist und Charakter des Volks aufgeopfert wird.

Die Hauptgrundsätze des Smithschen Systems sind jetzt so allgemein bekannt, daß eine Wiederholung derselben an dieser Stelle langweilig scheinen möchte, selbst wenn ich hoffen könnte, dem Gegenstande innerhalb der mir angewiesenen Gränzen ein Genüge zu thun. Eine genaue Zergliederung seines Werks könnte vielleicht für viele Leser nützlich seyn: aber sie würde selbst einen Band von ziemlicher Größe anfüllen. Vielleicht lege ich einmal künftig dieser Gesellschaft einen längst angefangenen Entwurf zu einer solchen Zergliederung vor, in dessen Ausarbeitung zum Druck ich selbst schon ziemlich weit gekommen war, als ich gewahr wurde, daß er sich mit dem Plane dieses Aufsatzes nicht vereinigen ließe. Für jetzt also will ich mich begnügen zu bemerken, daß der Hauptzweck des Smithschen Werkes ist, zu zeigen: wie die Natur durch die Grund-Anlagen des menschlichen Geistes und durch die äußern Lagen, in welche sie den Menschen versetzt, für die stufenweise Vermehrung des Nationalreichthums gesorgt hat; zugleich aber auch zu beweisen, daß das wirksamste Mittel, eine Nation groß und reich zu machen, dieses ist, wenn man der Natur in ihren Anlagen und Einrichtungen folgt, indem man jedem Menschen, so lange er die Regeln der

Gerech-

Gerechtigkeit beobachtet, erlaubt, sein eigenes Interesse auf seinem eigenen Wege zu verfolgen, und so wohl seinen Fleiß, als sein Kapital in die freieste Concurrnz mit dem Fleiße und dem Kapitale seiner Mitbürger zu bringen. Jedes Regierungssystem, welches entweder durch außerordentliche Aufmunterungen auf einen besondern Zweig der Betriebsamkeit einen größern Theil des Kapitals der Gesellschaft hinzieht, als natürlicher Weise ihm zufließen würde, oder durch außerordentliche Einschränkungen einer andern Art der Betriebsamkeit den Theil des Kapitals entzieht, der sonst in ihm wäre angewandt worden — zerstört in der That den großen Zweck, den es zu befördern sich vorsetzt.

Was in dem neuern Europa diejenigen Umstände sind, welche dazu beigetragen haben, diese Ordnung der Natur zu stören, und besonders den städtischen Fleiß auf Unkosten des ländlichen zu begünstigen, hat Smith mit großem Scharfsinn und auf so eine Art aus einander gesetzt, daß er zugleich über die Geschichte des gesellschaftlichen Zustandes in unserm Weltheile ein neues Licht verbreitet hat. Seine Bemerkungen über diesen Gegenstand laufen darauf hinaus, daß jene Umstände aus der Lage der Menschen während eines gewissen Zeitraumes nothwendig und natürlich entsprangen, und nicht sowohl Folgen eines angenommenen allgemeinen Regierungsplans, als Wirkungen von den Vorurtheilen und dem Eigennutze einzelner Stände und Klassen gewesen sind.

Doch dieser Zustand der Gesellschaft, der Anfangs aus einer sonderbaren Verbindung von Zufällen entstand, hat sich länger, als natürlicher Weise seine Dauer hätte seyn sollen, vermöge eines politischen Wirthschaftssystems erhalten, das Kaufleute und Manufacturisten vornehmlich geprediget haben. Beide Klassen haben nicht immer mit dem Publico ein gemeinschaftliches Interesse; und die durch ihren Beruf erworbene Kenntnisse geben ihnen, in Vertheidigung und Durchsetzung ihrer Meinungen, — besonders zur Zeit, da die Wissenschaft der Staatswirthschaft noch in ihrer Kindheit war, — viele Vortheile über ihre Gegner. Vermöge dieses Systems wurde dem Wachsthum des öffentlichen Wohlstandes eine neue Gattung von Hindernissen entgegen gesetzt.

Die

Diejenigen, welche aus den Unordnungen der Lehnsherrn entsprangen, bestanden eigentlich in einer Störung des innern Verkehrs der Menschen überhaupt: wodurch zugleich der freie Umlauf des Geldes sowohl, als des Fleißes von einer Beschäftigung und von einer Gegend zur andern gehemmt wurde. Dieselbe Wirkung hat das bisher herrschende falsche System der Staatswirthschaft, welches den Handelsverkehr der Nationen mit einander willkürlichen Gesetzen unterwirft, mit nicht geringerem Nachtheil für die Staaten, obgleich auf eine weniger in die Augen fallende und langsamere Weise hervorgebracht.

Dieses System der Staatswirthschaft nennet Smith das kaufmännische oder Handelssystem, weil es, wie er glaubt, in den Vorurtheilen, oder vielmehr in den eigennützigen Vorspiegelungen kaufmännischer Speculanten seinen Ursprung gehabt hat. Er untersucht und prüft sehr umständlich die beiden Hauptmittel, deren sich dieses System zur Bereicherung der Nationen bedient: Einschränkung der Einfuhr und Beförderung der Ausfuhr der Waaren. Diese Mittel, bemerkt er, sind zum Theil von dem Monopoliengeiste, zum Theil von der Eifersucht gegen diejenigen Länder, gegen welche man eine nachtheilige Handelsbilanz zu haben glaubte, vorgeschlagen worden. Sie alle haben, seinen Schlüssen zu Folge, einen sehr nachtheiligen Einfluß auf den Wohlstand der Nation, welche sich derselben bedient. Seine Bemerkungen über die Handelseifersucht sind in einem Tone des Unwillens geschrieben, den er selten in seinen politischen Schriften annimmt.

„Auf diese Weise, sagt er, sind niedrige Krämerkünste zu politischen Grundsätzen für die Verwaltung großer Staaten erhoben worden. Durch Maximen, wie diese, hat man den Völkern die Meinung beigebracht, ihr Vortheil bestehe darin, alle ihre Nachbarn arm zu machen. Jede Nation soll den Wohlstand aller Nationen, mit welchen sie Handel treibt, mit neidischen Augen ansehen, und, was diese gewinnen, für ihren eigenen Verlust halten. Der Handel, der unter Nationen, wie unter einzelnen Menschen, ein Band der Eintracht und der Freundschaft seyn sollte, ist eine reiche Quelle der Zwietracht und Feindschaft geworden.

„Der

„Der unbiegsame Ehrgeiz der Könige und Staats-Minister ist, in dem jetzigen und dem vorigen Jahrhundert, der Ruhe von Europa nicht so verderblich gewesen, als die ungereimte Eifersucht der Kaufleute und Manufacturherren. Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit der Beherrscher der Menschen sind ein altes Uebel, gegen welches, wie ich fürchte, die Natur der menschlichen Einrichtungen kein Mittel darbiethet. Aber die niedrige Habsucht, der Monopolienggeist der Kaufleute und Manufacturherren, die doch weder Beherrscher der Menschen sind, noch seyn sollten, wenn sie auch nicht ganz zu vertilgen sind, könnten doch in solchen Schranken gehalten werden, daß sie niemandes Ruhe, als ihre eigene, störten.“

So weltbürgerlich sind die Grundsätze, die nach Smiths Meinung die Handlungsgeetze der Nationen reguliren, und deren allgemeine Annahme die Gesetzgeber auf alle Weise zu befördern suchen sollten. Auf welche Weise man bei der Ausführung dieser Theorie in einzelnen Fällen verfahren müsse: ist eine Frage einer ganz andern Art, und die in verschiedenen Ländern nach der Verschiedenheit der äußern Umstände wird anders beantwortet werden müssen. In einem bloß wissenschaftlichen Werke, dergleichen das Smithsche war, gehörte die Untersuchung dieser Frage nicht zu dem Plane des Verfassers. Aber, daß er von einer übereilten Anwendung politischer Theorien, und auch der seinigen, weit entfernt war, zeigt nicht nur der Geist, der in allen seinen Schriften herrscht, sondern wird auch noch durch einige ausdrücklich von ihm über diesen Punkt gemachte Bemerkungen bestätigt. „So unglücklich, sagt er an dem einen Orte, sind alle Verfügungen des kaufmännischen Systems, daß sie nicht nur in dem Staatskörper große Unordnungen hervor bringen, sondern auch die Hülfsmittel dagegen beinahe eben so gefährlich machen, als die Unordnungen selbst waren. Auf welche Weise also und nach welcher Stufenfolge das natürliche System vollkommener Freiheit und Gerechtigkeit wieder hergestellt werden soll, müssen wir der Weisheit künftiger Staatsmänner und Gesetzgeber zu bestimmen überlassen.“ In der letzten Ausgabe seiner Theorie der moralischen

lischen Empfindungen hat er einige Bemerkungen einge-
 rückt, die augenscheinlich auf dieselbe wichtige Behutsam-
 keitsregel sich beziehen. In folgender Stelle scheint die-
 selbe besonders in Absicht der Versuche empfohlen zu
 werden, die aus der Lehnsvorfassung entstehenden Un-
 ordnungen des gemeinen Wesens zu verbessern.

„Der Mann, dessen Patriotismus durch Menschen-
 „liebe und Wohlwollen beseelt ist, wird selbst bei einzeln
 „nen Personen, und noch mehr bei den großen Klassen
 „und Gesellschaften der Menschen, in welche der Staat
 „getheilt ist, die ihnen durch Gesetze und Gewohnheit zu-
 „kommende Gewalt und Vorrechte in Ehren halten.
 „Wenn er auch dieselben gewissermaßen als Mißbräuche
 „betrachten sollte; so wird er sich doch begnügen, das-
 „jenige nur zu mäßigen, was er nicht ohne große Gewalt-
 „thätigkeit würde aufheben können. Wenn er die tief
 „eingewurzelten Vorurtheile des Volks nicht durch Ver-
 „nunft und Ueberredung besiegen kann, so wird er sich
 „nicht erkühnen, sie mit Gewalt niederzuschlagen: sondern
 „er wird die von Cicero mit Recht göttlich genannte
 „Maxime des Plato beobachten, daß man seinem Vater-
 „lande eben so wenig, als seinen Eltern Gewalt anthun
 „müsse. Er wird seine öffentlichen Einrichtungen, so gut
 „als es möglich ist, den für jetzt unabänderlichen Mei-
 „nungen und Gewohnheiten des Volkes anzupassen, und
 „die Mängel, welche er um ihretwillen in seinem Plane
 „lassen mußte, auf eine andere Weise zu verbessern su-
 „chen. Gelingt es ihm nicht, das einzuführen, was
 „er für absolut recht hält: so wird er sich herablassen,
 „das Schlechte ein wenig zu verbessern, und gleich dem
 „Solon, wenn er dem Staate nicht die an sich besten
 „Gesetze geben kann, ihm die besten geben, welche das
 „Volk ertragen kann.“

Diese Regel einer behutsamen Anwendung allgemei-
 ner Grundsätze war dem Verfasser des Buches über den
 Nationalreichthum doppelt nöthig, da die von ihm so
 laut gepredigte uneingeschränkte Freiheit des Handels
 sehr geschickt ist, den unthätigen Staatsmann, dessen na-
 türlichem Hange sie schmeichelt, zu einer unmittelbaren
 Ausführung dieser Theorie zu bewegen. „Nichts, sagt
 „der Verfasser einer Lobrede auf die Verwaltung Col-
 „berts, ist für die Ruhe eines Staatsmannes weniger
 „vors-

„vorthellhaft als ein Geist der Mäßigung. Dieser ver-
 „urtheilt ihn zu einer beständig erneuerten Beurtheilung
 „der Dinge, zeigt ihm in jedem Augenblicke das Unzu-
 „längliche seiner Weisheit und quält ihn mit der schmerz-
 „müthigen Empfindung seiner eigenen Mängel: indeß der
 „systematische Politiker unter dem Schutze einiger wenis-
 „gen allgemeinen Grundsätze vollkommen ruhig und vor
 „allen Vorwürfen sicher ist. Mit einem einzigen dieser
 „Grundsätze, mit dem Grundsätze der vollkommenen
 „Freiheit des Handels, wird er die ganze Welt regieren
 „und die menschlichen Angelegenheiten ganz den Vorur-
 „theilen und eigennützigen Trieben der Einzelnen anzu-
 „ordnen überlassen. Laufen diese Vorurtheile und Triebe
 „gegen einander, so ist er um die Folgen gar nicht be-
 „sorgt. Er besteht auf der Richtigkeit seiner Grundsätze,
 „deren Erfolg, wie er sagt, erst nach einem oder zwei
 „Jahrhunderten wird beurtheilet werden können. Wenn
 „seine Zeitgenossen durch die für jetzt aus seinen Maß-
 „regeln entspringenden Zerrüttungen beunruhiget, nicht
 „Lust haben, sich einem so lang dauernden Experimente
 „zu unterwerfen, so klagt er sie der Ungeduld an. Nicht
 „ihm haben sie das, was sie leiden, Schuld zu geben
 „und das Princip wird nur wieder von neuem mit dem-
 „selben Eifer und mit demselben Vertrauen, wie zuvor,
 „eingeschärft.“ Dieß sind Worte aus der von der fran-
 „zösischen Academie im Jahr 1763 gekrönten Lobrede
 auf Colbert, einem Aufsatze, der, wenn er auch in dem
 speculativen Theile eingeschränkte und irrige Grundsätze
 enthält, doch an practischen eben so wahren als wich-
 tigen Betrachtungen reich ist. In wiefern diese Bemerkungen auf jene besondere Gattung der Politiker anwendbar sind, die der Verfasser der angeführten Stelle augenscheinlich in Gedanken hat, wage ich nicht zu entscheiden.

Es ist kaum nöthig, diesen Bemerkungen noch den Zusatz beizufügen, daß sie den Werth derjenigen politischen Theorien auf keine Weise herabsetzen, in welchen die Grundsätze einer vollkommenen Gesetzgebung in aller ihrer Strenge und Lauterkeit aus einander gesetzt werden. Solche Theorien sind, wie ich an einem andern Orte bemerkt

merkt habe, *) bloß dazu bestimmt, dem Staatsmanne die letzten Endzwecke, auf welche seine Operationen hin gerichtet seyn müssen, vorzuzeichnen. Welche Maßregeln er dazu zu nehmen habe, wodurch er diesen ihren Erfolg, wodurch er seiner Staatsverwaltung die Ruhe sichern könne, dieß muß lediglich seiner Klugheit und seiner practischen Geschicklichkeit überlassen bleiben. Die theoretischen Grundsätze sind nur bestimmt, allen seinen Maßregeln die gemeinschaftliche Richtung auf die Verbesserung und die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts zu geben; sie sind dazu bestimmt, ihn von der Störung dieser Endzwecke, in Verfolgung eingeschränkterer und kleinlicher Absichten abzuhalten. „In allen Fällen, sagt Hume, ist es nützlich, das, was in dieser Gattung das Vollkommenste ist, zu kennen, damit wir dadurch in den Stand gesetzt werden, irgend einen bestimmten Staat, der seine besondere Verfassung und Regierung hat, jener idealischen Vollkommenheit durch so allmähliche Veränderungen und so unmerkliche Neuerungen zu nähern, daß die Ruhe der Gesellschaft auf keine Weise dadurch gestört wird.“

Die Grenzen dieses Aufsatzes erlauben mir nicht, zu untersuchen, in wiefern die Grundsätze, welche Smith in seinem Werke vorgetragen hat, ihm eigenthümlich zugehören. Daß die, welche die Freiheit des Handels und des Gewerbfleißes betreffen, mit der Theorie der französischen Dekonomen sehr genau übereinstimmen, erhellt selbst aus dem kurzen Abrisse, welchen Smith selbst von dieser Theorie in seinem Werke gegeben hat. Aber gewiß werden auch die wärmsten Bewunderer dieser französischen Schule zugeben, daß von den zahlreichen Erklärern ihres Systems keiner dem englischen Autor an Bestimmtheit und Deutlichkeit d. r Begriffe und in der systematischen lichtvollen Ordnung, mit welcher er die Lehrsätze aus den ersten Grundbegriffen herleitet, nur von fern, zu vergleichen sey. Die seltsame Kunstsprache, deren

*) Anfangsgründe der Philosophie über den menschl. Geist
S. 261.

ren sich die ersteren bedienen und der Anschein von Paradoxie, welchen sie vielen ihrer Meinungen geben, wird auch von denjenigen getadelt, die das Verdienst der von ihnen entdeckten Wahrheiten am willigsten anerkennen. Von Smiths Werke hingegen läßt sich mit Grunde behaupten, daß ihm außerhalb des Gebietes der physischen und mathematischen Wissenschaften wenige Bücher an einer so genau logischen Richtigkeit und an einer so allgemeinen Verständlichkeit des Vortrages gleich kommen. Ohne also noch auf diejenigen Untersuchungen zu sehen, in welchen Smith eigentlich Erfinder ist, verdient Smiths Werk schon als eine vollständige, lichtvolle und methodische Darstellung des Besten und Vollkommensten, was die Philosophie des Zeitalters über diese politischen Gegenstände herausgebracht hat, einen hohen Rang.

Diesem muß man, um Smithen volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, noch hinzufügen, daß, wenn die französischen Schriftsteller über die Staatswirthschaft, früher als er, dieses Lehrgebäude der Welt bekannt gemacht haben, er doch nicht dasselbe von ihnen gelernt, sondern es durch sein eigenes Nachdenken gleichsam von neuem erfunden hat. Davon wird, glaube ich, jedermann überzeugt werden, welcher die Untersuchung über den Nationalreichthum mit gehöriger Aufmerksamkeit liest und sich die Mühe nimmt, den allmählichen und schönen Fortgang in den Ideen des Autors zu bemerken. Könnte darüber noch ein Zweifel übrig bleiben, so würde er dadurch gehoben werden, daß die politischen Vorlesungen Smiths, die im Wesentlichen die ganze Theorie der Untersuchung enthalten, schon in den Jahren 1752 oder 53 in Glasgow gehalten worden sind, zu einer Zeit, da noch kein französisches Werk über diese Materie vorhanden war, das ihm zum Wegweiser bei dieser Untersuchung hätte dienen können. *) Zwar hat in dem Jahre

1556

*) Zum Beweise hiervon, darf ich mich nur auf eine in den Ephemerides du Citoyen vorkommende kurze Geschichte der Fortschritte, welche die Staatswirthschaft in Frankreich gemacht hat, berufen. Sie steht im ersten Theile des Bandes für d. J. 1769 und führt den Titel: *Notices abregées des differens écrits modernes, qui ont concouru en France à former la science de l'Economie politique.*

1556 Turgot (dem, wie man sagt, die ersten Begriffe von unbeschränkter Handelsfreiheit durch einen alten Kaufmann, Herrn Gournay, beigebracht worden waren) einen Artikel in die Encyclopädie einrücken lassen, der hinlänglich bewies, wie vollkommen sein Geist von den alten Vorurtheilen für die Beschränkung des Handels entfesselt sey. Daß aber gerade damals diese Meinungen nur noch wenigen speculativen Köpfen in Frankreich eigen waren, erhellt aus einer Stelle in Condorcet's Aufsatz über das Leben und die Werke Turgots, worin, nach einer kurzen, aus jenem Artikel angeführten Stelle der Verfasser hinzusetzt: „diese Begriffe wurden damals „als fremd und seltsam angesehen: seit der Zeit sind sie „gemein geworden, und es wird eine Zeit kommen, wo „sie wieder von aller Welt werden anerkannt werden.“

Ganz augenscheinlich waren Hume's politische Versuche unter allen seinen Büchern, die älter als Smith's Vorlesungen sind, diesem am meisten nützlich. Und es liegen doch in Hume's Theorien, ob sie gleich immer sehr scharfsinnig ausgedacht, mit einem Schein von Wahrheit versehen und in den meisten Fällen gründlich und richtig sind, doch einige wesentliche Irrthümer verborgen; und sie geben, wenn sie mit den Smith'schen verglichen werden, einen auffallenden Beweis ab, daß bei der Untersuchung eines so auffallenden und verwickelten Gegenstandes der durchdringendste Scharfsinn, wenn er bloß auf die Beantwortung einzelner Fragen gerichtet ist, sehr leicht durch den ersten Anschein irre geführt wird, und daß nichts uns so wirksam gegen Irrthümer schützen kann, als eine das ganze Feld der Untersuchung umfassende Uebersicht, wenn dieselbe mit einer genauen und langsamen Zergliederung aller in unsern Schlußreihen vorkommenden Ideen begleitet wird. Es ist, glaub' ich, der Mühe werth, hierbei noch anzumerken, daß Hume's Abhandlung über den Handelsneid, nebst einigen andern seiner Abhandlungen von Turgot hoch genug geschätzt wurde, und daß er sich mit einer Uebersetzung derselben ins Französische beschäftigte.

Vielleicht möchte manchen dieser Beweis, durch den ich Smith's Anspruch an die Erfindung seiner Theorie darzuthun suche, einigermaßen zweideutig scheinen, weil er nur auf dem beruht, was die Zuhörer von Vorlesungen,

gen, die vor vierzig Jahren gehalten worden sind, sich aus denselben erinnern können; eine Erinnerung, die wahrscheinlich nicht bestimmt und deutlich mehr seyn kann. Es ist aber zum Glück noch ein im Jahr 1755 von Smith geschriebener Aufsatz vorhanden, den er für irgend eine gelehrte Gesellschaft, deren Mitglied er war, bestimmte. In diesem Aufsatze wird eine ganze Reihe von Grundbegriffen und Grundsätzen sowohl über politische als literarische Gegenstände aufgezählt, die Smith als eigene, von ihm herrührende Entdeckungen in Anspruch nahm: und dies ausdrücklich in der Absicht, zu verhindern, daß nicht ein anderer sich das erste Eigenthumsrecht darauf zueignete, eine Sache, die er als akademischer Lehrer und bei der natürlichen Offenheit, mit welcher er im Privatungange alle seine Ideen mittheilte, mehr als irgend ein Anderer zu befürchten hat. Dieser Aufsatz ist jetzt in meinen Händen. Er ist mit einem etwas lebhaften Unwillen gegen diejenigen geschrieben, von welchen er argwohnte, daß sie von seiner Offenherzigkeit einen Mißbrauch zu seinem eignen Nachtheile machen möchten; und dieser Unwille ist einem rechtschaffnen Manne nicht zu verargen, der sich seines Fleißes und seiner reinen Absichten zugleich bewußt ist. Indes liegt vielleicht bei manchem solchen gelehrten Diebstahle, so kränkend er für denjenigen seyn mag, dessen Entdeckungen sich ein anderer zueignet, nicht immer Bosheit und Untreue zum Grunde. Der große Haufe der Menschen, der selbst eigenthümliche Gedanken zu haben unfähig ist, hat kaum einen Begriff von der Größe des Unrechts, das einem erfinderischen Genie widerfährt, wenn die Ideen, deren Hervorbringung sein Vergnügen und sein Stolz gewesen sind, von andern in Anspruch genommen werden. Es würde unschicklich seyn, durch den Abdruck jenes Aufsatzes, die Erinnerung alter vergangner Streitigkeiten zu erneuern. Aber eine Stelle will ich daraus anführen, aus welcher erhellet, daß sich schon damals die Hauptideen der Theorie, welche Smith in dem Buche über den Nationalreichthum vorträgt, bei ihm entwickelt hatten.

„Der Mensch, sagt er, wird von gewissen Staatsleuten und politischen Projectmachern, als ein bloßes Material zu politischen Maschinen angesehen. Sie stören
„die

„die Natur alle Augenblicke in dem Laufe, welchen sie
„mit ihren Ursachen und Wirkungen in den menschlichen
„Angelegenheiten nimmt; und doch darf man sie nur re-
„hen lassen, und ihr, zur Verfolgung ihrer Endzwecke,
„freien Spielraum verschaffen: wenn sie dieselben zu
„Stande bringen soll.“ Und in einer andern Stelle
sagt er: „Wenig mehr gehört dazu, um einen Staat
„von der tiefsten Barbarei auf den möglich höchsten Flor
„zu bringen, als Friede, geringe Auflagen, und eine
„leidliche Rechtsverwaltung. Alles andere bringt der
„natürliche Lauf der Dinge von selbst hervor. Jede Re-
„gierung, welche diesem natürlichen Laufe entgegenarbei-
„tet, welche die Dinge in einen Weg, den sie sonst nicht
„nehmen würden, hineinzwingt, und die Fortschritte der
„Gesellschaft an gewissen Stellen zurückhält, handelt un-
„natürlich, und muß also, wenn sie diese Maßregeln
„durchsetzen will, unterdrückend und tyrannisch handeln.
„— Ein großer Theil (setzt er hinzu) der in diesem Auf-
„sage angezeigten Sätze, sind von mir uniständlich in
„Vorlesungen behandelt worden, die ich noch bei mir
„habe, geschrieben von der Hand eines Schreibers, der
„vor 6 Jahren meine Dienste verlassen hat. Ich habe
„sie, von dem ersten Winter an, da ich den Glasgow-
„schen Lehrstuhl bestieg, alle Jahre, und noch zuvor in
„Edinburg, das letzte Jahr meines dasigen Aufenthaltes,
„in meinen Vorlesungen vorgetragen. Eine große Men-
„ge Zuhörer, an dem einen oder dem andern Orte, kön-
„nen als Zeugen hiervon auftreten, und es außer Zwei-
„fel setzen, daß es ursprünglich meine Begriffe sind.“

Doch am Ende ist das Verdienst eines solchen Werks
nicht sowohl nach der Neuigkeit der Sätze, welche es
enthält, als nach der Bündigkeit der Beweise, mit wel-
chen es diese Sätze unterstützt, und nach der lichtvollen
Ordnung zu beurtheilen, in welcher diese Sätze zusammen
gehängt werden. Allgemeine Behauptungen, daß der
freie Handel nützlich ist, können vielleicht in einer Men-
ge von Schriftstellern und aus einem sehr frühen Zeit-
alter aufgefunden werden: aber bei Gegenständen, die so
viele Seiten haben, und bei Untersuchungen, die so ver-
wickelt sind, als die politischen, gehört der Ruhm, ge-
wisse Sätze aufgestellt zu haben, von Rechtes wegen nicht
demjenigen Schriftsteller, der von ungefähr auf die
Wahr-

Wahrheit gefallen ist, sondern dem, der zuerst diese Sätze aus ihren Gründen hergeleitet und sie bis zu ihren entferntesten Wirkungen verfolgt hat.

Außer derjenigen Theorie, welche Smith in einem vorzüglichen Grade als sein Eigenthum betrachtete, enthält sein Werk eine systematische Uebersicht der wichtigsten Hauptstücke der Staatswirthschaft, so, daß es zu einem Elementarunterricht in dieser äußerst weitläufigen und schweren Wissenschaft dienen kann. Welcher weit umfassende Blick des Geistes und welche Kunst des Vortrags zur Ausarbeitung desselben angewandt worden sey, können nur diejenigen richtig beurtheilen, die es mit den Werken seiner unmittelbaren Vorgänger vergleichen. Und vielleicht ist, wenn man auf Gemeinnützigkeit sieht, die Arbeit, welche er auf Verbindung und methodische Anordnung ihrer zerstreuten Ideen gewandt hat, nicht weniger schätzbar, als die Entdeckung neuer Wahrheiten, die wir ihm zuerst zu danken haben. Denn nur durch eine deutliche Entwicklung und geschickte Zusammenstellung werden Wahrheiten wirklich lehrreich und brauchbar, und die Täuschungen des Irrthums aufgedeckt.

Es gehört nicht zu meinem gegenwärtigen Vorhaben, selbst, wenn ich mich der Arbeit gewachsen fühlte, die gründlichen und hinlänglich bewiesenen Lehrsätze in Smiths Werk von den zweifelhaften und bestreitbaren Meinungen zu unterscheiden. Ich bekenne, daß einige seiner Schlussfolgen mich nicht völlig überzeugen, besonders in dem Kapitel von den Auflagen; welches überhaupt etwas nachlässiger gearbeitet zu seyn scheint und dem Leser weniger Genüge thut, als die andern Theile seines Systems.

Ich kann diesen Abschnitt meines Aufsatzes nicht endigen, ohne der männlichen Freimüthigkeit, mit welcher der Verfasser durchaus in diesem Buche seine Meinungen vorträgt, und des Edelmuths zu erwähnen, mit welchem er sich über alle die kleinlichen Leidenschaften erhebt, die unter den verschiednen Parteien seines Zeitalters herrschten. Dieses Verdienst wird derjenige gewiß nicht verkennen, welcher Geist und Ton der Smithschen Schrift mit dem Geiste und den Gesinnungen der Zeit, worin sie zum ersten Mahle erschienen, vergleicht.

Der Fall ereignet sich recht häufig, daß ein uneigennütziger Eifer für Wahrheit sogleich seine gerechte Belohnung empfängt. Die Philosophen sind, wie Baco sagt, die Diener der Nachwelt; und viele von denen, welche ihre Talente den wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Geschlechts gewidmet haben, müssen so wie Baco, ihren Ruhm als ein Vermächtniß künftigen Zeitaltern hinterlassen, und sich selbst mit dem Gedanken trösten, daß sie gesäet haben, was noch ungebohrne Geschlechter ärnten würden.

Insero Daphni pyros, carpent tua poma nepotes.

Smith war glücklicher oder vielmehr sein Glückstern in dieser Hinsicht war einzig in seiner Art. Er überlebte die Herausgabe seines Werkes nur funfzehn Jahre, und doch hatte er während dieses kurzen Zeitraumes das Vergnügen, nicht nur den gegen seine Theorie zuerst sich regenden Widerspruch nach und nach verschwinden zu sehen, sondern auch Zeuge von dem practischen Einflusse zu seyn, den seine Schriften auf die Handelspolizei seines Vaterlandes bekamen.

Fünfter Abschnitt.

Beschluß der Erzählung.

Ungefähr zwei Jahre nach der Erscheinung des Werks über den Nationalreichthum ward Smith zu einem der Königlichen Commissarien für die Zölle in Schottland ernannt; eine Stelle, die von ihm selbst deswegen höher geschätzt wurde, weil er sie der Empfehlung des Herzogs von Buccleugh zu danken hatte. Diese beiden Jahre brachte er größtentheils in London zu, in einem zu ausgebreiteten Gesellschaftskreise, als daß ihm viele Muße zu Verfolgung seiner Lieblingsstudien hätte übrig bleiben können. Diese Zeit war indeß nicht für ihn verloren:

er

er verlebte sie mit Männern, die unter den Gelehrten und schönen Geistern Englands den ersten Rang einnahmen. Das Andenken davon hat D. Barnard *) in den bekanntesten von ihm an Josua Reynolds gerichteten Versen erhalten.

„Wenn ich Gedanken habe, und sie nicht ausdrücken kann: so soll Gibbon mich lehren, sie in die gewählten und elegantesten Worte einzukleiden. Jonas soll mich Griechisch und Bescheidenheit lehren. Das Denken will ich von Smith, das Reden von Burke, und die Kunst des Umgangs von Beauclerc lernen.“ Zu Folge der im Oberzollamt erhaltenen Stelle, schlug Smith nun seinen Wohnplatz zu Edinburg auf. Hier brachte er die letzten zwölf Jahre seines Lebens zu, mit so reichlichen Einkünften, daß alle seine Bedürfnisse dadurch mehr als befriedigt wurden; und welches für ihn noch von weit größerem Werthe war, in der Gesellschaft seiner ältesten Freunde.

Seine Mutter, die, obgleich in einem sehr hohen Alter, doch einer guten Gesundheit genoß, und alle ihre Gemüthskräfte noch ungeschwächt besaß, begleitete ihn in die Hauptstadt; und seine Cousine Miß Douglas, (die er auch in Glasgow bei sich gehabt hatte, gegen die er immer als Bruder gestimmt gewesen war) theilte mit ihm nicht nur die Besorgungen kindlicher Zärtlichkeit, deren das schwache Alter ihrer Tante bedurfte, sondern nahm ihm noch ein anderes ihm weit lästigeres Geschäft, die Sorge für sein Hauswesen ab.

Sein durch das neue Amt vermehrtes Einkommen setzte ihn in den Stand, seinen großmüthigen Neigungen weit mehr Genüge zu thun, als es ihm seine vorigen Umstände erlaubten. Und der Bestand seiner Kapitalien, den man bei seinem Tode vorfand, verglichen mit seiner sehr mittelmäßigen häuslichen Einrichtung und Lebensart, bewies es ganz augenscheinlich, daß ein großer Theil seiner jährlichen Ersparnisse auf Werke der Liebe gewandt worden war. Eine kleine aber vortrefliche Bibliothek, die er sich nach und nach mit kluger Auswahl gesammelt

*) S. Annual Register für das Jahr 1776.

melt hatte, und ein frugaler, aber gastfreier Tisch, an welchem seine Freunde, ohne förmliche Einladung immer willkommen waren, machten die einzigen Ausgaben aus, die er eigentlich auf sich selbst wandte. *)

Die Ueanderung in seiner Lebensart, welche seine Versetzung nach Edinburg hervorbrachte, war seinen litterarischen Arbeiten nicht eben so günstig. Die Pflichten seines Amtes, ob sie gleich keine große Anstrengung der Denkkraft erforderten, waren doch mühsam genug seine Lebensgeister zu erschöpfen, und seine Aufmerksamkeit zu zerstreuen: und jetzt da seine Laufbahn geschlossen ist, kann man sich nicht enthalten, die Zeit zu bedauern, welche er mit jenen Arbeiten zubrachte, und die er auf eine seinem Geiste weit angemessenere und für die Welt weit nützlichere Weise hätte zubringen können.

Die beiden ersten Jahre seines Aufenthalts in dieser Stadt scheinen seine Studien gänzlich unterbrochen worden zu seyn; und wissenschaftliche Gegenstände dienten ihm damals nur zur Erholung in müßigen Stunden, oder zur Unterhaltung im Umgange mit seinen Freunden. Endlich erinnerten ihn die Gebrechlichkeiten des Alters, die sich bei ihm sehr zeitig einstellten, — aber zu spät, — an das, was er dem Publicum und was er seinem eigenen Ruhme schuldig sey. Die vornehmsten Materialien zu den Werken, welche er angekündigt hatte, waren längst von ihm gesammelt. Und es gehörten wahrscheinlich nichts mehr, als ein Paar Jahre von Gesundheit und Geschäftlosigkeit dazu, um ihnen selbst diejenige systematische Anordnung, an der er einen so großen Wohlgefallen fand, und ihrem Vortrage den Schmuck jenes fließenden und scheinbar kunstlosen Styls zu geben, den

*) Einige rührende Beispiele von Smiths Wohlthätigkeit in Fällen, wo es ihm unmöglich fiel, seine geleisteten Dienste zu verbergen, sind mir von Miß Ross, einer seiner vertrautesten Freundinnen erzählt worden. Sie waren alle nach einem weit größern Maßstabe, als die Mittelmäßigkeit seiner Glücksumstände hätte vermuthen lassen, und waren mit Umständen begleitet, die seinem zarten Gefühl eben so viel Ehre machten, als seinem freigebigen Charakter.

den er sehr sorgfältig geübt hatte, aber nach aller darin erlangten Fertigkeit immer noch äußerst schwer zu seiner eignen Selbstbefriedigung finden konnte *).

Der Tod seiner Mutter im Jahre 1784, auf den im Jahre 1788 der Tod der Miß Douglas folgte, trug viel dazu bei, jene Entwürfe zu vereiteln. Diese beiden Personen waren seit 60 Jahren die Gegenstände seiner zärtlichen Zuneigung gewesen, und in ihrer Gesellschaft allein hatte er das, was er von häuslichen Freuden kannte, genossen. Er war nun allein und hülflos. Und ob er sich gleich mit Gelassenheit in seinen Verlust fand, und selbst dem Scheine nach seine vorige Heiterkeit wieder erhielt: so nahmen doch, von diesem Zeitpunkte an, seine Gesundheit und seine Kräfte stufenweise ab: und sein eigener Tod folgte zwei Jahre auf den Tod seiner Cousine und acht Jahre nach dem Tode seiner Mutter. Seine letzte Krankheit, eine anhaltende Verstopfung der Eingeweide, war langwierig und schmerzhaft: aber er genoß dabei alle Tröstungen, die ihm das zärtlichste Mitgefühl redlicher Freunde, und die stille Ergebung eines gesetzten und standhaften Geistes verschaffen konnte.

Wenige Tage vor seinem Tode, da er sein Ende herannahen sah, befahl er alle seine Handschriften, bis auf einige wenige Aufsätze, deren Herausgabe er der Sorgfalt seiner Testaments-Vollzieher überließ, zu vernich-

*) Smith sagte zu mir kurz vor seinem Tode, daß, so viel er auch Übung im Schreiben gehabt habe, er doch noch eben so langsam und mit eben so großer Schwierigkeit arbeite, als anfangs. Er setzte hinzu: daß Hume zuletzt eine so große Fertigkeit darin erlangt hätte, daß die letzten Bände seiner Geschichte, nach seiner ersten Handschrift, und mit wenigen am Rande gemachten Verbesserungen, abgedruckt wurden.

Es wird auch manchen Leser interessieren, zu erfahren, daß Smith meistens seine Aufsätze dictirte, indem er selbst im Zimmer auf und ab ging, Hume hingegen alle seine Werke mit eigener Hand geschrieben haben soll. Vielleicht wird ein kritischer Leser daraus manche Verschiedenheiten der Schreibart dieser beiden klassischen Schriftsteller erklären können.

nichten; und sie wurden dem zu Folge auch alle verbrannt. Was der eigentliche Inhalt dieser Papiere war, ist selbst seinen vertrauesten Freunden nicht genau bekannt. Aber wahrscheinlich bestanden sie zum Theile aus den Vorlesungen über die Redekunst, die er im Jahre 1748 zu Edinburg und aus denen über die natürliche Religion und das Naturrecht, die er zu Glasgow gehalten hatte. Daß dieser für die Wissenschaften unersetzliche Verlust zum Theile aus einer übertriebenen Sorgfalt Smiths für seinen Nachruhm herkam: mag vielleicht wahr seyn. Aber in Absicht gewisser seiner Handschriften können wir mit Grund höhere Bewegungsgründe vermuthen. Es gelingt selten, daß ein Philosoph, der sich von Jugend auf mit moralischen, oder politischen Untersuchungen beschäftigt hat, die Gründe seiner eigenen Meinungen ändern, so vollständig, als er sie selbst einsieht, darzulegen vermag. Aber wenn er einmal dem Publicum als ein wahrheitsliebender, edeldenkender und einsichtsvoller Schriftsteller bekannt ist: so giebt bloß sein Name und sein Ansehen den Meinungen, die von ihm herrühren, ein Gewicht, das nicht von den dafür angeführten Beweisen abhängt. Ein geheimes Bewußtseyn dieser Art, und die Furcht, durch unvollendete Arbeiten über wichtige Gegenstände, den Fortgang der Erkenntnisse eher zu stören, als zu befördern, hat vielleicht mehr als einen Schriftsteller dahin gebracht, die Früchte seiner schätzbarsten Arbeiten, wenn er sie nicht für ganz reif hielt, der Welt zu entziehen, und wichtige für das menschliche Geschlecht vorzügliche Wahrheiten lieber durch seine bekannte allgemeine Beistimmung zu bestätigen, als sie durch eine eigene, aber nicht genugthuende Untersuchung derselben zu entkräften *).

Zus

*) Seitdem ich obiges geschrieben habe, sind mir noch folgende Umstände von Hrn. Hutten mitgetheilt worden.

Wenige Zeit vor seinem Tode, trug Smith, bei Gelegenheit einer Reise, die er nach London machte, den Freunden, welchen er seine Handschriften übergab, auf, alle Bände seiner Vorlesungen zu vernichten, und mit den übrigen zu machen, was ihnen beliebte. Als er in seiner letzten Krank-

heit

Zusätze zu der Theorie der moralischen Empfindungen, die größtentheils in schweren Krankheiten aufgesetzt

heit fühlte, daß er schwach würde und sein Tod herannahete, fing er wieder mit seinen Freunden an, davon zu sprechen. Sie sagten ihm: er sollte darüber ganz ruhig seyn; sein Wille würde gewiß vollzogen werden. Dieß beruhigte ihn für den Augenblick. Aber einige Tage darauf schien er aufs neue ängstlich darüber zu werden, und bat einen dieser Freunde, jene Bände auf der Stelle zu verbrennen. Das geschah dann auch; und er schien darüber so vergnügt zu seyn, daß er denselben Abend seine Freunde mit ungewöhnlicher Heiterkeit aufnahm.

Sie hatten gewöhnlicher Weise alle Sonntage bei ihm zu Abend gegessen: und diesen Abend war eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft derselben beisammen. Smith fand sich zu schwach, sich mit ihnen zu Tische zu setzen, wie er bisher noch immer gethan hatte, und ging noch vor dem Abendessen zu Bette. Beim Weggehen nahm er von seinen Freunden Abschied, und sagte: „Ich glaube wohl, wir werden diese „unsre Zusammenkunft auf einen andern Ort verlegen müssen.“

Riddel, ein vertrauter Freund Smiths, der bei den Gesprächen über die Manuscripte gegenwärtig war, setzte zu obiger Erzählung Huttons noch folgendes hinzu. Smith habe darüber geklagt, daß er so wenig in seinem Leben gethan habe. „Doch“, setzte er hinzu, „ich hoffte noch mehr zu thun; und „da in meinen Papieren ist noch Stoff genug, woraus ich „etwas hätte machen können: aber nun ist es damit vorbei.“

Daß der Entschluß seine unvollendeten Handschriften bei seinem Tode zu vernichten, nicht plöglch gefaßt war, erhellet aus folgendem Briefe, den Smith an Hume, im Jahre 1773 schrieb, als erster eben im Begriffe war, eine Reise nach London zu thun, auf der er glaubte, lange von Hause abwesend zu bleiben.

Edinburg, den 16. April 1773.

Thuercker Freund!

„Da ich Ihnen die Sorge für alle meine litterarischen „Handschriften aufgetragen habe, so melde ich Ihnen nur, „daß von diesen allen, (außer denen, die ich jetzt mit mir „nehme,) keines des Drucks werth ist, als ein Bruchstück „einer

seht worden waren, wurden glücklicher Weise von Smith im Anfange des vorhergehenden Winters zur Presse geschickt; und er hatte noch das Vergnügen die neue Ausgabe dieses Werks zu erleben. Das ernste und warme Gefühl für Sittlichkeit, welches in diesen Tagen herrscht, giebt, wenn man dabei an seine zu eben der Zeit immer mehr abnehmende Gesundheit denkt, seiner rührenden Beredsamkeit einen neuen Reiz, und den vorgetragenen Wahrheiten selbst, wo möglich, ein neues Gewicht, durch die Betrachtung daß eben sie, die das jugendliche Genie des vorrestlichen Mannes zuerst weckten, auch noch der letzte Trost und die Beschäftigung seines Alters wurden.

Ein Brief, den er im Jahre 1787 an den Principal der Universität Glasgow, als er selbst zum Rector derselben erwählt worden war, erließ, enthält ebenfalls einen Beweis, welches frohe Andenken seine akademische Laufbahn bei ihm erregte, während welcher er sich vornehmlich mit moralischen Wissenschaften beschäftigt hatte. „Keine Erhebung, sagt er, hätte mir größere Freude machen können. Niemand kann einer Gesellschaft mehr schuldig seyn als ich es der Universität Glasgow bin. Sie

„einer Geschichte der astronomischen Systeme, die vom Carte-
 „sius an, bis auf unsre Zeit üblich gewesen sind. Dieses
 „kleine Werk werden sie in einem dünnern Folianten in mei-
 „ner Hinterstube finden. Ob dieses nicht, als ein jugendl:
 „cher Versuch, herausgegeben werden könnte, überlasse ich
 „gänzlich Ihrem Urtheile: ob ich gleich anfangs zu argwoh-
 „nen, daß in einigen Stellen mehr Subtilität als Gründ-
 „lichkeit seyn mag. Alle andere losen Papiere, die Sie in
 „meinem Schreibepulte, oder in dem Glasthürenschrank des
 „Schreibetisches, der in meinem Schlafzimmer steht, finden,
 „will ich zugleich mit elf dünnen vollgeschriebnen Follbüchern,
 „ohne alle weitere Untersuchung, verbrannt haben. Sterbe
 „ich nicht sehr plötzlich: so werde ich Sorge dafür tragen, daß
 „die Manuscripte, die ich mit mir nehme, Ihnen nach mei-
 „nem Tode zugestellt werden.“

Adam Smith.

Sie erzog mich; sie schickte mich nach Dyford. Bald nach meiner Zurückkunft in Schottland wählte sie mich zu einem ihrer Mitglieder, und beförderte mich nachmals zu einem andern Aunte, welchem die Fähigkeiten und Tugenden des unvergeßlichen Hutchesons einen besondern Glanz gegeben hatten. Die dreizehn Jahre, welche ich als Mitglied dieser gelehrten Gesellschaft zugebracht habe, sehe ich bei weitem als die nützlichsten, und eben deswegen auch als die glücklichsten und ehrenvollsten meines Lebens an. Und nun nach einer drei und zwanzigjährigen Abwesenheit, von meinen alten Freunden und Gönnern einen so schätzbaren Beweis Ihres Andenkens zu erhalten, giebt mir eine innigere Freude, als ich Ihnen ausdrücken kann."

Die kurze Erzählung, die ich jetzt geendigt habe, obgleich nicht reich an Begebenheiten, kann doch vielleicht von dem Genie und dem Charakter des berühmten Mannes einen allgemeinen Begriff geben. Von den Gaben und den erworbenen Schätzen seines Geistes, wodurch er sich so außerordentlich unterschied; von der Originalität und dem weitem Umfange seiner Denkkraft, von der Menge und der Genauigkeit seiner Kenntnisse, von seiner unerschöpflichen Fruchtbarkeit in der Erfindung, und seinem durch die Lectüre der besten Schriftsteller gebildeten Geschmack in der Ausschmückung seiner Gedanken hat er selbst bleibende Denkmäler hinterlassen. Sein moralischer Werth als Mensch wird am sichersten durch die allgemeine Hochachtung, Liebe und Zutraulichkeit bewiesen, die ihm durch alle Auftritte und Verhältnisse des Lebens gefolgt ist. Die Heiterkeit und selbst Fröhlichkeit des Geistes, die er unter dem Drucke immer wachsender körperlicher Beschwerden beibehielt, und der lebhafteste Antheil, den er, bis auf seinen letzten Augenblick an allem nahm, was im mindesten mit dem Wohl seiner Freunde zusammenhing, wird lange bei dem kleinen Kreise im Andenken bleiben, der alle Wochen einmal des Abends bei ihm versammelt war, und der noch jetzt in der Erinnerung dieses würdigen Freundes ein Band seiner eignen Vereinigung findet.

Die feinem und recht charakteristischen Züge seines Geistes ist es fast unmöglich zu zeichnen. Daß er viel Eigenthümliches sowohl in seinen Sitten, als in seiner Art

Art zu denken hatte, fiel auch dem flüchtigsten Beobachter in die Augen. Aber obgleich diese Eigenheiten ihm von der Achtung derer, die ihn kannten, nichts entzogen, und ob sie gleich, für seine vertrautern Freunde, seinem Umgange selbst größere Reize gaben: weil sie die kunstlose Einfalt seines Herzens in das anziehendste Licht setzten: so würde es doch eines äußerst geschickten Pinsels bedürfen, sie dem Auge des Publicums darzustellen. Er war sicher für den Umgang mit der großen Welt, und für die Geschäfte des thätigen Lebens nicht gemacht. Die viel umfassenden Betrachtungen, mit denen er von Jugend auf beschäftigt gewesen war, und die Mannichfaltigkeit neuer Ideen, mit welchen seine eigne Erfindungskraft ihn immerwährend versorgte, machte ihn gewöhnlicher Weise auf die alltäglichen Gegenstände und die gemeinen Vorfälle des Lebens äußerst unaufmerksam, und brachte zuweilen bei ihm Beispiele einer Geistesabwesenheit hervor, die den von La Bruñere angeführten nicht viel nachgaben. Selbst in der Gesellschaft war er oft mit seinen philosophischen Studien beschäftigt, und schien zuweilen, wie man aus der Bewegung seiner Lippen, aus seinen Mienen und Geberden schließen konnte, mit vollem Feuer an einem Aufsatze zu arbeiten. Ich bin indeß oft erstaunt, mit welcher Genauigkeit er sich nach Jahren ehemaliger Begebenheiten erinnerte: und ich bin daher geneigt zu glauben, daß er sich, wie es bei zerstreuten Personen nicht ungewöhnlich ist, durch ein hinterdrein angestelltes Nachdenken, von manchen Vorfällen deutliche Erinnerungen verschaffte, die, als sie gegenwärtig waren, wenig von ihm beachtet zu werden schienen.

Dem jetzt bemerkten Fehler ist es wahrscheinlich zuzuschreiben, daß er nicht leicht ein abwechselndes Gespräch unterhalten konnte, sondern auch in der Gesellschaft Vorlesungen zu halten geneigt war. Wenn er dieß that: so geschah es niemals aus dem Stolz, welcher sich des Gesprächs bemächtigen, oder aus der Eitelkeit, welche sich zeigen will. Niemand hörte lieber stillschweigend den frohen Unterhaltungen der Gesellschaft, die um ihn war, zu; und seine Freunde mußten oft kleine Kunstgriffe brauchen, um ihn über seine Lieblingsgegenstände zum

zum Sprechen zu bringen. Ich glaube auch nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß er fast nie eine neue Materie des Gesprächs selbst auf die Bahn brachte, und nie auf die von andern vorgeschlagenen unvorbereitet schien. In der That war sein Gespräch nie unterhaltender, als wenn er über die wenigen Erkenntnißzweige, deren bloße Außenlinien er kannte, seinen augenblicklichen Einfällen den vollen Lauf ließ.

Die Urtheile, die er, nach einer kurzen Bekanntschaft, über Personen fällte, waren gemeiniglich irrig. Aber seine natürliche Menschenfreundlichkeit machte ihn mehr zu einer blinden Parteilichkeit, als zu übelgegründetem Argwohn geneigt. Die Gewohnheit, die menschlichen Angelegenheiten und Leidenschaften immer im Großen zu betrachten, ließ ihm weder Zeit noch Neigung, die unwichtigen Eigenheiten gewöhnlicher Charaktere zu studiren. Und daher, ob er gleich mit den Gesetzen, wornach Verstand und Herz wirken, vollkommen bekannt war, und in seinen Schriften die feinsten Schattirungen der Geistes-Anlagen und der Leidenschaften zu bemerken mußte: so traf er doch oft in Beurtheilung einzelner Menschen auf eine unbegreifliche Weise weit vom Ziele.

Die Meinungen, welche er in den sorglosen Unterhaltungen mit vertrauten Freunden über Bücher, und über speculative Gegenstände wagte, waren nicht immer so, wie man sie von seinen höhern Einsichten, und seinen so sehr unter sich einstimmigen Principien erwartet hätte. Sie wurden zuweilen durch zufällige Umstände und die Laune des Augenblicks bestimmt: daher sie dann, wenn sie von Personen, die ihn nur gelegentlich sahen, wieder erzählt wurden, falsche und widersprechende Begriffe von seinen wirklichen Gesinnungen erweckten. Es war indeß auch in solchen flüchtigen Bemerkungen immer viel Wahrheit und noch mehr Scharfsinn; und hätte man die zu verschiedenen Zeiten über dieselbe Sache von ihm gesägten Urtheile mit einander verbunden, und durch einander wechselseitig eingeschränkt: so würde man gemeiniglich aus ihnen eine eben so genuthuende, als richtige Entscheidung des Ganzen haben zusammensetzen können. Doch war er in dem Umgange mit seinen Freunden nicht geneigt, seinen Sätzen diejenige genaue Bestimmung zu geben, die wir in seinen Schriften bewundern.

Vielz

Vielmehr begnügte er sich dann, die Gegenstände nur mit einigen starken und meisterhaften Zügen, aus dem Gesichtspunkte, in welchem sie ihm gerade seine gegenwärtige Gemüthsstimmung oder seine Einbildungskraft zeigte, darzustellen. Etwas ähnliches fand statt, wenn er, bei recht guter Laune, die Charaktere einiger Personen zu schildern versuchte, die er, wegen der langen Bekanntschaft mit ihnen, durch und durch hätte kennen sollen. Die Schilderung war immer lebhaft und voller Ausdruck; sie hatte auch gemeiniglich irgend eine starke Aehnlichkeit mit dem Urbilde, wenn man dieses von Einer Seite betrachtete, aber sie gab vielleicht einen vollständigen und richtigen Begriff von demselben, wenn man es nach allen Seiten, und in allen Verhältnissen ansah. — Mit Einem Worte, es war der Fehler seiner auf der Stelle gefällten Urtheile, daß sie zu einseitig waren und zu sehr einzelne Beschaffenheiten des Dinges vergrößerten.

Doch welche Ursachen auch bei diesen kleinen Eigenheiten seines Betragens zum Grunde liegen mochten: so ist doch gewiß, daß sie mit der natürlichen Einfalt und Kunstlosigkeit seines Geistes zusammenhingen. Durch diese liebenswürdigen Eigenschaften erinnerte er seine Freunde oft an das, was von dem guten La Fontaine erzählt wird; und sie ward bei ihm durch die Verbindung mit dem Tieffinne und der Beredsamkeit, die ganz Europa in seinen Schriften bewundert, noch weit liebenswürdiger.

In seiner körperlichen Bildung und seinem Anstande war nichts auffallend eignes. Wenn er vollkommen zwanglos war, und durch das Gespräch erwärmt wurde, war seine Geberdensprache belebt und nicht ohne Anmuth; und in der Gesellschaft von Personen, die er liebte, erheiterten sich oft seine Gesichtszüge durch ein unaussprechlich freundliches Lächeln. In der Gesellschaft von Fremden machte sein Hang abwesend zu seyn, und noch mehr das Bewußtseyn dieses Hanges ihn etwas verlegen. Und diese Verlegenheit wurde wahrscheinlich noch durch das hohe Ideal von Schicklichkeit des Betragens, welches durch vieles einsame Nachdenken bei ihm vollkommener ausgebildet und zugleich für ihn unerschöpflich war, noch vermehrt. Er hat nie einem Mahler

gesehen: aber die Schaumünze Tassies giebt von seinem Profil und dem allgemeinen Ausdrucke seines Gesichts eine vollkommen richtige Idee.

Seine sehr ausgesuchte Büchersammlung hinterließ er, mit allem seinen übrigen Habe, seinem Vetter, dem Advocat Douglass. Auf die Erziehung dieses jungen Mannes hatte er einen großen Theil seiner Muße gewandt; und erst zwei Jahre vor seinem Tode, zu einer Zeit, wo er seiner Gesellschaft nicht wohl entbehren konnte, schickte er ihn auf die Universität Glasgow, um unter Herrn Millar die Rechte zu studiren. Keinen größern Beweis konnte er von der ganz uneigennützigen Zärtlichkeit für seinen jungen Zögling, noch von der großen Hochachtung für die Geschicklichkeit jenes akademischen Lehrers geben.

D. Black und D. Hutton, zwei Männer, mit welchen er lange in der innigsten und herzlichsten Freundschaft gelebt hatte, waren die Vollzieher seines letzten Willens: und diese setzten zu den vielen Beweisen von treuer Anhänglichkeit an ihn, auch noch diesen hinzu, daß sie bis zu seinen letzten Augenblicken bei ihm blieben.

V o r b e r i c h t

des Autors zu der dritten Ausgabe.

Die erste Ausgabe dieses Werks wurde am Ende des Jahrs 1775 und zu Anfange des folgenden gedruckt. So oft daher von dem gegenwärtigen Zustande der Dinge die Rede ist, muß man diesen Zeitpunkt, oder einen etwas frühern darunter verstehen, in welchem ich das Buch schrieb. Bei der dritten Ausgabe habe ich verschiedene Zusätze gemacht, vorzüglich zu dem Kapitel von Rückzöllen und von Ausfuhrprämien; auch ist ein ganz neues Kapitel mit der Ueberschrift: Bemerkungen über das kaufmännische System und dessen Folgen, und zu dem Kapitel von den Ausgaben des Staats, ein neuer Artikel hinzu gekommen. So oft in allen diesen Zusätzen von dem gegenwärtigen Zustande der Dinge geredet wird, ist das Jahr 1783 und der Anfang des Jahres 1784 darunter zu verstehen.

Vorbericht

zu der vierten Ausgabe.

Diese vierte Ausgabe ist ganz unverändert geblieben. Ich darf aber nunmehr bekennen, wie sehr ich dem Herrn Heinrich Hop in Amsterdam verbunden bin. Ihm verdanke ich die eben so gründliche, als freimüthige Belehrung über die Bank von Amsterdam, einen sehr wichtigen Gegenstand, über welchen bisher noch keine genugthuende, oder auch nur verständliche Nachricht im Drucke erschienen war. Der Name dieses Mannes ist in Europa so berühmt, und seine Belehrungen reichen jedem, dem er sie mitgetheilt hat, so sehr zur Ehre, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen konnte, der neuen Ausgabe meines Buchs diese Nachricht vorzusetzen.

Inhalt

des ersten Bandes.

Einleitung und Plan des Werks	1	Seite 1
-------------------------------	---	---------

Erstes Buch.

Von den Ursachen, durch welche die hervorbringenden Kräfte der Arbeit vermehrt werden, und von den Regeln, nach welchen sich die Erzeugnisse derselben unter die verschiedenen Klassen der Gesellschaft natürlicher Weise vertheilen.

Erstes Kapitel.

Thellung der Arbeiten , , , , , . G. 7

Zweites Kapitel.

Von den in dem Menschen liegenden Triebfedern, die zur
Vertheilung der Arbeiten Anlaß geben

Drittes Kapitel.

Daß die Vertheilung der Arbeiten durch die Größe und Ausdehnung des Marktes ihre Schranken erhält C. 27

Viertes Kapitel.

Von dem Ursprunge und dem Gebrauche des Geldes 34

Fünftes Kapitel.

Von dem reellen, und von dem Nominalpreise der Waaren: oder von ihrem Werthe in Arbeit und im Gelde berechnet " " " " " " " " " 44

Sechstes Kapitel.

Von den Bestandtheilen, in welche sich der Preis aller Waaren zulezt auflöset " " " " " " " " " 72

Siebentes Kapitel.

Von dem natürlichen Preise der Waaren, und von dem Marktpreise " " " " " " " " " 85

Achtes Kapitel.

Vom Arbeitslohne " " " " " " " " " 100

Neuntes Kapitel.

Von dem Gewinnste am Kapitale " " " " " " " " " 136

Zehntes Kapitel.

Wie Arbeitslohn und Kapitalgewinnst nach Verschiedenheit der Gegenstände, auf welche die Arbeit oder das Kapital angewendet wird, verschieden sind " " " " " " " " " 154
 , Erste

Erste Abtheilung.

Ungleichheiten, welche aus der Natur der Beschäftigungen selbst entstehen	S. 156
--	--------

Zweite Abtheilung.

Ungleichheiten, welche durch die europäische Polizey veran- lasst werden	190
---	-----

Fünftes Kapitel.

Von der Landrente	235
-------------------	-----

Erste Abtheilung.

Von denjenigen Erzeugnissen, die zu aller Zeit eine Rente abwerfen	239
---	-----

Zweite Abtheilung.

Von denjenigen Erzeugnissen, die nur zuweilen und unter gewissen Umständen eine Rente bringen	264
--	-----

Dritte Abtheilung.

Veränderungen in dem Verhältnisse zwischen den Preisen derjenigen Erzeugnisse, welche immer, und derjeni- gen, welche nur zuweilen eine Rente bringen	285
---	-----

Eingeschobene Untersuchung über die Abwechselungen der
Silberpreise in den letzten vier Jahrhunderten.

Erste Periode	288
Zweite Periode	309
Dritte Periode	311
Veränderungen, die in dem Verhältnisse des Goldwerths zum Silberwerthe vorgegangen sind	337
Von	

Von den Ursachen zu der Vermuthung, daß das Silber auf dem europäischen Markte noch jetzt im Fallen ist	S.	345
Verschiedener Einfluß der fortschreitenden Cultur auf drei verschiedene Arten der rohen Producte	„ „	347
Erste Gattung	„ „ „ „ „ „ „ „	347
Zweite Gattung	„ „ „ „ „ „ „ „	351
Dritte Gattung	„ „ „ „ „ „ „ „	366
Beschluß und Resultat der über die Abweichungen des Silberpreises eingeschobenen Abhandlung	„ „	382
Wirkungen der steigenden Landescultur auf den Preis der Manufacturwaaren	„ „ „ „ „ „ „ „	390
Schluß des Kapitels	„ „ „ „ „ „ „ „	397

U n t e r s u c h u n g

über

die Natur und die Ursachen

des

N a t i o n a l r e i c h t h u m s.

Einleitung und Plan des Werks.

Die Arbeit, welche jede Nation jährlich verrichtet, ist der Fond, der sie ursprünglich mit allen von ihr jährlich verbrauchten Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens versorgt. Diese sind entweder das unmittelbare Erzeugniß jener Arbeit, oder werden, für dieses Erzeugniß, von andern Nationen erkaufte.

In einem je größern oder kleinern Verhältnisse also die Quantität dieses Erzeugnisses, oder des dafür Erkauften, mit der Anzahl derer steht, die davon ihre Bedürfnisse befriedigen wollen: desto besser oder schlechter wird diese Nation mit allen Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens versehen seyn.

Dieses Verhältniß aber wird in jeder Nation durch zwei Umstände bestimmt: — erstlich durch die Einsicht, die Geschicklichkeit und den Fleiß, welche die Nation im Ganzen bei ihrer Arbeit anwendet; und zweitens durch das Verhältniß zwischen der Anzahl der mit nützlicher Arbeit beschäftigten und der unbeschäftigten Menschen. Boden, Himmelsstrich und Umfang mögen das Gebieth der einen Nation von dem der andern noch so sehr unterscheiden: in jeder bestimmten Lage wird immer der jährliche Zuschuß zu den Bedürfnissen der Nation, nach Maßgabe jener beiden Umstände, reichlicher oder sparsamer ausfallen.

Unter den beiden aber scheint der erste Umstand, auf Ueberfluß oder Mangel der Versorgungsmittel einer Nation, einen noch größeren Einfluß zu haben, als der zweite. Bei den wilden Völkerschaften, die von der Jagd, oder der Fischerei leben, ist fast jeder einzelne, welcher die Kräfte hat zu arbeiten, auch wirklich mit einer nützlichen Arbeit beschäftigt. Jeder ist, so gut als er kann, bemüht, die Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, sich selbst, oder denen von seiner Familie und seiner Völkerschaft, die selbst, auf die Jagd oder den Fischfang auszugehen zu alt, zu jung, oder zu schwächlich sind, zu verschaffen. Und gleichwohl sind solche Nationen so armselig, daß sie oft durch den bloßen Mangel gezwungen werden, oder sich dadurch genöthiget glauben, ihre Kinder, ihre alten Leute, und die mit langwierigen Krankheiten behafteten Personen, entweder geradezu zu tödten, oder sie zu verlassen, und dem Hunger und den wilden Thieren Preis zu geben. Unter gebildeten und blühenden Nationen hingegen, giebt es eine große Anzahl von Menschen, die gar nicht arbeiten, und wovon viele zehn und hundertmal mehr Erzeugnisse der Arbeit verzehren, als der größte Theil der Arbeit-

Arbeitenden. Und doch ist das Product der sämmtlichen Arbeit dieser Nationen so groß, daß alle ihre Glieder reichlich versorgt werden, und daß bei ihnen ein Arbeiter, selbst einer von der niedrigsten und ärmsten Klasse, wenn er fleißig und haushälterisch ist, sich von den Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens einen größern Vorrath verschaffen kann, als es einem Wilden je möglich ist zu erwerben.

Die Ursachen dieses Vorzugs, die in den hervorbringenden Kräften der Arbeit, und in der Ordnung liegen, nach welcher die Erzeugnisse derselben unter alle Stände und Klassen der Gesellschaft, zu Folge gewisser Naturgesetze, vertheilt werden, machen den Inhalt des ersten Buchs dieser Untersuchung aus.

Aber die Einsicht, die Geschicklichkeit und der Fleiß, die bei einer Nation auf Arbeiten verwandt werden, mögen zu einem Grade gelangt seyn, zu welchem sie wollen: so lange dieser Grad unverändert fort dauert, so lange hängt der größere oder mindere Betrag des jährlich ihr zuwachsenden Vorraths, aus welchem ihre Bedürfnisse befriedigt werden, von dem Verhältnisse zwischen der Zahl der mit nützlichen Arbeiten beschäftigten Menschen, und der Zahl der unbeschäftigten in der Nation ab. Es wird aber aus den folgenden Untersuchungen erhellen, daß allenthalben die Anzahl der Arbeiter, welche nützliche Sachen hervorbringen, mit der Größe der Kapitalien, welche darauf gewandt werden, den Fleiß in Gang zu bringen, und mit der Klugheit in den besondern Methoden ihrer Anwendung im Verhältnisse steht. Das zweite Buch ist dazu gewidmet, den Begriff von dem, was Kapital oder Fond heißt, zu entwickeln, die verschiedenen Arten zu zeigen, wie, durch allmähliges Anhäufen der Erzeugnisse, ein Kapital in einer Nation hervorgebracht wird, und endlich zu unter-

tersuchen, welche Verschiedenheiten es bei der Anwendung desselben gebe, um mehr oder weniger Arbeit dadurch zu veranlassen.

Nationen, die in den zur Arbeit nöthigen Kenntnissen und Kunstfertigkeiten merkliche, und ziemlich gleiche Fortschritte gemacht haben, sind doch in den Gegenständen, worauf sie ihre Arbeitsamkeit gerichtet, und den Arten, wie sie sie geleitet haben, oft sehr von einander abgewichen. Und dieß hat die Wirkung ihres Fleißes, die Anzahl und den Werth der dadurch hervorgebrachten Güter, eben so ungleich gemacht. Das ökonomische System des Einen Staats hat den Arbeiten des Landmanns und des Ackerbaues, das System des andern den Arbeiten des Städters und Handwerksmannes die größere Aufmunterung wiederfahren lassen. Kaum giebt es irgend einen Staat, der, mit Unpartheillichkeit, jede Gattung nützlicher Beschäftigungen vollkommen gleich begünstiget hätte. Seit dem Umsturze des römischen Reichs, ist die Staatswirthschaft von Europa mehr auf Beförderung der Künste, der Manufacturen und des Handels, — der Beschäftigungen der Stadteinwohner, — als auf den Ackerbau, welcher das Geschäft der Landleute ist, gerichtet. Im dritten Buche werden die Veranlassungen gezeigt, welche diese Maßregel in der Staatsverwaltung des neuern Europa eingeführt und befestiget haben.

Vielleicht wurden diese verschiedenen Methoden zuerst von dem Privatinteresse und den Standesvorurtheilen einzelner Klassen der Bürger eingeführt, ohne daß dabei die Folgen, welche ihre Annahme auf die allgemeine Staatswohlfahrt haben könnte, vorausgesehen oder zu Rathe gezogen wurden. Gleichwohl ist aus dem, was zuerst der Zufall hervorbrachte, zuletzt ein System von Grundsätzen erwachsen; und die Theorien der Staatswirth

wirtschaft haben sich nach den Verschiedenheiten getheilt, die man in der Ausübung, durch die Gewohnheit eingeführt fand. Die eine dieser Theorien giebt dem Gewerbfleiß, welcher seinen Sitz in den Städten hat, die andere dem Fleiße, der auf den Landbau gewandt wird, einen entschiedenen Vorzug. Diese Theorien, nachdem sie zuerst die gelehrte Welt beschäftigt, und die wissenschaftliche Bearbeitung der Politik regulirt hatten, haben nach und nach auch rückwärts auf die wirkliche Regierung der Staaten, und die Maßregeln der Fürsten und ihrer Minister Einfluß bekommen. In dem vierten Buche habe ich diese beiden Haupttheorien, so deutlich und vollständig, als es mir möglich gewesen ist, zu entwickeln, — und zu zeigen gesucht, was, in jedem Zeitalter und bei jeder Nation, die Befolgung der einen oder der andern derselben für Folgen gehabt hat.

Der gemeinschaftliche Gegenstand dieser ersten vier Bücher also ist, zu erklären, woraus und auf welche Weise eigentlich das Einkommen eines ganzen Volkes entstehe, — oder welches, in verschiedenen Zeitaltern und bei verschiedenen Völkern, die Quellen gewesen sind, woraus sie schöpften, um sich ihre jährlichen Bedürfnisse zu verschaffen, oder ihre jährliche Ausgabe zu bestreiten. Das fünfte und letzte Buch handelt von den Einkünften des Staats als eines politischen Körpers, oder des Souveräns. Ich bin in demselben bemüht gewesen, zu zeigen, — erstlich, welches die nothwendigen Ausgaben eines gemeinen Wesens, oder des Souveräns sind; welche von diesen Ausgaben durch einen, von allen Gliedern der ganzen Gesellschaft, ohne Ausnahme, zu entrichtenden Beitrag herbeigeschaffet werden müssen, und welche nur einem Theile dieser Gesellschaft, oder bestimmten Gliedern derselben zur Last fallen sollen; zweitens, welches die verschiedenen Methoden sind, zu den
der

der ganzen Gesellschaft obliegenden Ausgaben, auch den Beitrag der ganzen Gesellschaft aufzufordern und zu erhalten, und welche Vortheile, oder Beschwerlichkeiten mit jeder dieser Methoden verknüpft sind; endlich drittens, was für Ursachen und Gründe die Regierung, in so vielen neuern Staaten, dahin gebracht haben, einen Theil der öffentlichen Einkünfte zu verpfänden, oder Staatsschulden zu machen; — und von welchem Einflusse diese Schulden auf den wirklichen Reichthum, das heißt, auf das jährliche Erzeugniß des Bodens und der Arbeit jeder bürgerlichen Gesellschaft, gewesen sind.

Erstes Buch.

Von den Ursachen, durch welche die hervorbringenden Kräfte der Arbeit vermehrt werden, — und von den Regeln, nach welchen sich die Erzeugnisse derselben unter die verschiedenen Klassen der Gesellschaft, natürlicher Weise, theilen.

Erstes Kapitel.

Theilung der Arbeiten.

Was die hervorbringende Kraft der Arbeit am meisten vergrößert, und den zu ihrer nützlichen Anwendung nöthigen Kenntnissen und Geschicklichkeiten am meisten fortrgeholfen hat, ist nach aller Wahrscheinlichkeit der Umstand gewesen, daß man die Arbeiten getheilt hat.

Den Einfluß, den die Theilung der Arbeit auf die allgemeine Betriebsamkeit der bürgerlichen Gesellschaft hat, wird man am besten einsehen, wenn man die Wirkung derselben bei einzelnen Manufacturen beobachtet. Sie scheint nirgends weiter getrieben, als gerade in einigen, die nur Kleinigkeiten hervorbringen. Zwar mag
vielleicht

vielleicht in andern Fabriken von größerm Belange die Arbeit noch genauer und in noch mehrere Zweige vertheilt seyn. Aber man wird es bei diesen aus folgender Ursache weniger gewahr. Jene Manufacturen, die nur eine kleine Anzahl von Menschen mit kleinen und unbedeutenden Bedürfnissen versehen, beschäftigen verhältnißmäßig auch nur wenige Arbeiter. Alle diejenigen also, unter welche die verschiedenen Zweige derselben vertheilt sind, können oft unter demselben Dache und in einerlei Werkstätte versammelt seyn, und lassen sich daher von dem Beobachter mit einem Blicke übersehen. In den großen Fabriken hingegen, welche für die wichtigsten Bedürfnisse des größten Theils der Nation beschäftigt sind, giebt es der Arbeiter, die sich mit den verschiedenen Zweigen der Arbeit abgeben, so viele, daß es unmöglich ist, sie alle in Einer Werkstätte zusammen zu bringen. Selten sehen wir also auf einmal mehr, als die Arbeiter, welche mit einem einzelnen Zweige zu thun haben. Gesezt daher, die Hervorbringung des Fabrikats wäre bei diesen wichtigen Manufacturen wirklich in mehrere und noch einfachere Arbeiten abgetheilt, als bei jenen, welche Kleinigkeiten verfertigen: so fällt doch dort die Theilung nicht so in die Augen, und ist deswegen weniger beobachtet worden.

Ein Beispiel eines Handwerks, das eine geringe Sache hervorbringt, aber wegen der darin vorgenommenen Theilung der Arbeiten, schon oft angeführt worden ist, giebt die Stecknabelfabrik. Ein zu diesem Geschäfte, (aus welchem die Vertheilung der Arbeiten ein eigenes Gewerbe gemacht hat) nicht erzogener, und mit den darin erfundenen und jetzt gebräuchlichen Maschinen unbekannter Handwerksmann, würde, mit dem äußersten Fleiße, in einem Tage vielleicht nicht mehr als Eine Nadel zu Stande bringen; und gewiß würde der ausges
lern-

lernteste, wenn er alles an jeder Nadel allein machte, nicht mehr als zehn verfertigen können. Nach der Art aber, wie jetzt diese Fabrik betrieben wird, wo jeder Arbeiter nur einen geringen Theil dessen, was zur Verferti- gung einer ganzen Nadel gehört, und diesen allein verfertiget, liefern die Arbeiter zusammen, eine verhält- nißmäßig weit größere Anzahl von Nadeln. Der eine Mensch zieht den Drath, der andere streckt ihn, der dritte schneidet ihn in Stücke, der vierte macht die Spitze daran, der fünfte schleift ihn am andern Ende, um den Knopf darauf zu setzen. Den Nadelknopf zu machen, erfordert selbst zwei oder drei von einander ver- schiedene Operationen. Den Knopf auf die Nadel zu setzen, ist ein eigenes Geschäft; — die Nadeln weiß zu machen ein anderes. Es macht sogar ein Gewerbe aus, die Nadeln in die Papiere zu stecken. Und so findet sich die wichtige Arbeit eine Stecknadel zu verfertigen, in achtzehn von einander abgesonderte Operationen getheilt, die, in einigen Fabriken dieser Art, von eben so viel verschiedenen Händen verrichtet werden, obgleich in an- dern vielleicht zu zwei oder drei derselben nur ein einzi- ger Mensch gebraucht wird. Ich habe eine geringe Fa- brik dieser Art gesehen, worin nicht mehr als zehn Men- schen arbeiteten, daher zwei oder drei der gedachten Ar- beiten von Einem verrichtet wurden. Ob nun gleich diese Menschen arm, und also mit den nöthigen Maschinen nur mittelmäßig versorgt waren, so konnten sie doch, wenn sie sich angriffen, zusammen über zwölf Pfund Nadeln in einem Tage machen. In einem Pfunde sind mehr als 4000 Nadeln von mittlerer Größe. Diese zehn Personen also konnten in einem Tage mehr denn 48000 Nadeln machen. Jeder einzelne unter den zehn also, da der zehnte Theil der Arbeit auf ihn kömmt, kann so angesehen werden, als hätte er 4800 Nadeln in einem Tage verfertigt. Wenn aber jeder für sich hätte alles
machen

machen müssen, was zu Verfertigung einer Nadel gehört, ohne daß sie einander in die Hand gearbeitet, ohne daß jeder von ihnen in einem besondern Zweige der ganzen Arbeit eine eigene Fertigkeit erworben hätte: so würde, wie gesagt, jeder vielleicht nur Eine, gewiß aber nicht mehr als zehn Nadeln zu Stande gebracht haben, und also im Ganzen nicht der 240ste, vielleicht nicht der 4800ste Theil der Anzahl verfertigt worden seyn, die jetzt diese zehn Personen, durch eine geschickte Theilung und Anordnung ihrer verschiedenen Arbeiten, zu verfertigen im Stande waren.

In jeder andern Kunst, in jedem Handwerke sind die Wirkungen der vertheilten Arbeit denen, welche sie in dieser unbedeutenden Kunst hat, vollkommen ähnlich; ob es gleich vielleicht in mancher andern nicht möglich ist, die ganze Arbeit in so viele Verrichtungen zu theilen, und die einem jeden einzelnen Menschen aufgetragene so einfach zu machen. So weit aber diese Theilung, nach der Natur jedes Gewerbes, getrieben werden kann: in eben dem Grade wirkt sie auch auf die Vermehrung der hervorbringenden Kräfte. —

Hieraus ist ursprünglich die Absonderung der verschiedenen Arten der Handwerke und Gewerbe von einander entstanden. Je höher in jedem Lande die Cultur steigt, je vollkommener der Kunstfleiß in demselben wird: desto weiter geht auch die Abtheilung und Trennung der Gewerbsarten. Was unter einem noch rohen Volke, und in einem noch wenig gebildeten Zustande der Gesellschaft das Werk eines einzigen Menschen ist, macht in einer betriebsamen und verfeinerten Nation die Arbeit von vielen aus. In jedem Staate, welcher Fortschritte in der Civilisation gemacht hat, ist der Landwirth nichts weiter als Landwirth, und der Handwerker nichts weiter als Hand-

Handwerker. Selbst diejenigen Arbeiten, welche zu vollständiger Verfertigung eines einzigen Fabrikats gehören, sind bei ihm fast immer unter eine Menge von Händen getheilt. Wie viele von einander abgesonderte Gewerbe sind nicht mit der Verarbeitung der Leinen- und Wollenswaaren beschäftigt, von dem Landwirth an zu rechnen, der den Flachs erzeugt und die Schafristen unterhält, bis auf den Bleicher und Mangelmeister, der an die Leinwand, — oder bis auf den Färber und Vereiter, der an das Tuch die letzte Hand legt! Der Ackerbau macht hierin allein eine Ausnahme. Die Natur desselben erlaubt es nicht, daß die verschiedenen zu ihm gehörigen Arbeiten so von einander abgesondert, und daß jede derselben einer eigenen Klasse von Menschen anvertrauet würden, wie beides in Manufacturarbeiten so gewöhnlich ist. Die Bestellung des Getraidefeldes kann von der Cultur und Benutzung der Weideplätze nicht dergestalt getrennt werden, daß der eine Mann ein bloßer Ackermann, der andere ein Wiesenbauer seyn könne, so wie der eine Mann ein Zimmermann, der andre ein Schmid ist. — Gemeiniglich ist der Spinner eine andere Person, als der Weber: aber der, welcher das Feld pflügt, den Acker eggt, ihn besäet, und das Getreide endlich einerntet, ist gemeiniglich eine und dieselbe Person. Da jede dieser Arbeiten eine besondre Jahrszeit verlangt, mit der sie erst wieder zurückkehrt: so kann keine derselben ihren Mann ganz beschäftigen. Vielleicht ist diese Unmöglichkeit, die Arbeiten der Landwirthschaft unter mehrere von einander verschiedene Personen zu theilen, eine der Ursachen, warum ihre Fortschritte mit den Künsten und Manufacturen, in einem Lande, nicht immer gleichen Schritt halten; warum die hervorbringenden Kräfte der ersten nicht in eben dem Grade, als die der letzten vermehrt werden. Reiche und blühende Nationen zeichnen sich zwar von ihren Nachbarn eben sowohl durch einen

einen vollkommenern Landbau, als durch bessere Manufacturen aus: aber doch ist die Ueberlegenheit, die sie in Absicht der letztern haben, größer, als die im erstern. Ihr Grund und Boden ist ohne Zweifel im Ganzen besser angebauet, und bringt, da mehr Arbeit und Kosten auf ihn verwandt sind, nach dem Verhältnisse seines Umfangs und seiner natürlichen Fruchtbarkeit, auch mehr hervor. Aber dieser Ueberschuß der Productenmenge beträgt selten mehr, als die Summe der neu hinzugekommenen Arbeit und Kosten. Vom Ackerbaue ist der Satz nicht allgemein wahr, daß einerlei Quantität Arbeit in einem begüterten Lande mehr, als in einem armen hervorbringe; oder wenigstens ist dieser Unterschied nicht so groß, als er bei den Producten der Manufacturarbeiten ist. Das Korn, welches in einem reichen Lande erzeugt wird, kommt nicht immer wohlfeiler zu Markte, als das Korn des armen Landes, wenn es mit diesem von gleicher Güte ist. Polnisches Getreide ist, bei gleicher Güte, eben so wohlfeil als französisches, so sehr auch das erstere Land vom letztern an Reichthum und Cultur übertroffen wird. Das französische Korn ist, in den eigentlichen Getreide-Provinzen, vollkommen so gut, und in den meisten Jahren ziemlich so wohlfeil, als englisches Korn, obgleich an Reichthum und Cultur Frankreich vielleicht hinter England zurück steht. Die Getreideländer von England sind dessen ungeachtet besser angebauet, als die von Frankreich, und so viel ich weiß, sind es die französischen viel mehr als die polnischen. — Aber wenn das arme Land, seines schlechtern Ackerbaues ungeachtet, in der Wohlfeilheit und Güte seines Getreides, mit dem reichern wetteifern kann: so kann es sich doch, in Absicht seiner Manufacturwaaren, mit diesem in gar keine Vergleichung stellen; wenigstens dann nicht, wenn die Manufacturen des reichen Landes, seinem Boden, Klima, und seiner Lage angemessen sind. — Die französischen

zösischen Seidenwaaren sind von besserer Qualität und wohlfeiler als die englischen, weil die Verfertigung derselben, wenigstens bei den gegenwärtigen hohen Zöllen, die auf die Einfuhr der rohen Seide in England gelegt sind, zu dem Klima von England nicht so gut, als zu dem von Frankreich paßt. Aber die Stahl- und Eisenswaaren, und die groben Wollen-Waaren von England sind ohne allen Vergleich besser, als die französischen, und sind, bei derselben Güte, viel wohlfeiler. In Polen giebt es, so viel ich weiß, gar keine Manufacturen, die ganz gemeinen ausgenommen, ohne welche kein Land bestehen kann.

Daß, durch die Vertheilung der Arbeiten, die Quantität der verfertigten Sachen, bei einer gleichen Anzahl damit beschäftigter Hände, so sehr vermehrt wird, kommt von dreierlei ganz verschiedenen Ursachen her. Erstlich davon, daß dadurch die Geschicklichkeit jedes einzelnen Arbeiters, in dem, was er zu thun über sich genommen hat, vermehrt wird: zweitens davon, daß die Zeit erspart wird, die, wenn Ein Mensch mehrere Arbeiten treibt, bei dem Uebergange von einer zur andern, unausbleiblich verloren geht; und endlich drittens, von den Maschinen, zu deren Erfindung diese Vertheilung der Arbeit Anlaß giebt, — durch welche Maschinen die Arbeit dergestalt abgekürzt und erleichtert wird, daß Ein Mensch im Stande ist die Arbeit von Vielen zu thun.

Erstlich: je geschickter ein Handwerksmann in seiner Arbeit ist, desto mehr bringt er dadurch zu Stande. Die Vertheilung der Arbeiten aber macht nothwendig den Arbeiter geschickter, weil sie die Verrichtung eines jeden auf eine einzlge einfache Operation einschränkt, und aus dieser Operation die Beschäftigung seines ganzen Lebens macht. Ein gemeiner Schmid, der zwar den

Ham-

Hammer zu führen versteht, aber nicht in der Uebung ist, Nägel zu machen, wird sicherlich, nicht über Ein oder Zwey hundert Nägel des Tages zu Stande bringen, die auch noch dazu ziemlich schlecht seyn werden. Ein Schmid, der zwar Nägel zu machen gewohnt ist, aber daraus nie sein einziges oder sein vornehmstes Geschäft gemacht hat, wird, bei dem äußersten Fleiße, nicht mehr als 800 bis 1000 Nägel in Einem Tage verfertigen. Hingegen habe ich Burschen von noch nicht 20 Jahren gesehen, die nie etwas anders gethan hatten, als Nägel machen, und die, wenn sie sich angriffen, in Einem Tage mehr als 2300 Nägel verfertigen konnten. Und doch ist die Verfertigung eines Nagels noch bei weitem nicht eine der einfachsten Handwerksoperationen. Derselbe Mensch muß das Gebläse besorgen, muß das Feuer, so oft es Noth thut, anschüren, oder neue Kohlen zulegen, muß das Eisen glühend machen, und alle Theile des Nagels schmieden. Wenn er den Kopf des Nagels schmiedet, ist er sogar genöthigt, neue Werkzeuge zur Hand zu nehmen. Die verschiedenen Operationen, in welche die, zu Verfertigung einer Nadel oder eines metallenen Knopfes nöthigen Arbeiten vertheilt sind, sind sämmtlich weit einfacher; und die Fertigkeit einer Person, die ihr ganzes Leben hindurch kein anderes Geschäft, als dieses getrieben hat, ist gewöhnlicher Weise weit größer. In der That werden einige Operationen der genannten beiden Manufacturen mit einer Geschwindigkeit gemacht, die jedem, welcher nicht Augenzeuge davon gewesen ist, unglaublich scheint.

Zweitens, der Vortheil, welcher dadurch erhalten wird, wenn man die Zeitverschumnitz des Ueberganges von einer Arbeit zur andern ersparen kann, ist weit größer, als man beim ersten Anblicke denken sollte. Es ist unmöglich, mit Arbeiten, deren jede an einem andern Orte,

Orte, und mit ganz andern Werkzeugen verrichtet werden muß, sehr geschwind zu wechseln. Ein Leinweber auf dem Lande, der zugleich ein kleines Gütchen bewirthschaftet, verliert einen guten Theil seiner Zeit damit, vom Felde zu seinem Weberstuhle, — und vom Weberstuhle aufs Feld zu gehen. Wenn die beiden Gewerbe in demselben Arbeitshause getrieben werden können: so ist freilich der Zeitverlust geringer, aber auch dann noch beträchtlich. Jeder faulenzet und zaubert gemelniglich ein wenig, wenn er Eine Art der Arbeit bei Seite legt, um eine andere vorzunehmen. Beym ersten Anfange der neuen geht der Arbeiter selten recht herzhast und thätig zu Werke. Sein Geist ist noch nicht gleich dabei, wenn er auch schon die Hand angelegt hat, und eine Zeitlang spielt er mehr, als daß er ernstlich und mit Erfolge arbeiten sollte. Die meisten Dorfhandwerker, die alle halbe Stunden mit ihren Arbeiten und mit ihren Werkzeugen wechseln, werden durch die Gewohnheit, bei diesem Uebergange zu zaubern, oder eine Zeitlang saumselig und lässig zu arbeiten, fast durchgängig faul und lässig gemacht, — und sind auch dann zu einem angestregten Fleiße unfähig, wenn die Umstände sie am dringendsten dazu auffordern.

Drittens und letztes: jedermann sieht ein, wie sehr, durch wohl ausgedachte Maschinen, die Arbeit abgekürzt und erleichtert wird. Es ist unnöthig davon Beispiele zu geben. Ich will nur das einzige anmerken, daß es scheint, als ob die Erfindung dieser, die Arbeit so sehr abkürzenden und erleichternden Maschinen, durch die Vertheilung der Arbeiten ursprünglich veranlaßt worden wäre. Jeder Mensch entdeckt die leichtesten und bequemsten Mittel zur Erreichung seines Endzwecks weit eher, wenn die ganze Aufmerksamkeit seines Geistes auf diesen einzigen Gegenstand gerichtet, als wenn sie unter
einer

einer großen Mannichfaltigkeit von Dingen getheilt ist. Nun wird aber, durch die Vertheilung der Arbeit, diese ungetheilte, auf Einen Gegenstand vereinigte Aufmerksamkeit erhalten. Es ist also alsdann natürlicher Weise zu erwarten, daß Eine oder die Andre der Personen, die zu jedem besondern Zweige der Arbeit angestellt werden, leichtere und bessere Methoden in dem, was ihre immerwährende Berrichtung ist, ausfindig machen wird, wenn anders die Natur der Sache eine solche Verbesserung zuläßt. Ein großer Theil der Maschinen, die jetzt bei solchen Manufacturen im Gebrauche sind, wo die Vertheilung der Arbeit am größten ist, waren ursprünglich Erfindungen gemeiner Arbeiter, die, da sie nur eine einzige, und noch dazu ganz einfache Sache zu thun hatten, natürlicher Weise ihre Gedanken damit beschäftigten, wie sie sie noch leichter und geschwinder verrichten könnten. Diejenigen, welche die Werkstätte solcher Manufacturen oft besuchen, werden sich erinnern, oft solche sehr fein ausgedachte Maschinen gesehen zu haben, welche von gemeinen Arbeitsleuten, bloß in der Absicht, ihre besondere und einzelne Arbeit zu erleichtern und zu beschleunigen erfunden waren. In den ersten Feuermaschinen wurde ein Knabe dazu gebraucht, die Communication zwischen dem Kessel und dem Cylinder, so wie der Stempel in die Höhe ging, oder herunter stieg, wechselseitig zu öffnen und wieder zu schließen. Einer von diesen Burschen, der gerne mit seinen Kameraden spielen wollte, bemerkte, daß, wenn er an die Handhabe des Ventils, welches die Communication geöffnet, einen Strick befestigte, und ihn mit einem gewissen andern Theile der Maschine in Verbindung brächte, das Ventil sich von selbst, ohne sein Zuthun, öffnen und schließen, und er also Freiheit haben würde, sich mit seinen Spielgesellen zu erlustigen. Auf diese Weise ward eine der größten Verbesserungen, die bei dieser Maschine, seit ih-

rer

rer ersten Erfindung, angebracht worden ist, von einem muthwilligen Knaben entdeckt, der sich gerne etwas Arbeit ersparen wollte.

Doch sind bei weitem nicht alle Verbesserungen in dem Maschinenwesen Erfindungen der Personen gewesen, die dieser Maschinen bedurften. Einige sind durch Mechaniker erfunden worden, die aus der Verfertigung von Maschinen ihr eigenthümliches Gewerbe machten. Andere sind das Werk derjenigen gewesen, die wir Philosophen oder Speculanten nennen, deren Geschäfte es nicht ist, irgend etwas zu machen, sondern alles zu beobachten, und die eben deswegen oft im Stande sind, zwischen den Kräften der entferntesten und einander unähnlichsten Gegenstände eine Verknüpfung zu finden. Bei dem Fortschritte der Cultur in der bürgerlichen Gesellschaft, wird aus dem Philosophiren und der Speculation eben so gut ein eigener Nahrungsweig und die einzige Beschäftigung einer ganzen Klasse von Menschen, als aus jeder andern Verrichtung. Auch wird es, gleich diesen andern Verrichtungen, in eine große Anzahl verschiedener Zweige getheilt, wovon jeder einer besondern Klasse der Philosophen Beschäftigung giebt. Und diese Eintheilung der Beschäftigungen hat in der Philosophie eben sowohl, als bei den übrigen Gewerben, die Geschicklichkeit der Arbeitenden vermehrt, und ihnen Zeit erspart. Jeder, auf einen kleinen Theil der Wissenschaften eingeschränkte Gelehrte, dringet tiefer in denselben ein; — im Ganzen wird also mehr ausgerichtet: und — die Masse von Einsicht und Wissenschaft in der Nation wird ansehnlich vermehrt.

Diese, aus der Vertheilung der Arbeiten entstehende Vervielfältigung der Erzeugnisse aller Künste, ist das, was in einer wohl eingerichteten, und weise regierten bürgerlichen Gesellschaft, diejenige allgemeine Wohlhabenheit veranlaßt, die sich auch bis auf die untersten

Stände erstreckt. Jeder Arbeiter hat alsdann, von der Sache, welche er hervorbringt, über die Quantität, deren er selbst bedarf, noch einen großen Ueberschuß; und diesen kann er ablassen. Und da jeder andere Arbeiter in gleichem Falle ist: so kann der erste die ihm überflüssige Quantität seiner Waare, gegen eine gleiche Quantität, — oder, welches auf Eins hinausläuft, gegen den Preis einer gleichen Quantität Waaren, welche die übrigen verfertiget haben, austauschen. Er versorgt sie reichlich mit dem, was sie bedürfen, und wird von ihnen hinwiederum eben so reichlich mit demjenigen versorgt, was er nöthig hat: — und so verbreitet sich ein allgemeiner Ueberfluß über alle Klassen der Gesellschaft.

Man gebe nur auf die Bequemlichkeiten Achtung, deren, in einem cultivirten und blühenden Lande, der gemeinste Handwerker oder Tagelöhner genießt: und man wird finden, daß die Anzahl von Menschen, deren Fleiß sich vereinigen mußte, um ihm jene Bequemlichkeiten zu verschaffen, — ob sie gleich von dem sämmtlichen Producte ihres Fleißes nur einen sehr kleinen Theil ausmachen, — über alle Berechnung groß ist. Der wollene Rock, zum Beispiel, der den Tagelöhner deckt, so grob und gemein er aussehen mag, ist doch das Product der vereinigten Arbeit einer sehr großen Anzahl fleißiger Menschen. Der Schäfer, der, welcher die Wolle sortirte, der Wollkammer, der Färber, der Spinner, der Weber, der Walkmüller, der Tuchscherer, — diese alle mußten, mit vielen andern, ihre Kunstarbeiten vereinigen, wenn auch nur dieses schlechte Fabrikat zum Vorschein kommen sollte. Wie viele Kaufleute und Fuhrleute waren nicht überdieß beschäftigt, das Material von einem dieser Arbeiter zum andern, oft in einer entfernten Gegend des Landes wohnenden, zu führen! welche ausgebreitete Schifffahrt und Handlung — wie viele Schiffbauer, Segelmacher, Seiler und Schifferleute waren nicht

erforderlich, um die zum Färben dieses Tuchs gehörigen Materialien zusammen zu bringen, welche oft von den entlegensten Gegenden des Erdbodens herbeigebracht werden müssen! Welche mannigfaltige Arbeit ist nicht auch zur Hervorbringung der Werkzeuge der niedrigsten unter diesen Arbeiten nöthig? Ohne der sehr künstlichen und zusammengefügten Maschinen zu gedenken, dergleichen ein Schiff, ein Weberstuhl, oder eine Walkmühle ist: wollen wir nur einmal untersuchen, wie viele verschiedene Arten von Arbeit dazu erfordert werden, um die so äußerst einfache Maschine, eine Schere, wie sie zum Schafscheren erfordert wird, hervorzubringen. Da kommen erstlich die Vergleute, dann die, welche die Ofen zur Schmelzung des Eisenerzes erbauen, die, welche dazu das Holz fällen, oder die Kohlen brennen, — der Ziehschleicher und Mäurer, dann alle die Arbeiter, welche die Schmelzöfen zu besorgen haben, der Hammermeister, der Schmid. Alle diese mußten ihre ganz verschiedenen Arbeiten und Gewerbe vereinigen, wenn eine einzige solche Schere zu Stande gebracht werden sollte. Untersuchten wir auf gleiche Weise alle Theile der Kleidung und des Hausraths des geringsten Landmanns, das grobe leinene Hemde, welches er auf dem Leibe trägt, die Schuhe an seinen Füßen, das Bette, worin er liegt und dessen sämtliche Theile, den Kof, auf welchem er seine Speisen zubereitet, die Steinkohlen, die er dazu braucht, — die vielleicht aus tiefen Schachten gegraben, und ihm durch eine weite Land- oder Seereise zugeführt werden müssen, — sein ganzes übrige Küchen- und Tafelgeräth, seine Messer und Gabeln, die irdenen oder zinnernen Schüsseln, in welchen er seine Gerichte aufträgt; betrachteten wir alle die Hände, die mit der Zubereitung des von ihm verzehrten Brodes und Bieres beschäftigt sind, die, welche seine Glasfenster, (wodurch er Wärme und Licht in seine Wohnung erhält, indeß er sie vor

B 2

Regen

Regen und Wind verschließen kann) verfertigen, — und bei diesem letzten Artikel ins besondere, theils die Künste und Kenntnisse, welche diese schöne und glückliche Erfindung vorbereiten, — eine Erfindung, ohne welche kaum eine Wohnung für Menschen in unserm nördlichen Himmelsstriche wäre möglich gewesen, — theils die, welche die Werkzeuge für die Arbeiter dieser Fabrik liefern: betrachteten wir, sage ich, alle diese Dinge, und die zu ihrer Hervorbringung unentbehrlichen Arbeiten: so würden wir einsehen, daß, in einem civilisirten Lande, selbst der geringste Einwohner, nicht ohne den Beistand und die vereinigte Wirksamkeit von vielen Tausenden, die gewohnte Befriedigung seiner Bedürfnisse erhalte, — Bedürfnisse, die man für viel einfacher und viel leichter zu befriedigen hält, als sie wirklich sind. Freilich sind sie beides verhältnißmäßig, wenn man sie mit dem Luxus der Großen, und mit den unermesslichen Forderungen ihrer Sinnlichkeit und Eitelkeit vergleicht. Aber doch übertrifft vielleicht die Summe aller Bequemlichkeiten, welche die Haushaltung eines europäischen Fürsten erfordert, die, welche ein wohlhabender, aber sparsamer Bauer genießt, nicht so sehr, als letztre die häusliche Einrichtung vieler afrikanischen Könige übertreffen, wenn gleich diese unumschränkte Herren über das Leben und die Freiheit von zehntausend nackten Sklaven sind.

Zweites Kapitel.

Von den in dem Menschen liegenden Triebfe-
dern, welche zur Vertheilung der Arbeit
Anlaß geben.

Diese Vertheilung der Arbeit, aus der so viele Vor-
theile erwachsen, ist ursprünglich nicht das Werk mensch-
licher Weisheit, welche den hervorzubringenden Ueber-
fluß vorausgesehen, und als Endzweck sich vorgesetzt
hätte. Sie ist die nothwendige, obgleich erst langsam
erscheinende, und stufenweise sich entwickelnde Folge ei-
nes gewissen, in der menschlichen Natur liegenden Han-
ges; eines Hanges, der keinesweges nach einem so aus-
gebreiteten Nutzen strebt, — ich meine, des Hanges zum
Tausche.

Ob dieser Hang eines von den ursprünglichen Prinz-
cipien in der menschlichen Natur ist, von denen sich keine
weitere Rechenschaft geben läßt; oder ob er, wie es
wahrscheinlicher ist, die nothwendige Folge der Vernunft
und der Sprachfähigkeit ist: dieß zu untersuchen, gehört
nicht zu unserm gegenwärtigen Vorwurfe. Genug, er
ist allen Menschen gemein, und er findet sich nicht bei
den Thieren: als welche, nach aller Wahrscheinlichkeit,
eben so wenig vom Tausche, als von irgend einer an-
dern Art von Verträgen etwas wissen. Zwei Jagdhun-
de, wenn sie zusammen einen Hasen hegen, haben zwar
zuweilen das Ansehen, als wenn sie nach Verabredun-
gen handelten. Jeder treibt den Hasen dem mit ihm
jagenden Hunde zu, oder sucht den Hasen aufzufangen,
wenn

wenn er von dem andern Hunde aufgejagt, und ihm selbst zugetrieben wird. Dieß ist gleichwohl keinesweges das Werk einer Verabredung, sondern die natürliche Wirkung eines übereinstimmenden Instinkts beider Hunde, der sich zufälliger Weise zu gleicher Zeit und bei demselben Gegenstande äußerte. Niemand hat je zwei Hunde mit einander einen förmlichen Tausch über ihre Knochen treffen sehen. Niemand hat je wahrgenommen, daß ein Thier durch seine Geberden, oder durch sein Geschrei, einem andern Thiere etwas dem ähnliches angedeutet hätte, als wenn wir sagen: „Das ist mein, das ist dein, — und ich bin willens, dieß für jenes hinzugeben.“ Wenn ein Thier etwas von einem andern Thiere oder von einem Menschen verlangt, so weiß es kein anderes Mittel, beide dazu zu bewegen, als ihnen zu schmeicheln, und die Gunst derer zu suchen, deren Dienste es nöthig hat. Ein Affe liebkoset seine Dame, und ein Windspiel sucht durch tausend Sprünge die Aufmerksamkeit seines an der Tafel sitzenden Herrn auf sich zu ziehen, wenn es von ihm gefüttert zu sehn wünscht. Zwar bedient sich der Mensch zuweilen gegen seine Nebenmenschen eben dieser Künste; und wenn er keine andern Mittel hat, sie zu dem, was er gern von ihnen gethan sähe, zu bewegen, so nimmt er wohl zu jener Art knechtischer, oder schmeichelnder Aufmerksamkeit, um ihre Gunst zu gewinnen, seine Zuflucht. Er hat indeß nicht immer Zeit dieß zu thun. In einer bürgerlichen Gesellschaft, die bis zu einem gewissen Grade sittlicher Cultur gelangt ist, hat der Mensch zu allen Zeiten den Beistand und die Mitwirkung einer großen Menge von Menschen nöthig, indeß seine ganze Lebenszeit kaum zureicht, die Freundschaft einiger wenigen zu gewinnen. Fast in jeder andern Thiergattung ist das völlig erwachsene Geschöpf auch zugleich gänzlich unabhängig, und hat in seinem natürlichen Zustande, des

Bei-

Beistandes keines andern lebenden Wesens nöthig. Aber der Mensch bedarf beständig der Hülfe seiner Brüder; und vergeblich würde er sie von ihrem Wohlwollen allein erwarten. Es gelinat ihm viel leichter damit, wenn er ihre Selbstliebe in sein Interesse zieht, und ihren eigenen Vortheil mit dem, was er von ihnen begehrt, verknüpft. Jeder, der andern einen Tausch anbiethet, verfährt auf diese Weise. „Gieb mir das, was ich verlange: und ich will dir geben, was du verlangst.“ Das ist der wesentliche Inhalt des Tauschcontractes: und auf diesem Wege erhalten wir den größten Theil der Dienste, deren wir von andern bedürfen. Nicht von dem Wohlwollen des Fleischers, Brauers und Bäckers erwarten wir unser Mittagsmahl, sondern von der Sorgfalt, die sie für ihr eigenes Interesse tragen. Wir wenden uns nicht an ihre Menschenliebe, sondern an ihren Eigennutz, und reden ihnen nie von unsern Bedürfnissen, sondern von ihren Vortheilen vor. Kein anderer, als ein Bettler, mag gerne ganz von dem Wohlwollen seiner Nebenmenschen abhängen. Ja, auch der Bettler hängt nicht durchaus davon ab. Die Fonds zu seiner Unterhaltung werden ihm zwar in der That durch die Mildthätigkeit zugeführt. Aber diese Triebfeder, von welcher die Mittel seine Bedürfnisse überhaupt zu befriedigen, hervühren, kann ihm doch nicht jedes einzelne derselben, so wie es bei ihm entsteht, verschaffen. Der größte Theil von den Nothwendigkeiten des Lebens kommt auf eben die Weise in seine, wie in die Hände aller übrigen Menschen: durch Verabredung, durch Tausch und durch Handel. Mit dem Gelde, das ihm der eine Mensch giebt, kauft sich der Bettler Brod von einem zweiten. Die alten Kleider, die er von dem einen bekommt, tauscht er gegen andere, ihm besser passende Kleider, oder gegen Wohnung und Lebensmittel, oder auch gegen Geld um, womit er sich Kleider, Wohnung

nung und Speise, so wie er die einen oder die andern nöthig hat, kaufen kann. So wie, durch Verträge, Tausch oder Handel, wir von andern Menschen die meisten der Dienste, deren wir bedürfen, erhalten: so ist es eben dieser Hang zum Tausche, der ursprünglich die Vertheilung der Arbeiten veranlaßt. Unter einer Horde Jäger, oder Hirten, macht, zum Beispiele, der eine Mann Bogen und Pfeile mit mehr Geschicklichkeit und Fertigkeit, als die übrigen. Er tauscht dieselben oft, mit seinen Kameraden, gegen zahmes Vieh oder Wildpret um; und er findet endlich, daß er auf diese Weise von beiden mehr erhalten kann, als wenn er sich selbst, das eine aufzuziehen, und das andere zu jagen, beschäftigte. Aus Liebe zu seinem Vortheile also, macht er die Verfertigung von Bogen und Pfeilen zu seinem Hauptgeschäfte, und wird — zu einem Waffenschmiede. Ein andrer thut sich vielleicht in dem Baue oder der Bedachung ihrer kleinen Hütten und beweglichen Häuser hervor. Er gewöhnet sich nach und nach daran, seinen Nachbarn bei dieser Arbeit behülflich zu seyn, die ihn auf gleiche Weise mit Vieh oder Wildpret belohnen: bis er es endlich seinem Interesse gemäß findet, sich dieser Arbeit ganz zu widmen, und eine Art von Zimmermann zu werden. Auf gleiche Weise wird ein dritter ein Eisen- oder Kupferschmied, ein vierter wird ein Gerber und bereitet die rohen Häute, welche das vornehmste Material der Kleidung wilder Völker ausmachen. Und so wird nach und nach jedermann, durch die Gewißheit, daß er den Ueberschuß von dem Producte seiner eignen Arbeit, ich meine, das, was er mehr hervorbringt, als er selbst verbraucht, für einen Theil derjenigen Producte von fremder Leute Arbeit, deren er bedürftig ist, werde eintauschen können, aufgemuntert, sich eine besondere Art von Beschäftigung zu wählen, sich auf diese ausschließend zu legen, und wenn ihm die Natur ein eigenthümliches

liches Talent zu gewissen Arbeiten gegeben hat, dieses durch ununterbrochene Uebung zur Vollkommenheit zu bringen.

Die Verschiedenheit der Talente, die wir bei den Menschen wahrzunehmen glauben, ist in der Wirklichkeit viel geringer, als wofür wir sie halten: und der weite Abstand, welcher sich zwischen Menschen von verschiedenen Lebensarten, wenn jeder in der seinigen bis zum männlichen Alter erzogen worden ist, in Absicht ihrer Fähigkeiten findet, ist weit öfter eine Wirkung, die aus der Vertheilung der Arbeiten entsteht, als die Ursache, welche diese Vertheilung hervorgebracht hat. Der Unterschied zwischen einem Philosophen und einem gemeinen Lastträger, den beiden unähnlichsten Menschenarten, scheint weit weniger von ihrer Natur, als von ihren beiderseitigen Gewohnheiten, ihrer Erziehung, und ihren erlernten Fertigkeiten herzurühren. Bei ihrer Geburt und während ihrer fünf oder sechs ersten Lebensjahre, waren sie einander sehr ähnlich, und wahrscheinlich hätten weder ihre Eltern, noch ihre Spielkameraden eine beträchtliche Verschiedenheit unter ihnen entdecken können. Ungefähr in diesem Alter, oder kurze Zeit darauf, fingen sie an, mit ganz verschiedenen Arbeiten beschäftigt zu werden. Dann erst ward auch die Verschiedenheit ihrer Talente wahrgenommen: und dieser Abstand wurde immer stufenweise größer, bis endlich die Eitelkeit des Philosophen kaum irgend eine Gleichheit unter ihnen anzuerkennen Lust hat.

Ohne den natürlichen Hang zum Tausche und zum Handel, würde also jeder Mensch sich die Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, deren er bedurfte, alle selbst haben verschaffen müssen. Alle würden ungefähr den nehmlichen Beruf, einerlei Pflichten zu erfüllen, und einerlei Arbeiten zu verrichten, gehabt haben. Mithin würde keine solche Verschiedenheit von
 Bez

Beschäftigungen entstanden seyn, die zu einer beträchtlichen Verschiedenheit der Talente hätte Anlaß geben können.

So wie dieser Hang zum Tausche eines der Principien ist, woraus die Verschiedenheit der Talente, die unter Leuten verschiedener Lebensart so auffallend groß gefunden wird, entstand, so ist eben dieser Hang dasjenige, was die entstandene Verschiedenheit nützlich macht. Verschiedene Thiergeschlechter, die dafür anerkannt sind, zu einer und derselben Hauptgattung zu gehören, haben von der Natur in ihren Anlagen und Fähigkeiten weit auffallendere Verschiedenheiten erhalten, als die sind, welche wir bei den Menschen finden, ehe Gewohnheit und Uebung jeden zu einem Geschöpfe eigner Arbeit bilden. Die ursprünglichen Anlagen eines Philosophen und die eines Lastträgers sind weit weniger unterschieden, als die Instinkte und Fähigkeiten eines Bullenbeißers und eines Jagdhundes, eines Jagdhundes und eines Windspiels, eines Windspiels und eines Schäferhundes verschieden sind. Und doch sind diese Racen, obgleich augenscheinlich Unterarten von einerlei Gattung, doch nie durch ihre verschiedenen Naturgaben einander wechselseitig nützlich geworden. Die Stärke des Bullenbeißers wird nie, weder von der Geschwindigkeit des Jagdhundes, noch von dem feinen Geruche des Windspiels, noch von der Gelehrigkeit des Schäferhundes unterstützt. Aus Mangel derjenigen Fähigkeiten, oder der Triebe, welche zum Tausche erfordert werden, können die Wirkungen dieser verschiedenen Talente sich nicht zur Erreichung eines gemeinschaftlichen Endzwecks vereintgen; und die ganze Gattung gewinnt von dieser Vertheilung manichfaltiger Naturanlagen unter ihre Glieder, weder den mindesten Vortheil, noch das geringste Vergnügen; jedes Thier ist deswegen nicht weniger genöthigt, sich einzeln, für sich, ohne den Beistand der übrigen seines Geschlechts,

zu erhalten und zu vertheidigen. Im menschlichen Geschlechte hingegen werden Personen vom unähnlichsten Genie einander wechselseitig nützlich. Vermöge der bei diesem Geschlechte herrschenden allgemeinen Neigung zum Tausche, werden die Erzeugnisse aller in ihm vertheilter Talente, gleichsam auf einen gemeinschaftlichen Markt gebracht, wo jeder das, was er von den Früchten des Fleißes und der Geschicklichkeit anderer bedarf, sich zu eigen macht, indem er dem andern mittheilt, was er selbst hervorgebracht hat.

Drittes Kapitel.

Daß die Vertheilung der Arbeit durch die Größe und Ausdehnung des Marktes ihre Schranken erhält.

Da es das Vermögen zu Tauschen ist, welches zur Vertheilung der Arbeiten Gelegenheit gegeben hat: so wird der Grad, wie weit diese Vertheilung getrieben werden soll, von der Größe und Ausdehnung jenes Vermögens, das heißt, von der Größe und dem Umfange des Marktes, abhängen. Ist dieser klein und beschränkt: so kann niemand Muth bekommen, sich ganz allein auf eine einzige Verrichtung zu legen; weil niemand hoffen kann, den ganzen Ueberschuß des, durch eine solche einfache Arbeit hervorgebrachten Erzeugnisses, die ganze Summe, die er über die Quantität seines eignen Verbrauchs verfertiget, gegen solche Erzeugnisse von der Arbeit anderer, als er bedarf oder verlangt, auszutauschen.



Es giebt gewisse Arten der Betriebsamkeit, die doch nirgends anders, als in großen Städten mit Glück getrieben werden können. Nirgends anders kann, zum Beispiel, ein Lastträger hinlängliche Arbeit und Unterhalt finden. Ein Dorf ist für ihn ein viel zu enger Wirkungskreis; und selbst ein gewöhnlicher Marktstrecken ist kaum groß genug, ihm für beständig Beschäftigung zu geben. In den einzelnen Häusern, und ganz kleinen Dörfchen, die in den öden schottischen Hochländern zerstreuet liegen, muß jeder Bauer zugleich Fleischer, Bäcker und Brauer für seine eigene Familie seyn. Einen Schmid, Zimmermann oder Maurer, findet man in solchen Gegenden kaum alle zwanzig Meilen weit. Die zerstreuten Familien, wovon jede acht bis zehn Meilen bis zu ihren nächsten Nachbarn hat, müssen sich viele kleine Bedürfnisse selbst verfertigen lernen, wozu sie, wenn sie in volkreichen Städten wohnten, den Beistand eben so vieler verschiedener Handwerker würden herbeigerufen haben. Die Dorfhandwerker sind gemeiniglich genöthigt, sich mit allen den Zweigen des Kunstfleißes, die einen und denselben Stoff zu bearbeiten haben, zugleich abzugeben. Ein Dorfszimmermann nimmt alle Arbeiten über sich, die aus Holz verfertigt werden, ein Dorfschmid macht alles, was aus Eisen gemacht werden kann. Der erste ist nicht bloß ein Zimmermann, sondern auch ein Tischler; er macht sogar Bildhauerarbeit, sowohl, als Rade-, Pflug- und Stellmacherarbeit. Die Arbeiten des Dorfschmids sind noch weit mannigfaltiger. In den entlegenen, innern Gegenden von Hochschottland, kann es kein eigenthümliches Gewerbe geben, das sich mit Nägelmachen beschäftigte. Nach unsrer obigen Rechnung kann ein eigentlicher Nagelschmid in einem Tage tausend Nägel, und also dreihundert Werkstage hindurch, die ohngefähr in einem Jahre angenommen werden können, des Jahrs dreimal hundert tausend Nägel

gel machen. Aber in einer Lage, wie die zuvor angegeben, würde er in einem Jahre kaum tausend Nägel, das Product der Arbeit eines einzigen Tages, absetzen können.

Da jeder Art des Kunstfleißes, durch die Wasserfracht, ein viel weiterer Markt, als durch die Landfracht eröffnet wird: so sind es die Seelästen, und die Uferschiffbarer Ströme, wo der Kunstfleiß jeder Art die ersten Fortschritte macht, und wo er also auch seine Arbeiten zu theilen anfängt; und es gehört oft lange Zeit dazu, ehe diese Verbesserungen sich bis zu den innern Gegenden des Landes ausbreiten. Ein breiträdriger Fuhrwagen, von zwei Menschen begleitet, und von acht Pferden gezogen, bringt in Zeit von sechs Wochen, Waaren von ohngefähr vier Tonnen an Gewicht, von Edinburg nach London, und von da wieder zurück. Binnen eben dieser Zeit führt ein Schiff, das mit sechs bis acht Menschen bemannt ist, zweihundert Tonnen Kaufmannsgüter, zwischen den Häfen von Leith und London, hin und her. Bei der Wasserfracht gehören also nur sechs bis acht Menschen dazu, um zwischen London und Edinburg eben so viel Kaufmannsgüter, und in derselben Zeit hin und her zu transportiren, als bei der Landfracht nur durch hundert Menschen und vierhundert Pferde fortgeschafft werden können. Auf den Preis von zweihundert Tonnen Kaufmannsgüter also, die mit der wohlfeilsten Landfracht von Edinburg nach London geschafft werden, muß noch der Unterhalt von hundert Menschen auf drei Wochen, und beides die Unterhaltungs- und die Bespannungskosten von vierhundert Pferden und fünfzig Frachtwagen hinzugerechnet werden; wenn man wissen will, wofür sie in London gelassen werden können. Dahingegen dieselbe Quantität Waare, wenn sie zu Wasser nach London gebracht wird, mit keinen andern Unkosten belastet wird, als mit der Unter-

hal-

haltung von sechs oder acht Menschen, mit den bei einem Schiffe von 200 Tonnen nöthigen Reparaturen, und mit dem Betrage des größern Risikos oder dem Unterschiede zwischen den Prämien der See- und Land-Assuranz. Wäre also zwischen den beiden oben genannten Plätzen kein andrer Zusammenhang, als über Land möglich: so würden sie — da keine andern Güter die Unkosten der Landfracht würden ertragen können, als deren Werth gegen ihr Gewicht ein sehr großes Verhältniß hätte — auch nur einen kleinen Theil des Handels treiben können, der jetzt unter ihnen im Gange ist, und sich also auch nur einen kleinen Theil der Aufmunterung geben, wodurch sie jetzt wechselweise einer des andern Kunstfleiß befördern. Zwischen entfernten Theilen der Erde könnte unter gleichen Umständen gar kein Handel statt finden. Welche Waare wäre wohl, zum Beispiel, im Stande, die Kosten einer Landfracht zwischen London und Calcutta zu ertragen? Oder wenn auch der hohe Werth einiger diese Unkosten vergüten könnte, mit welcher Sicherheit würden sie wohl durch die Länder so vieler barbarischen Nationen durchgeführt werden können? Und doch führen die gedachten beiden Städte, zu unsern Zeiten, einen sehr beträchtlichen Handel mit einander, und eine derselben trägt nicht wenig bei, dem Kunstfleiß und der Arbeitsamkeit der andern Nahrung und Ermunterung zu geben.

Da die Vortheile der Wasserfracht so groß sind: so ist es natürlich, daß die ersten Fortschritte der Kunst und des Fleißes da geschehen, wo das Meer, oder wo große Flüsse diese Bequemlichkeit gewähren, und die ganze Welt zum Markte für die Erzeugnisse der Arbeit eröffnen; — und daß beide erst später in die innern mittelländischen Gegenden der Länder übergehen. Die innländischen Plätze können, geraume Zeit, für den größern Theil ihrer Waaren, keinen andern Markt haben,
als

als die umherliegenden Landschaften, welche sie von der Seeküste und den schiffbaren Flüssen absondern. Wie ausgedehnt und wie gut ihr Markt seyn soll: wird sich während eben so langer Zeit darnach richten, wie reich und bevölkert diese Landschaften sind. Die Fortschritte in der Cultur der letztern müssen daher vor den Verbesserungen vorhergehen, die in den Gewerben jener ersten Plätze statt finden sollen. In den nordamerikanischen, ehemals englischen Kolonien, sind die Pflanzungen der Seeküste und den Ufern der großen Flüsse unaufhörlich nachgegangen, und fast noch nirgends haben sie sich sehr weit von denselben entfernt.

Die Rationen, welche, nach den glaubwürdigsten Nachrichten der Geschichte, zuerst unter den civilisirten auftreten, waren die, welche rund um die Küsten des mittelländischen Meeres wohnten. Dieses Meer, bei weitem der größte Busen unter allen, durch welche der Ocean in das feste Land hinein tritt, da es keine Ebbe und Fluth, und also keine anderen Wellen hat, als die vom Winde verursacht werden, war sowohl wegen seiner glatten und ruhigen Oberfläche, als wegen der Menge seiner Inseln, und der Nähe ihrer Ufer, der Schifffahrt, in der Zeit ihrer Kindheit, ausnehmend günstig, — in der Zeit, da die Menschen den Kompaß noch nicht erfunden hatten, und sich also fürchteten die Küsten aus den Augen zu verlieren, und da sie die Schiffbaukunst noch zu wenig verstanden, um die zerbrechlichen Gebäude ihrer Fahrzeuge, und sich in ihnen, den brausenden Wellen der offenen See anzuvertrauen. Ueber die Säulen des Herkules hinauszugehn, das heißt, durch die Straße von Gibraltar in das atlantische Meer zu segeln, wurde in der alten Welt, lange Zeit, als eine der kühnsten und gefährlichsten Unternehmungen der Schifffahrt angesehen. Erst spät wurde sie von den Phöniziern und Karthagern, den geschicktesten Seefahrern

und

und Schiffbauern jener alten Zeiten, versucht; und lange Zeit hindurch waren diese die einzigen, welche sie ausgeführt hatten.

Unter allen Ländern, die an den Küsten des mittelländischen Meeres liegen, scheint Aegypten das erste gewesen zu seyn, in welchem Ackerbau und Künste getrieben, und bis zu einem beträchtlichen Grade vervollkommen worden sind. Oberägypten erstreckt sich nirgends über einige wenige Meilen vom Nile; und in Niederägypten theilt sich dieser mächtige Strom in eine Menge natürlicher Kanäle, welche, durch Hülfe einiger künstlichen, nicht nur die größern Städte, sondern auch die beträchtlichern Dörfer mit einander verbinden, und ihnen allen, ja selbst vielen Landhäusern den Vortheil der Wasserfracht, für die Ausfuhr ihrer Erzeugnisse, und die Zufuhr ihrer Bedürfnisse ungefähr auf dieselbe Weise verschaffen, wie jetzt Holland von den aus dem Rheine und der Maas ausgehenden Kanälen, die es durchschneiden, in dem Transporte seiner Waaren begünstigt wird. Diese so ausgedehnte und so bequeme innländische Schifffahrt, war, wahrscheinlicher Weise, eine der vornehmsten Ursachen von der frühern Cultur und dem Reichtume Aegyptens.

Auch in Bengalen, bekanntlich einem Theile von Ostindien, und in einigen der östlichen Provinzen von China scheinen Ackerbau und Manufacturen schon im hohen Alterthume getrieben worden zu seyn, ob es gleich nicht möglich ist, durch glaubwürdige Nachrichten der Geschichte, den Zeitpunkt, wo die Cultur von beider angefangen hat, zu bestimmen. Und die Ursache dieses frühzeitigen Flor's war vielleicht eben dieselbe. In Bengalen bilden der Ganges und einige andere große Flüsse, gerade so, wie der Nil in Aegypten, eine Menge schiffbarer Kanäle. Auch die östlichen Provinzen von China werden durch mehrere große Flüsse, und deren Arme, so

vielfach durchschnitten, daß dadurch eine ausgebreitetere inländische Schiffahrt dort möglich wird, als weder der Nil noch der Ganges den Ländern, durch die sie strömen, gewähren. Es ist merkwürdig, daß die alten Hindostaner, die Aegypter, und die Chineser, den auswärtigen Handel gleich wenig ermuntert, und also ihren großen Reichthum hauptsächlich aus dieser inländischen Schiffahrt hergeleitet haben. Das ganze innere Afrika, und alle die Theile Asiens, die in irgend einer beträchtlichen Entfernung von dem schwarzen und caspischen Meere Nordwärts liegen, — Scythien, die Tartaren und Sibirien, scheinen zu allen Zeiten in eben dem rohen und unangebauten Zustande gewesen zu seyn, in welchem wir sie jetzt finden. Das an die Tartaren gränzende Meer ist das Eismeer, das keine Schiffahrt zuläßt. Und obgleich einige der größten Flüsse der Welt durch diese nördlichen Länder strömen: so sind sie doch zu weit von einander entfernt, um einen Zusammenhang zwischen den verschiedenen Theilen derselben zu machen, und also zu einem beträchtlichen Handel Anlaß zu geben. In Afrika tritt das Meer nirgends so tief ins Land hinein, als in Europa der baltische und adriatische Meeresbusen, — in Europa und Asien zugleich das mittelländische und schwarze Meer, und in Asien die arabischen, persischen, indischen, bengalischen und siamschen Busen hineintreten. Zu keinem also der innern Theile dieses großen Welttheils hat der Seehandel Zutritt; und was die großen Flüsse von Afrika anbetrifft: so sind diese ebenfalls zu weit von einander entfernt, um eine beträchtliche inländische Schiffahrt zu veranlassen. Ueberdies kann der Handel, welchen eine Nation auf einem Flusse treibt, der sich nicht in viele Arme theilt, und der, ehe er sich ins Meer ergießt, noch durch ein fremdes Gebieth läuft, niemals sehr ansehnlich seyn, weil es immer in der Gewalt derjenigen Nation, welche dies

seß andere Gebieth besitzt, steht, ob sie den Zusammenhang zwischen dem obern Lande und der See zulassen, oder unterbrechen will. Die Schifffahrt auf der Donau ist bisher den Staaten von Baiern, Oesterreich und Ungarn, die an diesem Strome liegen, ungleich weniger nützlich gewesen, als sie hätte seyn können, wenn einer von ihnen den ganzen Lauf des Stroms bis zu seinem Ausflusse in das schwarze Meer im Besitze gehabt hätte.

Viertes Kapitel.

Von dem Ursprunge und dem Gebrauche des Geldes.

Wenn die Vertheilung der Arbeiten einmal völlig eingeführt und in Ordnung ist: so wird nur ein kleiner Theil von den Bedürfnissen eines Menschen durch die Arbeit seiner eignen Hände befriedigt. Die Mittel, den übrigen weit zahlreichern Genüge zu thun, verschafft er sich, indem er von dem Erzeugnisse seiner eignen Arbeit, das was er selbst nicht verbraucht, gegen die Erzeugnisse der Arbeit andrer Menschen umtauscht, so wie er gelegentlich des einen oder des andern dieser Erzeugnisse nöthig hat. Jeder Mensch lebt also vom Tausche, jeder wird auf gewisse Weise Kaufmann: und die bürgerliche Gesellschaft nähert sich, so wie sie erwächst, immer mehr und mehr der Natur einer handelnden Gesellschaft.

Doch, als diese Vertheilung der Arbeiten zuerst ihren Anfang nahm, mußte diese Tauschlust sich sehr oft

in

in ihren Verrichtungen hindern und in Verlegenheit finden. Wir wollen sehen, ein Mensch hatte von einer gewissen Waare mehr, — ein andrer hatte weniger, als er brauchte. Der erste war also natürlicher Weise begierig, seinen Ueberfluß los zu werden, und der andre geneigt, einen Theil desselben ihm abzunehmen. Aber wenn letztrer, zufälliger Weise, nichts von dem hatte, was der erste bedurfte: so konnte kein Tausch unter ihnen zu Stande kommen. Der Fleischer, z. B. hatte auf seiner Bank mehr Fleisch, als er selbst aufzehren konnte; und der Bäcker und der Brauer hätten ihm gern einen Theil davon abgekauft. Aber sie hatten ihm nichts als Brod und Bier dagegen anzubieten: und der Fleischer war mit beiden versorgt. In diesem Falle konnte also kein Tausch unter ihnen Statt finden. Der Fleischer konnte für den Bäcker und Brauer nicht Kaufmann seyn: sie konnten nicht seine Kunden werden; und alle drei lebsteten auf diese Weise einander weniger Dienste. Um aus den Unbequemlichkeiten einer solchen Lage zu kommen, haben, vom ersten Anfange der eingeführten Vertheilung der Arbeiten an, alle kluge Leute darauf gedacht, wie sie, außer dem Erzeugnisse ihres eignen Fleißes, noch eine andre Waare immer in Vorrath und Bereitschaft haben könnten, die so allgemein beliebt wäre, daß, gegen sie das Erzeugniß ihrer Arbeit auszutauschen, wenige Menschen wahrscheinlich versagen würden.

Man ist ohne Zweifel, zu diesem Ende, nach und nach auf vielerlei und ganz verschiedne Waaren gefallen, und man hat auch wirklich, bald die eine, bald die andre dazu gebraucht. In den ersten Zeiten der noch wenig ausgebildeten bürgerlichen Gesellschaft ist, nach der gemeinen Meinung, Vieh das allgemeine Mittel des Tausches, und das Werkzeug zum Handel gewesen. Und obgleich dieß ein sehr unbequemes Mittel zu diesem Endzweck ist: so finden wir doch in der That, in den Denk-

mählern jener alten Zeiten, den Werth der Dinge darnach geschätzt, wie viel Stücke Vieh man für dieselben im Tausche erhalten könne. Die Rüstung des Diomedes, sagt Homer, ist nur neun Ochsen werth: aber die Waffen des Glaucus kosten hundert. — Salz wird für das in Abyssinien gewöhnliche Tausch- und Handelswerkzeug ausgegeben. Eine gewisse Art Muscheln ist es in Ostindien, Stockfisch auf Newfoundland, Tobak in Virginien, Zucker in einigen unserer westindischen Kolonien, rohe oder gegerbte Häute sind es in einigen andern Ländern; und es giebt noch heutiges Tages, wie mir glaubhaft versichert worden ist, ein Dorf in Schottland, wo der gemeine Tagelöhner Nägel anstatt Geldes zum Bäckerladen oder ins Bierhaus trägt, um sein Brod oder seinen Trunk dafür zu kaufen.

In allen Ländern, scheinen gleichwohl die Menschen durch unwiderstehliche Beweggründe nach und nach dahin gebracht zu werden, daß sie, für obgedachten Endzweck, die Metalle jeder andern Waare vorziehen. Metalle können nicht nur mit geringerem Verlust, als jede andere Waare aufbewahrt werden, da fast kein anderes Naturproduct weniger vergänglich und dem Verderbnisse weniger unterworfen ist: sondern sie können auch, ohne irgend einen Abgang zu leiden, in jede beliebige Anzahl von Theilen zertheilt werden; so wie auch hinwiederum diese Theile durchs Schmelzen in Eine Masse vereinigt werden können. Diese leichte Theilbarkeit, die keine andere gleich dauerhafte Waare besitzt, macht die Metalle vorzüglich geschickt, zum Werkzeuge des Handelsverkehrs und des Umlaufs zu dienen. Wenn jemand, zum Beispiele, Salz zu kaufen lust, aber nichts als Vieh dafür im Tausche anzubiethen hätte: so würde er genöthigt seyn, auf einmal so viel Salz zu nehmen, als der Werth von einem großen Ochsen oder einem ganzen Schafe beträgt. Selten könnte er es so einrichten, daß er eine

ge

geringere Quantität kaufte, weil es ihm selten möglich wäre, das, was er dafür geben wollte, ohne seinen Schaden zu theilen. Wäre er willens, mehr zu kaufen: so mußte es sich gleich bis auf das Doppelte und das Dreifache seines ersten Einkaufs erstrecken, um mit zwei oder drei Ochsen, oder mit eben so vielen Schafen bezahlen zu können. Hätte er hingegen an der Stelle seiner Ochsen und Schafe, Metalle zum Tauschen anzubieten gehabt, so hätte er die Quantität der Waare, welche er erhandelte, genau der Größe seines Bedürfnisses anmessen können.

Nicht alle Nationen haben zu dem Endzweck, wohon hier die Rede ist, einerlei Metalle gebraucht. Eisen war das bei den Spartanern eingeführte Werkzeug des Handels; Kupfer war es bei den alten Römern; und Gold und Silber sind es bei allen reichen und handelstreibenden Nationen.

Ursprünglich sind diese Metalle wahrscheinlich in ihrem rohen Zustande als Barren, ohne Gepräge, ohne irgend etwas einer Ausmünzung ähnliches, zu dem besagten Endzwecke angewandt worden. So erzählt uns Plinius, auf das Zeugniß eines alten Geschichtschreibers Timäus, daß, bis auf die Zeiten des Servius Tullius, die Römer kein gemünztes Geld hatten, sondern sich ungestempelter Kupferstangen zu ihren Käufen und Verkäufen bedienten. Auch noch zu unserer Zeit werden Gold- und Silberbarren anstatt des Geldes gebraucht.

Dieser Gebrauch der Metalle in ihrem rohen Zustande hatte eine doppelte Unbequemlichkeit: erstlich die, daß sie bei jeder Zahlung gewogen, und zweitens, daß sie probirt werden mußten. Bei den kostbaren Metallen, bei denen ein kleiner Unterschied in der Quantität einen großen im Werthe ausmacht, gehörten wenigstens genaue Waagen und Gewichte dazu, um das Geschäft des Abwägens

wägens mit gehöriger Genauigkeit verrichten zu können. Besonders Gold zu wägen ist eine Sache, die einige Geschicklichkeit und viel Aufmerksamkeit erfordert. Bei den gröbern Metallen, wobei ein kleiner Irrthum von weniger Bedeutung ist, war freilich auch ein minderer Grad von Genauigkeit hinreichend. Aber es würde uns doch äußerst beschwerlich vorkommen, wenn ein armer Mann, so oft er für einen Pfennig werth etwas zu kaufen, oder zu verkaufen hätte, diesen Pfennig erst dem andern zumägen müßte. — Die zweite Operation, die des Probirens, ist noch weit schwerer, weit langweiliger, und, wenn das Metall nicht mit den gehörigen Auflösungsmitteln nach allen Regeln geschmolzen wird, äußerst ungewiß. Und doch mußten, vor der Einführung des gemünzten Geldes, die Menschen sich dieser schweren und langweiligen Arbeit unterziehen: oder sie blieben immer einer so groben Betrügerei ausgesetzt, als die ist, daß sie vielleicht, für ihre Waaren, anstatt eines Pfundes reinen Silbers, oder Kupfers, ein verfälschtes Gemisch der gemeinsten und wohlfeilsten Materialien erhielten, das nur das äußere Ansehen und die Farbe jener Metalle hatte. Um diesen Betrügereien zuvorzukommen, um den Tausch zu erleichtern, und dadurch alle Arten des Gewerbsleißes und des Handelsverkehrs zu ermuntern, haben alle Nationen, welche einige Fortschritte in der Cultur gemacht haben, es nothwendig befunden, bestimmte Quantitäten derjenigen Metalle, die unter ihnen zum Kaufe und Verkaufe der Waaren gebraucht wurden, mit einem öffentlichen Stempel zu bezeichnen. Dieß ist der Ursprung des gemünzten Geldes, und derjenigen öffentlichen Geschäfte, welche zusammen das Münzamt ausmachen; — Geschäfte, welche in Absicht ihres Endzwecks genau mit den Einrichtungen der Schaumeister und Stempelherren bei den Tuch- und Leinwandmanusacturen übereinkommen. Sie sollen sämmtlich, durch
einen

einen aufgedrückten öffentlichen Stempel, die gleichförmige Güte, und vollständige Quantität dieser verschiedenen Waaren, wenn sie zu Markte gebracht werden, dem Publico verbürgen.

Die ersten öffentlichen Stempel dieser Art, welche auf die umlaufenden Metalle gedrückt wurden, scheinen vornehmlich das haben verbürgen zu sollen, was in der That zu untersuchen am schwersten ist, die Feinheit und Güte des Metalls. Sie waren also der Silberprobe, die jetzt noch auf Silberstangen oder auf silbernes Thees- und Tischgeschirr gedrückt wird, oder dem spanischen Stempel ähnlich, der sich zuweilen auf den Goldstangen findet, der aber, weil er nur auf einer Seite dieser Goldstücke steht, und nicht ihre ganze Oberfläche bedeckt, zwar die Feinheit des Metalls anzeigen, aber nicht die Quantität desselben verbürgen kann. Abraham wiegt dem Ephron die vierhundert Secfel Silber zu, welche er ihm für das Geld von Machpelah zu zahlen versprochen hatte. Es wird gesagt, daß die Zahlung in der umlaufenden Handelsmünze geschehen sey: und doch wird das Geld dem Käufer zugewogen, nicht gezählt, gerade so, wie wir noch jetzt Gold- und Silberbarren zuwägen. Die Einkünfte der alten sächsischen Könige in England wurden, wie es heißt, in Natura, nicht in Species, ich will sagen, in Lebensmitteln und Provisionen aller Art, bezahlt. Wilhelm der Eroberer führte die Gewohnheit ein, sie in Gelde zu bezahlen. Aber dieses Geld wurde, lange Zeit hindurch, nach dem Gewicht, nicht nach der Zahl, von der königlichen Schatzkammer in Empfang genommen.

Die Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten, die mit der Abwägung dieser Metalle verbunden sind, gaben die Veranlassung, geprägtes Geld einzuführen, dessen Stempel, da er beide Seiten, und oft auch die Ränder vollständig bedeckt, nicht bloß die Feinheit der Metalle, sondern

bern auch das Gewicht der Stücke, verbürgen konnte. Solchergestalt geprägte Münze wurde, von der Zeit an, so wie jetzt, nach der Zahl der Stücke angenommen, ohne daß man sich mit dem Wägen derselben bemüht hätte.

Die Namen dieser Münzen scheinen anfangs die Quantität, oder das Gewicht des darin enthaltenen Metalls angezeigt zu haben. Zur Zeit des Servius Tullius, der zuerst in Rom Geld prägen ließ, enthielt das römische *As*, ein römisches Pfund gutes Kupfer. Das *As* wurde, so wie das französische von der Stadt Troyes benannte Pfund, in zwölf Unzen eingetheilt, wovon jede eine wirkliche Unze Kupfer enthielt. Das Pfund Sterling, zur Zeit Edwards des ersten, enthielt ein Pfund Silber, von einem bekannten Grade der Feinheit, nach Towergewicht gewogen. Das Pfund Towergewicht scheint etwas größer gewesen zu seyn, als das römische, und etwas kleiner, als das Pfund von Troyes. Dieß letzte wurde nicht eher, als im achtzehnten Regierungsjahre Heinrichs des achten bei der englischen Münze eingeführt. Der französische Livre enthielt, zu Karls des Großen Zeiten, ein Pfund Silber, nach dem Gewicht von Troyes, von einer bestimmten Feinheit. Diese Stadt in Champagne hatte damals einen sehr berühmten Jahrmarkt, der von allen Nationen Europens besucht wurde. Daher kam es, daß die Maße und Gewichte dieser Stadt allenthalben bekannt, und angenommen wurden. — Das schottische Geldpfund enthielt ebenfalls, von Alexanders des ersten Zeiten an, bis auf Robert Bruce, ein wirkliches Pfund Silber, von gleichem Gewichte und gleicher Feinheit, als das englische Pfund Sterling hatte. Auch die englischen, französischen und schottischen Pennys oder Liards, enthielten ursprünglich so viel an Silber, als das Wort Penny am Gewicht ausdrückt, nämlich den zwanzigsten Theil einer Unze, oder den zweihundert und vier-

vierzigsten Theil des ganzen Pfundes. Auch das Wort Schilling scheint anfangs der Name eines Gewichts gewesen zu seyn. Wenn der Quarter Weizen, sagt ein altes Statut Heinrichs des dritten, zwölf Schillinge kostet: so soll eine Farthingsemmel elf Schillinge und vier Pence wiegen. Doch war vielleicht das Verhältniß des Schillings sowohl zum Pfunde auf der einen, als zum Penny auf der andern Seite, nie so genau und gleichförmig bestimmt, als das Verhältniß vom Penny zum Pfunde bestimmt war. Während der Regierung des merovingischen Königsstammes, scheint der französische Sou oder Sol, (welches Wort die Uebersetzung von dem englischen Schilling ist) bald fünf, bald zwölf, bald zwanzig, und bald vierzig Pennys enthalten zu haben. Bei den alten Sachsen, finden wir den Schilling zu einer gewissen Zeit nicht mehr als fünf Pennys enthaltend; und wahrscheinlich war sein Werth eben so veränderlich, als der Werth des Sous, unter ihren Nachbarn, den Franken. Karl der Große unter den letztern, und Wilhelm der Eroberer unter den Engländern bestimmten den Zeitpunkt, von wo an das Verhältniß zwischen Pfund, Schilling oder Sou, und Penny oder Liard, unveränderlich dasselbe geblieben ist, ob sich gleich der Werth aller zugleich seitdem sehr verändert hat. In allen Ländern der Welt nehmlich, ist durch den Geiz und die Ungerechtigkeit der Fürsten, oder derer, die am Ruder der Staaten saßen, eine stufenweise Verminderung des Gehalts der Münzen vorgegangen, das heißt, die Quantität des Metalls, welche ursprünglich unter einer gewissen Benennung verstanden wurde, ist immer kleiner und kleiner geworden, indeß der Name derselbe geblieben ist. Das römische As wurde in den letztern Zeiten der Republik auf den vier und zwanzigsten Theil seines ursprünglichen Werths zurückgesetzt, so, daß es, anstatt eines Pfundes, welches es eigentlich wiegen

wiegen sollte, in der That nicht mehr als eine halbe Unze wog. Das englische Pfund und der englische Penny enthalten gegenwärtig nur den dritten, die schottischen Pfunde und Pennys ungefähr den sechs und dreißigsten, und die französischen Livres und Sous ungefähr den sechs und sechzigsten Theils ihres ursprünglichen Werthes. Durch Hülfe dieser Operationen wurden die Fürsten und Staaten, welche dieselben vornahmen, in den Stand gesetzt, mit einer kleinern Quantität Silbers, als sonst dazu wäre nöthig gewesen, dem Scheine nach, ihre Schulden zu bezahlen, und ihre Versprechungen zu erfüllen. Ich sage dem Scheine nach; denn in der That wurden ihre Gläubiger um einen Theil dessen, was ihnen gebührte, betrogen. Was der Staat selbst that, das wurde, durch solche Münzveränderungen, auch allen andern Schuldnern im Staate zugestanden: allen stand es frei, mit derselben Zahlsumme der neuen und schlechtern Münzsorte Darlehne zu bezahlen, die sie in der alten und bessern aufgenommen hatten. Solche Operationen sind also allemal den Schuldnern günstig, und für die Gläubiger nachtheilig gewesen, und haben oft in den Vermögensumständen der Privatpersonen größere Umkehrungen hervorgebracht, als durch allgemeine, das ganze Land betreffende Unglücksfälle hätten geschehen können.

Auf diese Weise ist Geld bei allen civilisirten Nationen das allgemeine Werkzeug des Handels geworden, durch dessen Darzwisehentkunst der Tausch aller Arten von Waaren erleichtert, und in den eigentlichen Kauf und Verkauf verwandelt wird.

Ich gehe nun weiter fort, zu untersuchen, welches die Regeln sind, die bei dem Tausche der Güter gegen einander, oder gegen Geld, von den Menschen beobachtet werden. Diese Regeln bestimmen das, was man den relativen, oder den Tauschwerth der Dinge nennen kann.

Man

Man bemerkt vor allen Dingen, daß das Wort Werth eine doppelte Bedeutung hat, und einmal den Nutzen überhaupt anzeigt, welchen ein gewisser Gegenstand gewährt; — zum andern, das Vermögen insbesondere bedeutet, welches der Besitz dieses Gegenstandes mittheilt, andre Güter dafür zu kaufen. Das eine könnte man den Werth der Sache im Gebrauche, das andre, den Werth der Sache im Tausche nennen. Die Dinge, welche den größten Werth im Gebrauche haben, haben oft einen geringen, oder gar keinen im Tausche, und wiederum diejenigen, welche im Tausche vom größten Werthe sind, haben im Gebrauche häufig gar keinen. Nichts ist nützlicher, als Wasser: aber der Fall ist selten vorhanden, daß man irgend etwas dafür kaufen kann; im Tausche hat es also gar keinen Werth. Ein Diamant im Gegentheil ist beinahe ohne allen realen Nutzen: aber wenn man ihn vertauscht, so kann man gemeiniglich eine beträchtliche Quantität anderer Güter dafür erhalten.

Um die Principien ausfindig zu machen, durch welche der Tauschwerth der Waaren regulirt wird, will ich mich bemühen, zu zeigen:

Erstlich, welches der wahre Maßstab dieses Tauschwerths sey, oder worin der wirkliche Preis jeder Waare bestehe.

Zweitens, aus welchen Theilen dieser Preis zusammengesetzt sey, oder in welche Elemente er sich auflösen lasse.

Und endlich, welches die Umstände sind, die zuweilen den einen oder den andern dieser Theile des Preises, entweder über sein gewöhnliches Maß hinaufstreifen, oder unter dasselbe erniedrigen; oder, mit andern Worten, welche Ursachen es machen, daß der Marktpreis der Waaren, das heißt, der, für welchen sie wirklich verkauft werden, mit dem, was man ihren natürlichen oder

ursprünglichen Preis nennen könnte, nicht genau übereinstimmt.

Ich will mich bemühen, diese drei Gegenstände so deutlich und vollständig, als ich kann, in den drei folgenden Kapiteln abzuhandeln; wozu ich mir eben so sehr die Geduld, als die Aufmerksamkeit des Lesers erbitten muß: seine Geduld, damit er sich nicht verdrießen lasse, dasjenige ganz durchzulesen, was ihm vielleicht in einigen Stellen von unnöthiger Weitläufigkeit scheinen mag; seine Aufmerksamkeit, damit er Sachen deutlich fasse, die nach der vollständigsten Erklärung, welche ich davon zu geben im Stande bin, noch eine Dunkelheit übrig behalten könnten. Ich für mein Theil will mich lieber der Gefahr aussetzen, langweilig zu scheinen, als dunkel zu seyn. Aber wenn, bei meinem größten Bestreben nach Deutlichkeit, doch noch eine Dunkelheit zurückbleibt: so wird mich die Natur des Gegenstandes, der an sich äußerst abstract ist, entschuldigen können.

Fünftes Kapitel.

Von dem realen, und von dem Nominalpreise
der Waaren: oder von ihrem Werthe in
Arbeit, und in Gelde berechnet.

Jeder Mensch ist in dem Grade reich oder arm, in welchem er die Mittel in Händen hat, sich die Nothwendigkeiten, Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens zu verschaffen. Nachdem nun die Methode, die Arbeiten zu vertheilen, allenthalben gefunden hat, ist es nur ein kleiner Theil dieser Bedürfnisse und An-

Annehmlichkeiten, welchen der Mensch durch seiner eigenen Hände Arbeit erhält; einen weit größern Theil derselben muß er von den Arbeiten andrer erwarten. Er ist demnach reich oder arm, nach Verhältniß der Quantität von Arbeit, welche ihm zu Gebothe steht, oder welche zu erkaufen, er die Mittel in Händen hat. Der Werth also jeder Waare ist für denjenigen, welcher sie nicht selbst zu verbrauchen, sondern gegen andre Waaren zu vertauschen gedenkt, der Quantität Arbeit gleich, über welche er vermittelst derselben zu gebiethen hat, oder die er dadurch erkaufen kann. Arbeit ist folglich der wahre Maßstab des Tauschwerths aller Güter.

Der wahre Preis jedes Dinges, das heißt, das, was es dem Manne, welcher es sich verschaffen will, wirklich kostet, ist die Mühe, die er anwenden und die Beschwerde, die er ertragen muß, um es sich zu eigen zu machen. Das aber, was das Ding dem Manne werth ist, der es sich zu eigen gemacht hat, und es nun im Tausche wieder los werden will, um etwas anderes dafür zu erhalten, ist die Mühe und Beschwerde, welche er sich dadurch ersparen, oder welche er damit auf andrer Leute Schultern wälzen kann. Alles was mit Gelde oder mit Waaren eingekauft wird, wird im Grunde eben so gut mit Arbeit erkaufte, als wenn der Käufer unmittelbar die Bezahlung abgearbeitet hätte. In der That thut das Geld oder die Waare, welche wir auf den Markt bringen, nichts anders, als daß sie uns eine gewisse Arbeit ersparen. Beide enthalten aber auch schon eine gewisse Quantität Arbeit; — die nemlich, welche auf ihre Hervorbringung gewandt worden ist. Und wenn daher das eine, oder die andere für ein Aequivalent andrer Güter angenommen wird, so heißt das nichts anders, als: man hält zu dieser Zeit die Quantität Arbeit, durch welche jenes Geld oder jene feilstehende Waare herbei geschafft wird, derjenigen Arbeit gleich, welche zu

Herz

Hervorbringung dieser andern dafür zu erkaufenden Güter nöthig ist. Arbeit ist der erste Preis, der für alle Dinge gezahlt werden muß. Alle Reichthümer der Welt haben ihren ersten Ursprung, nicht in dem Besitze von Gold oder Silber, sondern in der Arbeit der Menschen, welche sie entweder nur aufgesucht und gesammelt, oder welche sie wirklich gefertigt und hervorgebracht haben. Und eben so ist hinwiederum der Werth aller dieser Reichthümer für den, welcher sie besitzt, und dieselben im Tausche zur Erlangung andrer Erzeugnisse anwenden will, genau der Quantität Arbeit gleich, die er vermittelst derselben in seiner Gewalt hat, oder die er dadurch erkaufen kann.

Reichthum, sagt Hobbes, ist Macht. Das heißt nicht so viel, als ob ein Mann, der ein großes Vermögen besitzt, deswegen nothwendig ein obrigkeitliches Ansehn im Staate, oder einen Einfluß in die bürgerlichen oder kriegerischen Geschäfte haben müßte. Das Vermögen kann vielleicht ein Mittel werden, ihm zu diesem Ansehn zu verhelfen: aber unmittelbar theilt es ihm dasselbe nicht mit. Die Macht also, von welcher eigentlich hier die Rede, und die mit dem Besitze des Reichthums unmittelbar verbunden ist, ist die M a c h t oder d a s Vermögen zu kaufen, eine gewisse Gewalt, die der Reiche bekömmt, über die Arbeit anderer Menschen, oder über alle die Erzeugnisse ihrer Arbeit, welche zu Markte gebracht worden sind, zu gebiethen. Sein Reichthum steht mit dem Umfange dieser Macht in dem genauesten Verhältnisse. Er ist größer oder kleiner, nachdem die Quantität Arbeit, die er dadurch in seine Gewalt bekömmt, oder deren Product er dadurch erkaufen kann, größer oder kleiner ist. Und was von dem ganzen Reichthume eines Menschen wahr ist, gilt auch von jedem einzelnen Eigenthumsstücke. Der Tauschwerth desselben ist der Macht gleich, welche es seinem Besitzer giebt,

anderer Menschen Arbeit, oder das Werk ihrer Arbeit zu erkaufen.

Aber wenn gleich Arbeit der reellste und letzte Maßstab des Tauschwerths aller Güter ist: so ist sie doch nicht der gewöhnliche, wornach sie wirklich geschätzt werden. Es ist oft schwer, das Verhältniß zwischen einer Arbeit und einer andern Arbeit genau anzugeben. Die auf jede gewandte Zeit kann nicht allein dieses Verhältniß bestimmen. Auch der Grad von Mühe und Beschwerden, die dabei zu übernehmen waren, auch der Grad von Geisteskraft, der sich dabei äußerte, muß mit in Betrachtung gezogen werden. Es kann mehr Arbeit in der angestregten Kraftäußerung einer Stunde, als in einer leichten oder fahrlässig gethanen Beschäftigung von zwei Stunden enthalten seyn; mehr Arbeit in einer Stunde, in der man eine, während vieler Jahre erlernte Kunst ausübt, als in Einem Monate, den man mit alltäglichen und kunstlosen Arbeiten zubringt. Aber es ist nicht leicht, einen Maßstab sowohl für die mit einer Arbeit verbundenen körperlichen Beschwerden, als für die dabei aufgewandte Geisteskraft zu finden. In der That wird bei dem Tausche von Waaren, welche die Erzeugnisse verschiedener Arten von Arbeit sind, auf besagte beide Umstände mit gerechnet. Aber wie viel darauf gerechnet werden solle, wird nicht nach einer genauen Abmessung bestimmt, sondern durch das, bei unserm Kaufen, so gewöhnliche gegenseitige Wiegen und Abbinden, ungefähr ausgeglichen: und diese Art von obenhin in Gleichheit gebrachten Verhältnissen, obgleich von mathematischer Richtigkeit weit entfernt, ist doch hinlänglich, die Geschäfte des gemeinen Lebens darnach zu betreiben.

Ueberdieß wird jede Waare weit öfter gegen Waare, als unmittelbar gegen Arbeit vertauscht, und also auch weit öfter mit der erstern, als mit der letztern verglichen.

chen. Es ist daher weit gewöhnlicher, den Tauschwerth derselben, nach der Quantität irgend einer andern dafür zu erhaltenden Waare, als nach der Quantität der Arbeit, welche man damit bezahlen kann, zu bestimmen. Der größere Theil der Menschen versteht auch weit besser, was man meynet, wenn man von der Quantität einer gewissen Waare, als wenn man von einer gewissen Quantität Arbeit redet. Das eine ist ein sichtbarer und fühlbarer Gegenstand, das andre ein abstracter Begriff, der, wenn er auch zu hinlänglicher Deutlichkeit gebracht werden kann, doch nicht allen gleich einleuchtend und geläufig ist.

Wenn aber zuletzt der Tauschhandel aufhört und Geld das allgemeine Werkzeug des Handels wird: so wird jede Waare noch weit öfter gegen Geld, als gegen andere Waaren, umgetauscht. Der Fleischer trägt selten Rind- oder Schöpfensfleisch zum Bäcker und Brauer, um dafür Brod und Bier einzuhandeln: sondern er bringt es auf den Markt, wo er es für Geld verkauft; welches Geld er dann hinwiederum für Brod und Bier ausgiebt. Die Quantität des Geldes, die er für sein Fleisch erhält, bestimmt auch die Quantität von Brod und Bier, die er nachmals soll kaufen können. Es ist ihm daher geläufiger, und es scheint ihm natürlicher, den Werth seines Fleisches nach Gelde, der Waare nehmlich, die er am öftersten dafür erhandelt, als nach Brod und Bier, den Waaren, die er erst durch Dazwischentunft jener dritten, gegen sein Fleisch eintauscht, zu schätzen. Es ist ihm gewöhnlicher, zu sagen, daß das Pfund von seinem Fleische anderthalb oder zwei Groschen, als daß es drei oder vier Pfunde Brod, und drei oder vier Kannen Bier werth sey. Ähnliche Ursachen machen, daß der Tauschwerth aller andern Waaren gleichfalls nur in Gelde geschätzt, und weit öfter durch eine gewisse Summe von diesem, als durch die dafür erkäufliche Quan-

Quantität von Arbeit, oder einer andern Waare, ausgedrückt wird.

Dessen ungeachtet sind Gold und Silber eben sowohl, als jede andre Waare von veränderlichem Werthe, bald wohlfeiler und bald theurer, das einermal leichter, das andermal schwerer zu erkaufen. Ueber wie viel Arbeit man, mit einer bestimmten Quantität dieser Metalle, soll gebiethen, oder wie viel damit erkaufen — welche Quantität andrer Güter man dafür soll erhandeln können: das hängt jedesmal von der Ergiebigkeit oder der Armuth der Bergwerke ab, die zu der Zeit, wo jener Handel geschieht, bekannt und im Gange sind. Die Entdeckung der so reichen amerikanischen Bergwerke im sechzehnten Jahrhunderte brachte den Werth von Gold und Silber in Europa ungefähr auf den dritten Theil dessen, was er vor dieser Entdeckung gewesen war, herunter. So wie es seit der Zeit weniger Arbeit kostete, diese Metalle aus den Bergwerken auf den Markt zu bringen: so konnte man auch, wenn sie hier angekommen waren, weniger Arbeit damit erkaufen; und diese Verringerung ihres Werths, obgleich vielleicht die größte, die jemals vorgegangen, ist doch bei weitem nicht die einzige, deren die Geschichte Erwähnung thut. So wie aber eine Größe, die selbst auf vielfache Weise veränderlich ist, wie zum Beispiele der natürliche Fuß des Menschen, ein Armlang oder eine Handvoll, nie einen genauen Maßstab für andre Größen abgeben kann: so kann auch eine Waare, deren Werth selbst abwechselt, zu keinem genauen Maßstabe für den Werth andrer Waaren dienen. Das aber kann man sagen, daß an allen Orten und zu allen Zeiten eine gleiche Quantität Arbeit für den arbeitenden Mann selbst immer von gleichem Werthe sey. Ist seine Gesundheit, seine Stärke und seine Geistesmunterkeit die gewöhnliche; und hat er auch den gewöhnlichen Grad von Genie und Geschicklichkeit:

so wird er zu derselben Arbeit immer ungefähr denselben Aufwand von Kräften, dieselben Aufopferungen seiner Zeit, seiner Bequemlichkeit und seines Vergnügens nöthig haben. Der Preis, den er gleichsam für die Arbeit zahlt, muß immer der nehmliche seyn, so verschieden auch die Quantität andrer Güter seyn mag, die er im Tausche dafür einhandeln kann. Von letztern kann er wohl vielleicht mit einer und derselben Arbeit bald eine größere, bald eine kleinere Summe erkaufen; aber dann ist es nicht der Werth der Arbeit, sondern der Werth dieser Güter, welcher sich verändert hat. In allen Enden und Orten ist das theuer, was schwer zu bekommen ist, oder dessen Erlangung viel Arbeit kostet; und das ist wohlfeil, was leicht, oder mit weniger Mühe und Arbeit erlangt werden kann. Arbeit also, als die einzige Sache, welche nie in ihrem Werthe wechselt, ist auch allein geschickt, der letzte und der wirkliche Maßstab zu seyn, wornach der Werth aller andern Waaren, an allen Orten, und zu allen Zeiten, geschätzt und verglichen wird. Sie ist der eigentliche wahre Preis, der dafür bezahlt wird; Geld ist nur die Benennung, oder der Ausdruck dieses Preises.

Ungeachtet nun gleiche Quantitäten von Arbeit, für den Arbeiter selbst, immer von gleichem Werthe sind: so sind sie doch in den Augen dessen, welcher ihn beschäftigt, bald steigend, bald fallend. Er erkaufte dieselben bald mit einer größern, bald mit einer geringern Anzahl andrer Güter: und dem zu Folge, hält er den Preis der Arbeit für eben so veränderlich, als den Preis aller anderen Dinge. Er sieht sie zu der einen Zeit für theuer, zu der andern für wohlfeil an. In der That aber sind es seine dagegen vertauschten Waaren, welche in jenem Falle wohlfeil, in diesem theuer werden.

Nach dieser gemeinen Art zu urtheilen und sich auszudrücken, hat also die Arbeit eben so wohl, als jede andre

andre Waare, ihren wirklichen, und ihren Nominalpreis. Jener besteht in der Quantität von Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, die dem Arbeiter für seine Arbeit zu Theil wird; — dieser besteht in einer gewissen Geldsumme, die ihm dafür bezahlt wird. Ein Arbeiter ist reich oder arm, nicht nachdem die Benennung des Preises, sondern nachdem der wirkliche Preis seiner Arbeit groß oder klein ist.

Dieser Unterschied zwischen dem wirklichen Preise und der bloßen Benennung des Preises im Gelde, oder dem Nominalpreise, ist nicht ein Gegenstand der bloßen Speculation, sondern kann auch im praktischen Leben nützlich werden. Der reelle Preis hat auch immer denselben Werth: der Nominalpreis ist, wegen der Abwechselungen, die in dem Werthe von Gold und Silber vorgehn, bald von größerem, bald von geringerem Werthe. Wenn daher ein Landgut, mit der Bedingung einer immerwährend darauf hastenden Rente, verkauft wird: so ist es für die Familie, die sich diese Rente ausbedingt, wichtig, zu wissen, daß, wenn dieselbe auf immer unverändert bleiben soll, sie in Natural-lieferungen, und nicht in Gelde bestimmt seyn muß. Im letztern Falle würde sie einer doppelten Veränderlichkeit unterworfen seyn; einmal der, daß in Münzsorten derselben Benennung, zu verschiedenen Zeiten, bald eine größere, bald eine kleinere Quantität edler Metalle enthalten ist; zum andern der, daß diese Metalle selbst bald von größerem, bald von geringerem Werthe sind.

Die Staaten und ihre Regenten haben oft geglaubt, einen, wenigstens vorübergehenden Vortheil darin zu finden, wenn sie ihre Münzen verschlechterten, oder die darin enthaltene Quantität von Gold und Silber verminderten; aber höchst selten haben sie es für vortheilhaft angesehen, diese Quantität zu vermehren. Daher kommt es, daß in den Münzen fast aller Nationen der

Welt, eine stufenweise Verminderung der Quantität der darin ursprünglich enthaltenen edlern Metalle vorgegangen, nirgends aber eine ähnliche stufenweise Vermehrung des Münzgehalts zu finden ist. — Eine in Geld ausgeworfne Rente also, kann durch die Veränderungen, welche mit dem Gelde, nach aller Erfahrung, am ersten zu erwarten stehen, nicht anders als vermindert werden.

Was das zweite, den Werth von Gold und Silber selbst, betrifft: so ist derselbe durch die Entdeckung der amerikanischen Bergwerke in Europa bekanntlich sehr vermindert worden. Man glaubt, obgleich wie mich dünkt, ohne hinlänglichen Beweis, daß diese Verminderung noch immer fortgeht; aber wenigstens hat dieselbe noch ihren möglichen letzten Termin bei weitem nicht erreicht. Durch diese zweite Veränderung würde eine in Geld bestimmte Rente, auch wenn sie nicht nach der Zahl der Stücke einer gewissen Münzsorte, sondern nach dem Gewichte von Gold und Silber einer gewissen Feinheit festgesetzt worden wäre, doch immer noch verlieren müssen.

Diejenigen Renten, welche in Getreide bezahlt werden müssen, sind vor Verminderung weit mehr gesichert geblieben, als die, welche in Gelde ausbezahlungen worden, selbst wenn auch die Geldsorten des Landes sich, seit der Zeit des Vertrags, an Gehalt nicht verschlechtert haben. Durch eine Acte von dem achtzehnten Regirungsjahre der K. Elisabeth wurde festgesetzt, daß hinfort der dritte Theil des Pachtzinses von allen Universitätsgütern in Korn solle abgeführt werden; welches Korn entweder in Natura geliefert, oder nach dem jetzmaligen Marktpreise des nächsten Getreidemarktes, bezahlt werden müsse. Heut zu Tage beträgt das aus diesen Kornzinsen gelösete Geld, ob es gleich ursprünglich nur der dritte Theil des ganzen Pachts seyn sollte, doch beinahe so viel, als das Doppelte der beiden andern

bern Drittel. Die alten Geldzinsen also, welche die Collegien der Universität erhalten, sind auf den vierten Theil ihres ehemaligen Werthes herabgesunken; und sind nicht mehr als den vierten Theil des Getreides werth, welches ehedem dafür gekauft werden konnte. Und doch sind, seit der Regierung Philipps und der Maria, die englischen Münzen, unter denselben Benennungen, auch in ihrem Gehalte ziemlich unverändert geblieben: und das Pfund Sterling, der Schilling, der Penny, oder der englische Pfennig enthalten beinahe noch eben die Quantität reinen Silbers, die die gleichnamigen Geldsorten damals enthielten. Jene Herabwürdigung der alten Geldzinsen also, welche den Universitäts-Collegien bezahlt werden, rührt lediglich von dem verminderten Werthe des Silbers selbst her.

Der Verlust ist natürlich noch weit größer, wenn beides, der Werth des Silbers überhaupt, und die Quantität desjenigen Silbers, welches in jedem Stücke einer gewissen Münzsorte enthalten ist, zu gleicher Zeit abnimmt. In Schottland, wo der Gehalt der Münzen eine weit größere Veränderung, als in England erlitten hat, und in Frankreich, wo diese Verringerung des Gehalts noch größer als in Schottland ist, sind manche, in ältern Zeiten festgesetzte Geldzinsen, die bei ihrer Entstehung sehr ansehnlich waren, heut zu Tage beinahe in ein Nichts verwandelt worden.

Wenn man entfernte Zeiten vergleicht: so wird man finden, daß die Quantitäten Getreide, mit welchen man zu der einen und zu der andern Zeit, eine gewisse Quantität Arbeit hat erkaufen können, weit gleicher gewesen sind, als die Geldsummen oder die Quantitäten irgend einer andern Waare, die man für diese Arbeit hat geben müssen. Hieraus folgt, daß unter allen Gütern, Getreide seinen vollen Werth am unveränderlichsten beibehält, oder daß dessen Besitzer am sichersten sind, für gleiche

gleiche Quantitäten davon zu allen Zeiten ungefähr gleiche Quantität Arbeit betreiben oder erkaufen zu können. — Ich sage, daß bei dem Getreide diese Unveränderlichkeit des Werths größer ist, als bei jeder andern Waare; denn ganz unverändert bleibt auch sein Werth nicht. Der Unterhalt eines Tagelöhners, nach welchem sich, wie ich hernach zeigen werde, der reelle Preis der Arbeit richtet, ist unter verschiedenen Umständen sehr verschieden: reichlicher in einem Staate, welcher in seinem Wohlstande fortschreitet, als in einem, welcher auf dem Punkte des Glor, den er erreicht hat, stille steht; — und reichlicher in einem, der stille steht, als in dem, welcher zurückgeht. Nun wird aber, zu jeder Zeit, durch jede Waare, eine größere oder kleinere Quantität Arbeit erkaufte werden können, je nachdem die Summe von Lebensmitteln größer oder kleiner ist, welche für jene Waare zu haben sind. Ein Getreidezins ist also bloß einer einzigen — ein Geldzins ist einer doppelten Veränderung in seinem Werthe ausgesetzt. Jener Werth wird verändert, wenn für dieselbe Quantität Arbeit zu der einen Zeit mehr oder weniger Getreide muß gegeben werden, als zu der andern; dieser wechselt erstlich dann, wenn für dasselbe Geld mehr oder weniger Getreide zu haben ist, und dann hinfriederum, wenn mit dem nämlichen Getreide bald mehr, bald weniger Arbeit bezahlt werden kann.

Ungeachtet nun, wie ich gezeigt habe, der Werth eines Getreidezinses, von Jahrhundert zu Jahrhundert, weniger abwechselt, als der Werth eines Geldzinses: so ist hingegen von einem Jahre zum andern, die Abwechselung des Werths bei dem Getreidezins größer, als bei dem Geldzins. Es ist falsch, wie ich bald nachher zeigen werde, daß der Geldpreis der Arbeit mit den Preisen des Getreides, von Jahr zu Jahr, gleichen Schritt halte. Vielmehr scheint er sich allenthalben nach dem

dem, was im Durchschnitte mehrerer Jahre der mittlere Getreidepreis ist, auf beträchtliche Zeiträume zu bestimmen, ohne von den, während derselben vorgehenden zufälligen Schwankungen des letztern verändert zu werden. Dieser gewöhnliche oder Mittelpreis des Getreides aber wird, wie ich ebenfalls weiter unten zeigen werde, durch den jedesmaligen Werth des Silbers bestimmt, und dieser hinwiederum durch die Ergiebigkeit oder die Unfruchtbarkeit derjenigen Bergwerke, welche den Silbermarkt mit diesem Metalle versorgen, oder mit andern Worten, durch die Quantität Arbeit, und also durch die Quantität des die Arbeiter ernährenden Getreides, welche erforderlich ist, um eine bestimmte Quantität Silbers aus dem Bergwerke auf den Markt zu bringen. Aber diese Veränderungen des Silberpreises die, von einem Jahrhunderte zum andern sehr groß seyn können, sind von einem Jahre zum andern sehr unbedeutend. Ja durch halbe und ganze Jahrhunderte kann der Preis des Silbers ganz unverändert fortbauern. Eben so lange wird also auch der gewöhnliche, oder der Mittelpreis des Getreides, und mit ihm der Geldpreis der Arbeit derselbe bleiben können, vorausgesetzt, daß im übrigen der Zustand der Gesellschaft wenig oder keine Veränderung leidet. Während eben dieser Periode aber kann oft das Getreide das eine Jahr das Doppelte von dem gelten, was es das vorhergehende gegolten hat; der Quarter, der in dem einen mit fünf und zwanzig Schillingen (8 Mthlr. 8 ggr.) bezahlt worden ist, kann das folgende auf fünfzig Schillinge steigen. Wenn nun dieß letztere der Preis des heurigen Jahres ist: so ist in diesem Jahre der Werth eines Getreidezinses, nicht nur insofern er in Gelde genannt, sondern auch insofern er nach seinem wesentlichen Gehalte beurtheilt wird, doppelt so groß, als zur Zeit, wenn der Quarter fünf und zwanzig Schillinge kostete, weil man mit demselben jetzt doppelt so viel

Arbeit bezahlen, folglich auch von jeder andern Waare doppelt so viel erhalten kann. Die Ursache ist, weil unter diesen jährlichen Abwechselungen des Getreidepreises, der Geldpreis der Arbeit, und mit ihm der Preis der meisten Waaren, unverändert bleibt.

Aus allem diesem erhellet also deutlich, daß Arbeit eben so wohl der einzige allgemeine, als der einzige genaue Maßstab des Werths ist, und daß das Verhältniß aller andern Waaren gegen einander dann am sichersten geschätzt wird, wenn man ihr Verhältniß gegen die, für jede zu erkaufende Arbeit ausfindig gemacht hat. Schätzen wir die verschiedenen Waaren nach den Quantitäten von Silber, die dafür gegeben werden müssen: so wird dieser Maßstab, in großen Zeiträumen, unrichtig: weil von Jahrhundert zu Jahrhundert der Preis des Silbers sich leicht verändert. Schätzt man sie nach den Quantitäten Getreide, welche man dafür einhandeln kann: so sind es die alljährlichen Schwankungen des Getreidepreises, welche diese Schätzung unsicher machen. Nach der Quantität von Arbeiten, welche damit bezahlt werden können, ist ihr Werth, eben so wohl für Jahrhunderte, als für einzelne Jahre, am genauesten und sichersten bestimmt. Von den beiden andern Maßstäben des Werths, ist Getreide der bessere, wenn entfernte Zeitpunkte, und Geld, wenn nahe mit einander verglichen werden. Wenn ganze Jahrhunderte im Durchschnitte genommen werden: so wird man die Quantitäten Getreide, und die Quantitäten von Arbeit, die dafür zu haben sind, genauer als Silber und Arbeit, einander gleich finden. Von einem Jahre zum andern wird man aber gleiche Geldsummen richtiger, als gleiche Getreidemasse, für das Aequivalent von gleichen Arbeiten annehmen dürfen.

Ob es nun gleich, bei Festsetzung immerwährender Renten, auch selbst bei Pachtcontracten, die auf viele
Jahre

Jahre geschlossen werden, von Nutzen seyn kann, zwischen dem Nominal- und dem wirklichen Preise der Dinge, einen Unterschied zu machen: so ist diese Unterscheidung doch für das gewöhnliche und alltägliche Geschäft des bürgerlichen Lebens, Kaufen und Verkaufen, von keiner Erheblichkeit.

Zu einerlei Zeit, und an einerlei Orte sind der Nominal- und der reelle Preis aller Waaren immer mit einander im genauesten Verhältnisse. Wenn ich das Geld, welches ich auf dem Londoner Markte für eine Waare bekomme, zu eben der Zeit, auf dem Londoner Markte, zu Bestellung von Arbeiten wieder anwenden will: so ist gewiß, daß, je mehr Geld ich für die Waare bekomme, desto mehr Arbeit ich mir dafür werde verschaffen können. Bleibe ich also bei einem bestimmten Orte und einem bestimmten Zeitpunkte stehen: so ist allerdings Geld ein vollkommen genauer Maßstab des Tauschwerths aller Waaren. Aber es hört auf, ein solcher zu seyn, so bald ich den Werth dieser Waaren, an einem andern Orte, oder zu einer andern Zeit, damit vergleiche.

Dieser Unfähigkeit des Geldes ungeachtet, den wahren Werth der Waaren an entfernten Orten in ihrem Verhältnisse gegen einander zu bestimmen, hat doch der Kaufmann, welcher seine Waaren von einem dieser Orte zum andern führt, auf nichts weiter, als auf ihren Geldpreis, oder auf den Unterschied der Quantität des Silbers, für welches er sie eingekauft hat, und den, für welche er sie wahrscheinlich verkaufen wird, Achtung zu geben. Mit einer halben Unze Silbers mag man vielleicht in Canton in China über mehr Arbeit gebiethen, und sich mehr von den Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen können, als man mit einer ganzen Unze in London thun kann. Eine Waare, die zu Canton um eine halbe Unze verkauft wird, mag also dort

dort wirklich theurer, und für ihren Besitzer von größerer Erheblichkeit seyn, als zu London eine Waare, deren Marktpreis eine ganze Unze ist. Nichts desto weniger, wenn ein Kaufmann eine Waare in Canton für eine halbe Unze Silbers kaufen kann, die er nachmals in London für eine ganze Unze verkauft: so gewinnt er bei diesem Handel hundert Procent, gerade so viel, als er würde gewonnen haben, wenn die Unze Silbers in London von demselben Werthe, als in Canton, wäre. Es liegt ihm nichts daran, daß mit einer Unze Silbers er in Canton über mehr Arbeit hätte zu gebiethen gehabt, und mehr von den Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens hätte ankaufen können, als ihm diese Unze in London verschaffen kann. Genug, daß sie ihm auch in London gerade das Doppelte von dem verschafft, was er auf eben diesem Plage für eine halbe Unze hätte haben können. Dieß war alles was er wünschte.

Da also der namentliche, das heißt, der Geldpreis, derjenige ist, nach welchem das Vortheilhafte oder Nachtheilige aller Käufe und Verkäufe zuletzt berechnet wird; und da nach ihm solchergestalt alle Geschäfte des bürgerlichen Lebens, wobei es auf Bestimmung eines Preises ankommt, sich richten: so darf man sich nicht wundern, daß man weit mehr auf ihn, als auf den reellen Preis der Dinge Achtung gegeben hat.

In einem Werke aber, wie das gegenwärtige, kann es zuweilen zur gründlichen Untersuchung des Gegenstands des nothwendig seyn, die reellen Werthe, welche die Waaren, zu verschiedenen Zeiten, und an verschiedenen Orten haben, zu vergleichen, oder mit andern Worten, die verschiedenen Grade des Vermögens zu bestimmen, welches sie, unter verschiedenen Umständen, ihrem Besitzer über die Arbeit anderer Menschen geben. Dazu ist aber nöthig, daß wir nicht bloß die Quantitäten Silbers

aus-

ausfindig machen, für welche sie gewöhnlicher Weise, in jedem dieser Dörter und Zeiten, verkauft worden sind, sondern auch die Quantität Arbeit, welche man für diese Quantitäten Silbers hat haben können. Von diesen beiden Angaben, ist die letzte am schwersten genau zu erfahren. Die gangbaren Arbeitspreise entfernter Zeiten und Dörter sind fast immer im Dunkeln. Auch von den Getreidepreisen hat man nur an wenigen Orten genaue und ununterbrochene Register gehalten; aber doch sind diese, unter allen Preisen, im Ganzen noch am meisten bekannt, und von Geschichtschreibern und andern Schriftstellern am öftersten erwähnt worden. Mit ihnen müssen wir uns also größtentheils bei jener Schätzung behelfen: nicht, als ob der gangbare Getreidepreis mit dem gangbaren Arbeitspreise immer in genauem Verhältnisse stünde; aber wir haben doch keine andre Waare, deren Preise diesem Verhältnisse näher kämen. Ich werde in der Folge Gelegenheit haben, verschiedene Schätzungen der angegebenen Art zu machen.

Bei zunehmender Betriebsamkeit haben die handelnden Nationen es zweckmäßig gefunden, verschiedene Arten des Metalls zu Gelde anzuprägen; Gold zur Bezahlung großer Summen, Silber für Käufe von mittelmäßigem Werthe, und Kupfer, oder ein andres gemeines Metall, für kleine Zahlungen zu bestimmen. Doch haben sie immer eines von diesen Metallen vor den beiden andern ausgewählt, der Maßstab der Werthe im vorzüglichen Verstande zu seyn; und diesen Vorzug scheinen sie fast immer demjenigen Metalle gegeben zu haben, welches, zufälliger Weise bei ihnen zuerst zum Werkzeuge des Handels gedient hatte. Da sie es einmal zu ihrem Maßstabe angenommen hatten, als sie noch keinen andern kannten: so sind sie dabei geblieben, auch nachdem dieselbe Nothwendigkeit nicht mehr vorhanden war.

Die

Die Römer, sagt man, haben bis zum fünften Jahre vor dem ersten Punischen Kriege *), keine andre Münze, als kupferne gekannt, und damals die erste Silbermünze schlagen lassen. Und Kupfer scheint deswegen auch in dieser Republik der Maßstab der Werthe, zu allen Zeiten, geblieben zu seyn. Alle Rechnungen scheinen nach Asen und Sestertien geführt, und der Werth aller liegenden Gründe in diesen Geldsorten geschätzt worden zu seyn. Das Wort *As* war immer der Name einer Kupfermünze. Das Wort *Sestertius* bedeutet zwei *As* und ein halbes. Ob also gleich der *Sestertius* ursprünglich eine Silbermünze war: so wurde sein Werth doch in Kupfer geschätzt. Man sagte zu Rom von einem, der viel Schulden hatte, daß er *Aes alienum*, das heißt, viel von andrer Leute Kupfer hatte.

Die nordischen Nationen, die auf den Trümmern des römischen Reichs neue Staaten errichteten, scheinen, von dem ersten Augenblick ihrer Besitznehmung an, Silbermünzen gehabt, und mehrere Zeitalter hindurch weder Kupfer- noch Goldmünzen gekannt zu haben. Silbermünzen gab es in England schon zu den Zeiten der sächsischen Könige: aber Gold wurde bis auf die Zeit Eduard des dritten wenig, und Kupfer vor der Regierung Jakobs des ersten gar nicht gemünzt. Daher werden in England und, wie ich glaube, bei allen andern Nationen des neuen Europa, aus gleicher Ursache, alle Rechnungen in Silbermünze geführt, und der Werth aller Waaren und aller liegenden Gründe in Silbermünze berechnet. Wir Engländer, zum Beispiel, wenn wir ausdrücken wollen, wie hoch sich eines Mannes Vermögen belaufe, pflegen selten die Anzahl Guineen, sondern gemeiniglich die Anzahl von Pfunden Sterling anzugeben, welche wir für das Aequivalent seines Eigenthums halten.

Mr

*) Plin. XXXIII. 3.

Ursprünglich konnte eine nach den Gesetzen gültige Zahlung nicht anders als in der Münze desjenigen Metalls geschehen, welches als der eigentliche Maßstab aller Werthe angesehen wurde. In England konnte, schon lange Zeit nachdem Gold war gemünzt worden, doch keine Zahlung gesetzmäßig im Golde geleistet, und nach Golde berechnet werden. Das Verhältniß zwischen dem Werthe der Gold- und Silbermünzen war nie, weder durch eine Acte des Parlaments, noch durch eine Proclamation des Königs, festgesetzt worden, sondern blieb dem Handelsverkehr überlassen. Wenn daher ein Schuldner die Zahlung in Golde anstah, so hatte der Gläubiger das Recht, sie entweder ganz zu verwerfen, oder sie nur unter einer solchen Würdigung des Goldes anzunehmen, als zwischen ihm und seinem Schuldner verglichen wurde. In Kupfer kann man noch gegenwärtig gesetzmäßig niemanden eine Zahlung anbiethen, ausgenommen bei der Verwechselung kleiner Silbermünzen. In diesem Zustande der Dinge war also der Unterschied zwischen demjenigen Metalle, welches den eigentlichen Maßstab der Werthe angab, und dem, welches bloß nach diesem berechnet wurde, etwas mehr, als ein bloßer Unterschied in Namen.

In der Folge der Zeit, nachdem die Menschen mit dem Gebrauche der verschiedenen zu Geld ausgemünzten Metalle besser bekannt, und folglich von dem Verhältnisse zwischen dem Werthe des einen und des andern genauer unterrichtet worden waren: hat man es in den meisten Ländern für gut befunden, dieses Verhältniß zu bestimmen, und durch ein Landesgesetz zu erklären, daß, zum Beispiele, eine Guinee von dem und dem Gewichte und der und der Feine des Goldes, mit ein und zwanzig Schillingen soll verwechselt, oder als eine vollgültige Zahlung für eine Schuld dieses Betrages angeboten werden können. So bald dieß statt findet, daß irgend ein solches Verhältniß als unveränderlich, und durch die Gesetze bestätigt,

angenommen wird: hat der Unterschied zwischen dem Metalle, welches gesetzlicher Maßstab der Werthe, — und dem, welches es nicht ist, keinen reellen Einfluß mehr in die Geschäfte.

Sobald aber in diesem einmal bestimmten Verhältnisse zwischen Gold und Silber eine Veränderung vorgeht: sobald wird es, oder scheint es wenigstens wichtiger, zu wissen, welches von beiden als die erste Basis bei den Messungen der Werthe angenommen werde. Wenn, zum Beispiele, der bisher durch Gesetze bestimmte Werth einer Guinee, entweder auf zwanzig Schillinge herabgesetzt, oder bis zu zwei und zwanzig Schillingen erhöht würde: so würden in beiden Fällen, da alle Rechnungen in Silbermünzen geführt werden, und alle Schuldverschreibungen in Silbergeld ausgedrückt sind, die meisten Zahlungen noch mit derselben Quantität Silbergeld getrachtet werden können, wie zuvor, aber sie würden ganz verschiedene Quantitäten von Goldmünzen erfordern, — größere als zuvor, im ersten, und kleinere im andern Falle. Silber würde alsdann scheinen, den Werth des Goldes abzumessen, ohne hinwiederum durch das Gold gemessen zu werden. Der Werth des Goldes würde für abhängig von der Quantität des Silbers, gegen welche man es verwechseln könnte, aber der Werth des Silbers würde für unabhängig vom Golde gehalten werden. Dieser ganze Unterschied würde gleichwohl von nichts andern herkommen, als von der Gewohnheit, Buch und Rechnung in Silbergelde zu führen, und große, oder kleine Geldsummen in Silber- und nicht in Goldmünzen auszudrücken. Eine Schuldverschreibung auf fünf und zwanzig, oder funfzig Guineen, würde, auch nach einer solchen Veränderung des Münzfußes, mit fünf und zwanzig oder funfzig Guineen bezahlt werden müssen. Die zu ihrer Tilgung nöthige Quantität Goldes würde dieselbe geblieben seyn, die dazu nöthige Quantität Silbers würde sich verändert haben. Hier würde

würde also Gold den Maßstab von dem Werthe des Silbers abzugeben scheinen, ohne in seinem Werthe durch das Silber gemessen zu werden. Wenn es je allgemeine Gewohnheit werden sollte, die Rechnungen in Golde zu führen, in Golde alle Schuldverschreibungen und Verträge über Geldsachen auszudrücken: so würde das Gold über das Silber den Vorzug erhalten, und als der eigentliche Maßstab aller Werthe angesehen werden.

In der That, so lange das zwischen dem Werthe der Gold- und Silbermünzen festgesetzte Verhältniß, es sey welches es wolle, unverändert fortbauert: wird durch den Werth des kostbarsten Metalls immer der Werth des gesammten Geldes bestimmt werden. Zwölf kupferne Pence (Pfennige englischen Geldes) enthalten ein halbes Pfund, (das Pfund zu sechszehn Unzen) nicht des allerbesten Kupfers; welches halbe Pfund, ehe es gemünzt wurde, schwerlich mehr als sechs Pence an Silber werth war. Da aber durch die Münzordnung gebothen ist, zwölf solche Pfennige für einen Schilling auszuwechseln: so werden sie auch auf dem Markte so angesehen, als wenn sie einen Schilling werth wären; und jedermann ist bereit, sie im Handel dafür zu nehmen. Selbst vor der letzten Umprägung der brittischen Goldmünzen, war das Gold, wenigstens so viel davon in und um London im Umlaufe war, weit weniger abgenutzt, und hatte weniger von seinem Gewichte verlohren, als der größte Theil des umlaufenden Silbergeldes. Dessen ungeachtet wurden ein und zwanzig abgenutzte und verwischte Schillinge immer noch für das volle Aequivalent einer Guinee gehalten, die, wenn sie gleich auch nicht mehr neu und ganz vollwichtig war, doch bei weitem nicht so viel von ihrem Gewichte und ihrem Gepräge verlohren hatte. Die neue Münzoperation hat unsere Goldmünze ihrem gesetzmäßigen Gehalte vielleicht so nahe gebracht, als irgend eine Nation im Stande ist, die ihre zu bringen: und die
 Vere

Verordnung, kein Geld in den öffentlichen Kassen anders, als nach dem Gewichte anzunehmen, wird auch, so lange sie genau beobachtet wird, die Goldmünzen in ihrer Vollständigkeit erhalten. Das Silbergeld hingegen ist noch jetzt eben so leicht und abgenutzt, als es vor der mit den Goldmünzen vorgenommenen Reforme war. Dennoch werden ein und zwanzig Schillinge dieses schlechten und abgenutzten Silbergeldes, im Handel und Wandel, für das volle Aequivalent einer Guinee, unserer so vortrefflichen Goldmünze, angenommen.

Die Umprägung der Goldmünzen hat augenscheinlich auf die Vermehrung des Werths der Silbermünze, welche man für jene umwechseln kann, gewirkt.

Ein Pfund Gold am Gewichte wird in der englischen Münze zu vier und vierzig Guineen und einer halben ausgemünzt, welches, die Guinee zu ein und zwanzig Schillingen gerechnet, sechs und vierzig Pfund Sterlinge vierzehn Schillinge und einen halben ausmacht. Eine Unze dieser Goldmünze also, ist drei Pfund Sterling, siebenzehn Schillinge, zehn und einen halben Pfennig in Silber werth. Und da in England der Staat von dem Prägen der Münze kein Einkommen zieht: so bestimmt der, welcher ein Pfund, oder eine Unze gutem Goldes in Barren in die Münze bringt, auch ein Pfund, oder eine Unze Goldes, ohne allen Abzug, in dem gemünzten Golde, welches ihm dafür bezahlt wird, zurück. Drei Pfunde also, siebenzehn Schillinge, zehn und ein halber Pfennig, werden für den Münzpreis einer Unze Goldes in England gerechnet: das heißt, jene Summe zahlt die Münze, so oft ihr eine Unze guten Goldes in Barren zum Verkaufe gebracht wird.

Vor der Umprägung der Goldmünze, stand der Marktpreis einer Unze gesetzmäßigen Goldes in Barren, viele Jahre über drei Pfund Sterling, achtzehn Schillinge, — und stieg zuweilen auf drei Pfund neunzehn Schillinge,
so-

sogar bis zu vier Pfund Sterling; ohne Zweifel, weil in jener abgenutzten und geringhaltigen Goldmünze diese Summe selten mehr als eine Unze Goldes enthielt. Seit der Umprägung, ist der Marktpreis des Goldes in Barren, selten über drei Pfund Sterling, siebenzehn Schillinge, sieben Pfennige, die Unze, gestiegen. Vor der Verbesserung der Goldmünze also, stand der Marktpreis des Stangengoldes, immer, mehr oder weniger, über den Münzpreis; — seit der Reform, ist er beständig unter dem Münzpreise gewesen. Und dieser Marktpreis ist derselbe, das Gold mag mit Gold- oder mit Silbermünze bezahlt werden. Die neuliche Verbesserung der Goldmünze also hat nicht nur den Werth der Goldmünze, sondern auch den Werth der Silbermünze, im Verhältnisse gegen das Stangengold, und wahrscheinlich auch im Verhältnisse mit allen andern Waaren erhöht: obgleich bei dem Einkaufe dieser, jene Erhöhung nicht so merklich seyn mag, weil auf den Preis derselben so viele andere Umstände Einfluß haben.

Ein Pfund gesetzmäßiges Silber in Barren wird in der englischen Münze zu zwei und sechzig Schillingen ausgemünzt, welche daher wirklich ein Pfund guten Silbers in sich enthalten. Fünf Schillinge, zwei Pfennige für die Unze Silber, ist der englische Münzpreis; oder mit andern Worten: so viel bezahlt die Münze, wenn ihr eine Unze Stangensilber von gehörigem Gehalt zum Verkaufe gebracht wird. Vor der Reform der Goldmünzen, stand der Marktpreis des Barrensilbers, nach Umständen, auf fünf Schillinge, vier Pfennige; fünf Schillinge, fünf Pfennige, ja bis auf sieben und acht Pfennige, die Unze. Der Mittelpreis war jedoch nicht höher als fünf Schillinge, sieben Pfennige. Seit der Umprägung des Goldes ist der Marktpreis des Barrensilbers gelegentlich auf fünf Schillinge, drei, vier, bis fünf Pfennige, die Unze, gefallen, welchen letztern Preis

es schwerlich je seitdem überstiegen hat. Ob also gleich der Marktpreis des Barrensilbers, seit der Umprägung des Goldes, beträchtlich gefallen ist: so ist es doch noch nicht bis zum Münzpreise herabgesunken.

In dem Verhältnisse, welches die englische Münzordnung unter den Metallen annimmt, ist Kupfer viel zu hoch, und Silber etwas zu niedrig geschätzt. Auf dem europäischen Markte, in den französischen und holländischen Münzen, wird eine Unze feinen Goldes für das Aequivalent von vierzehn Unzen feinen Silbers gerechnet. In der englischen Münze wird sie gegen beinahe funfzehn Unzen Silbers verwechselt, also für einen höhern Preis, als sie nach der allgemeinen Schätzung von Europa werth ist. So aber, wie der Preis des rohen Kupfers, selbst in England, nicht durch den hohen Werth des englischen Kupfergeldes gestiegen ist: so ist auch der Preis des Barrensilbers deswegen nicht gefallen, weil in den englischen Silbermünzen das Silber zu einem so niedrigen Preise ausgegeben wird. — Barrensilber behält noch immer gegen Gold sein eigenthümliches altes Verhältniß; aus eben dem Grunde, aus welchem Stangenkupfer sein besondres Verhältniß gegen Silber behält. Nach der, unter der Regierung Wilhelms des dritten, vorgenommenen Umprägung des Silbergeldes, blieb der Preis des Barrensilbers eine Zeitlang noch etwas über dem Münzpreis erhöht. Locke schreibt diesen hohen Preis der verbotnen Ausfuhr des gemünzten, und der erlaubten Ausfuhr des Stangensilbers zu. Die Erlaubniß der Ausfuhr macht, sagt er, die Nachfrage nach Silberbarren größer, als die Nachfrage nach gemünztem Silber. Aber er bedenkt nicht, daß die Anzahl von Menschen, welche Silbergeld zu dem täglichen Gebrauch des Kaufens und Verkaufens in ihrer Heimath nöthig haben, weit größer ist, als die Anzahl derer, welche Silberbarren, zur Ausfuhr in die Fremde, ober

oder zu irgend einem andern Endzwecke brauchen. Gegenwärtig ist noch dasselbe Verboth Goldmünze auszuführen, und dieselbe Erlaubniß Goldbarren auszuführen, vorhanden. Nichts destoweniger ist der Marktpreis des Goldes unter dem Münzpreis gefallen. Die wahre Ursache hiervon ist: daß damals, so wie jetzt, Silber in der englischen Münze gegen Gold etwas zu niedrig geschätzt wurde: und daß die Goldmünze, (die überdies zu der Zeit noch keiner Verbesserung zu bedürfen schien) damals, so wie jetzt, den reellen Werth aller Geldmünzen regulirte. Da damals die Umprägung des Silbergeldes den Werth des Stangensilbers nicht bis zum Münzpreise herunterbrachte: so ist es nicht wahrscheinlich, daß eine ähnliche Reform jetzt dieß bewirken sollte.

Würde die Silbermünze dem Gewichte, welches sie von rechtswegen haben soll, so nahe gebracht, als die Goldmünze dem ihrigen ist: so würde man, nach dem jetzigen Verhältnisse, für eine Guinee mehr Silber bekommen, wenn man sie gegen Silbergeld verwechselte, als wenn man dafür Stangensilber einkaufte. Enthielte unser Silbergeld sein volles Gewicht: so würde ein Vortheil dabei seyn, es einzuschmelzen, es dann als Stangensilber für Goldmünze zu verkaufen, und diese wieder gegen Silbergeld zu verwechseln, welches man von neuem einschmelzen könnte. Diesem Uebel abzuhelpen, scheint es kein andres Mittel zu geben, als das bisher angenommene Verhältniß zwischen Silber und Gold etwas zu ändern.

Vielleicht wäre die Uebequemlichkeit nicht so groß, wenn in unsern Münzen das Silber um eben so viel über seinen wahren Werth gegen Gold geschätzt wäre, als es jetzt unter demselben steht; wosfern es nur zugleich zum Gesetz gemacht würde, daß man mit Silber keine gütige Zahlung über eine Guinee machen könne,

so wie man jetzt niemanden eine Zahlung in Kupfergelde über den Werth eines Schillings anbiethen kann. In diesem Falle könnte kein Gläubiger durch den hohen Preis des Silbers gefährdet werden: so wie jetzt keiner durch die hohe Würdigung des Kupfers im Kupfergelde beeinträchtigt wird. Die Wechselhändler würden vielleicht die einzigen seyn, welche durch eine solche Ordnung der Dinge litten. Wenn ihnen zuweilen große Zahlungen zu einer unbequemen Zeit auf den Hals fallen: so suchen sie dadurch Zeit zu gewinnen, daß sie in halben Schillingstücken bezahlen; diese wenig Credit bringende Methode, der unmittelbaren Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten auszuweichen, würde ihnen alsdann abgeschnitten seyn. Sie würden genöthiget werden, eine größere Summe baaren Geldes in ihren Kassen bereit liegen zu haben, als sie dessen gegenwärtig bedürfen. Dieß würde ohne Zweifel von nicht geringer Unbequemlichkeit für sie seyn: aber es würde auch die Sicherheit ihrer Gläubiger auf eine sehr beträchtliche Weise vermehren.

Drei Pfunde, siebenzehn Schillinge und zehn Pfennige Sterling (der Münzpreis einer Unze Gold) enthalten ohne Zweifel, auch in unsrer neuen vortrefflichen Goldmünze, nicht mehr als eine Unze feinen Goldes; und sollten also, wie man denken könnte, auch nicht mehr als eine Unze Stangengold erkaufen können. Aber gemünztes Gold ist zum Gebrauche bequemer, als ungemünztes. Ueberdieß, obgleich in der englischen Münze kein Schlageschag bezahlt wird: so kömmt doch das Gold, welches in Barren nach der Münze gebracht wird, nicht eher als nach Verlaufe einiger Wochen, in Goldmünze geprägt, zu seinem Eigenthümer zurück. Hat die Münze viel zu thun: so vergehen wohl einige Monate, ehe er es wieder bekommt. Dieser Verzug ist einer kleinen Abgabe gleich; und macht, daß Gold in Münze etwas mehr gilt, als dieselbe Quantität Goldes
in

in Barren. Wäre in der englischen Münze Silber nach seinem rechten Verhältnisse gegen Gold berechnet: so würde wahrscheinlich, auch ohne eine Reform des Silbergeldes, der Preis des Stangensilbers noch unter den Münzpreis fallen: da, selbst bei dem gegenwärtigen schlechten Zustande des Silbergeldes, der Werth desselben, weil es gegen die vortreffliche Goldmünze verwechselt werden kann, auch durch den Werth dieser erhöht wird.

Eine kleine Abgabe, auf die Prägung der Gold- sowohl, als der Silbermünze gelegt, mit einem Worte, ein sogenannter Schlageschaz würde wahrscheinlicher Weise dem englischen Gelde einen noch größern Werth geben, und machen, daß das in demselben enthaltene Gold und Silber, über den gleichnamigen ungeprägten Metallen, im Preise einen noch größern Vorzug bekäme. Die Ursache, warum der Schlageschaz den Werth des geprägten Metalls, nach Verhältniß der Prägungskosten, vermehren kann, ist eben dieselbe, welche das in einem Tafelservice verarbeitete Silber, nach Verhältniß dessen, was die Façon kostet, theurer macht, als rohes Silber ist. — Aus diesem, über den Werth der rohen Metalle erhöhten Preise der geprägten, würde noch ein andrer Vortheil entstehn. Es würde dadurch dem Einschmelzen des Geldes vorgebeugt, und die Ausführung desselben in die Fremde erschweret werden. Wenn es zu einer, oder der andern Zeit, durch irgend ein Staatsbedürfniß nothwendig werden sollte, Geld außer Landes zu schicken: so würde der größere Theil davon den Weg von selbst wieder nach Hause finden. Auswärts würde es gegen Barren nur nach seinem wahren Gehalte verkauft werden können; zu Hause würde es mehr gelten, als dieser Gehalt beträgt: es würde also Gewinn dabei seyn, es ins Vaterland zurückzubringen. In Frankreich wird vom Landesherrn ein Schlageschaz, der ungefähr acht

acht vom Hundert beträgt, als Münzregal gefordert. Und man behauptet, daß das französische Geld, wenn es auch ausgeführt wird, immer wieder seinen Weg nach Frankreich zurück nimmt.

Die Abwechselungen in den Marktpreisen der Golds und Silberbarren entstehen aus denselben Ursachen, um derenwillen die Preise aller andern Waaren steigen und fallen. Der häufige, durch mancherlei Zufälle zur See und zu Lande verursachte Verlust dieser Metalle, das unaufhörliche Verbrauchen und Zerstören derselben, bei Vergoldung und Plattirung anderer Materialien, bei Fabricirung goldner und silberner Vorten, durch Sticksereien, durch das Begreifen und Abnagen sowohl des Geldes, als des Geschirres: das alles macht in jedem Lande, welches nicht eigne Bergwerke hat, eine immer neue Einfuhr dieser Metalle nothwendig, um jenen Abgang zu ersetzen. Die Kaufleute, welche für diese Einfuhr sorgen, bemühen sich ohne Zweifel, so wie alle andre Kaufleute, nicht mehr von ihrer Waare ins Land zu bringen, als dem vermuthlichen Begehr derselben angemessen ist. Bei aller ihrer Aufmerksamkeit aber auf diesen Gegenstand, ist es doch sehr wohl möglich, daß sie zuweilen der Sache zuviel, zuweilen ihr nicht genug thun. Wenn sie mehr Gold- und Silberstangen eingeführt haben, als deren nöthig sind: so lassen sie oft es sich lieber gefallen, einen Theil davon unter dem gewöhnlichen, oder unter dem mittlern Preise zu verkaufen, als die Gefahr und Mühe einer Wiederausfuhr zu übernehmen. Wenn sie, auf der andern Seite, weniger einführen, als der Landesbedarf beträgt: so erhalten sie beim Verkauf etwas mehr, als den gedachten Preis. Wenn sich aber der Marktpreis von Gold- oder von Silberbarren, unter allen jenen, durch Zeitumstände veranlaßten Schwankungen, doch mehrere Jahre hindurch, standhaft und unverändert, über oder unter dem Münzpreise dieser Me-

Metalle erhält: so können wir sicher annehmen, daß die Ursache hiervon nirgend anders als in den Münzverfassungen liege, und daß zu dieser Zeit etwas vorhanden seyn müsse, welches dem geprägten Gelde einen größern, oder einen geringern Werth giebt, als es, nach der Quantität des in ihm enthaltenen Goldes oder Silbers, eigentlich haben sollte. Wenn die Wirkung fortdauernd und unveränderlich ist: so muß auch die Ursache in etwas bleibendem und fortdauerndem gesucht werden.

Die Geldmünzen jedes Landes sind ein mehr oder minder genauer Maßstab von dem Werthe der Dinge, nachdem sie mehr oder weniger vollwichtig und vollgültig sind; das heißt, je mehr oder minder genau sie diejenige Quantität Goldes und Silbers wirklich enthalten, welche sie nach den Vorschriften der Gesetze enthalten sollen. Wenn, zum Beispiel, in England vier und vierzig und eine halbe Guinee genau ein Pfund guten Goldes, das heißt, eilf Unzen fein Gold und eine Unze Zusatz enthielten: so würde die englische Goldmünze einen so genauen Maßstab des Preises der Dinge, zu allen Zeiten und an allen Orten abgeben können, als nur die Natur der Sachen zuläßt. Wenn aber soviel von dem Golde der vier und vierzig und einer halben Guineen durch das Tragen und Betasten des Geldes abgerieben ist, daß sie gewöhnlich weniger, als ein Pfund gesetzmäßigen Goldes, enthalten (wobei doch angenommen werden muß, daß die Verminderung in einigen dieser Goldstücke größer sey, als in andern): so wird dieser Maßstab der Werthe dadurch eben so ungewiß und schwankend werden, als die meisten Maße und Gewichte zu seyn pflegen. Da diese selten mit dem Probegewichte und dem Probemaße genau übereinkommen: so bestimmt der Kaufmann den Preis seiner Waaren nicht nach dem, was seine Gewichte und Maße eigentlich enthalten sollten, sondern nach dem, was sie, seiner Erfahrung zu Folge,

Folge, ungefähr wirklich enthalten. Auf gleiche Weise wird, bei einer Ungerechtigkeit der Münze, der Waarenpreis nicht nach der Quantität reinen Goldes oder Silbers, welche die Münze eigentlich enthalten sollte, sondern nach derjenigen Quantität bestimmt, die sie, der Erfahrung gemäß, ungefähr wirklich enthält.

Ich bitte den Leser zu bemerken, daß ich unter dem Geldpreise einer Waare, immer die Quantität Goldes und Silbers verstehe, für welche sie verkauft wird, ohne irgend eine Rücksicht auf den Namen und die Anzahl der Geldstücke zu nehmen, in welchen diese Quantität enthalten ist. Sechs Schillinge und acht Pfennige, zum Beispiele, in den Zeiten Eduards des ersten, betrachte ich als einen, mit einem Pfunde Sterling unsrer Zeit, vollkommen gleichen Geldpreis, weil, nach den wahrscheinlichsten historischen Angaben, sie eben so viel reines Silber enthielten, als dieses.

Sechstes Kapitel.

Von den Bestandtheilen, in welche sich der Preis aller Waaren zuletzt auflöst.

In dem ersten rohen Zustande der Gesellschaft, als Grund und Boden noch kein Eigenthum war, und sich noch nirgends in der Nation ein Kapital gesammelt hatte, scheint das Verhältniß zwischen den Quantitäten von Arbeit, die zur Hervorbringung der verschiedenen Lebensbedürfnisse erforderlich waren, der einzige Maßstab gewesen zu seyn, nach welchem, bei dem Umtausche dieser letztern, ihr gegenseitiger Werth ausgemittelt wurde.

Wenn

Wenn es, zum Beispiele, bei einer Jägersation gewöhnlich zweimal so viel Arbeit kostet, einen Biber, als ein Reh zu erlegen: so wird natürlicher Weise bei ihr Ein Biber für zwei Rehe eingetauscht. Es ist begreiflich, daß das Product von zwei Tagen, oder zwei Stunden Arbeit, für zweimal so viel werth gehalten wird, als das Product der Arbeit eines Tages oder einer Stunde.

Ist eine Gattung der Arbeit schwerer und anstrengender als die andere: so muß billiger Weise für die größere Mühe auch eine größere Vergütung zugestanden werden; und so kann vielleicht das Product, von einer Stunde Arbeit der ersten Art, dem Producte von zwei Stunden Arbeit der andern, im Tausche gleich gelten.

Oder, wenn die eine Gattung der Arbeit einen ungewöhnlichen Grad von Verstandeskraften, oder körperlicher Geschicklichkeit erfordert: so kann die Achtung, welche die Menschen für jene Eigenschaften hegen, den dadurch hervorgebrachten Producten einen Werth verschaffen, welcher mit der auf sie gewandten Zeit nicht mehr im Verhältnisse steht. Solche Talente können selten anders, als durch ein langes Studium erworben werden; und der höhere Preis des durch sie Hervorgebrachten, kann oft für den bloßen Ersatz der Zeit und Kosten angesehen werden, welche auf die Erlernung der dazu erforderlichen Kunst oder Wissenschaft gewandt worden sind. In einer Gesellschaft, deren Cultur Fortschritte gemacht hat, ist es eine durchaus beobachtete Regel, daß die größere Mühe oder die größere Geschicklichkeit, welche eine Arbeit erfordert, durch einen erhöhten Lohn derselben, vergütet werde: und ohne Zweifel fand etwas ähnliches selbst in den frühern Perioden des uncultivirten Naturstandes Statt.

In diesem Zustande gehört das ganze Erzeugniß der Arbeit, ungetheilt, dem Arbeiter zu; und der Grad von Mühe,

Mühe, die Länge der Zeit, die auf Verfertigung oder Herbeischaffung irgend einer Waare angewandt worden, machen den einzigen Umstand aus, nach welchem sich diejenige Quantität Arbeit, die man dafür soll kaufen können, richtet.

Sobald sich aber in den Händen einzelner Personen eine größere Anzahl nützlicher Erzeugnisse, als sie selbst zu ihrem Gebrauche bedürfen, angehäuft, — oder, mit andern Worten, ein Kapital gesammelt hat: so werden wenigstens einige dieser Personen geneigt seyn, dieses Kapital dazu anzuwenden, daß sie andre fleißige Leute in Arbeit setzen, das heißt, daß sie dieselben mit den Materialien und den Werkzeugen der Arbeit versehen; — in der Absicht, aus dem Verkaufe der hervorgebrachten Waare, oder aus dem, was der Arbeitsfleiß dem Werthe des rohen Materials zugesetzt hat, einen Gewinn zu ziehen. Wenn nun also die vollendete Waare, entweder gegen Geld, gegen andre Waaren, oder gegen Arbeit vertauscht wird: so muß in dem Verkaufspreise über das, was zur Bezahlung des rohen Materials und des Arbeitslohns nöthig ist, noch etwas für den Gewinn des Unternehmers, der sein Kapital bei dieser Sache gewagt hat, gerechnet werden. — Der Werth also, welcher durch die Fabrication dem rohen Material zugesetzt wird, löset sich in diesem Falle in zwei Theile auf: in den Lohn, welchen der Arbeiter für seinen Fleiß bekommt, — und in den Gewinnst, welchen der Unternehmer von dem Gelde zieht, womit er das Material anschafft und den Arbeitslohn bezahlt hat. Letzterer hätte gar kein Interesse dabei, den erstern zu beschäftigen, wenn er nicht von dem Verkaufe des durch ihn erzeugten Werks, etwas mehr als die bloße Wiedererstattung seines Kapitals erwartete; und er hätte abermals kein Interesse, lieber ein großes Kapital, als ein kleines auf solche Art anzuwenden, wenn nicht seine Gewinn-

ste,

ste, verhältnißmäßig mit der Größe seines Kapitals, wachsen.

Man könnte glauben, der von einem Kapital gezogene Gewinn sey im Grunde nur eine andere Art von Arbeitslohn: — er sey die Vergütung derjenigen besondern Art von Arbeit, die in der Direction der Arbeiten andrer, und in der Aufsicht über sie besteht. Aber die Sache verhält sich in der That anders. Jene Gewinnste sind ihrer Natur nach von dem Erwerbe des Arbeiters gänzlich verschieden, richten sich nach andern Gesetzen, und stehen in keinem Verhältnisse, weder mit der Dauer, noch mit der Schwierigkeit, noch mit dem Kunststreichen jener vorgeblichen Arbeit des Kapitalisten — der Direction und Aufsicht. Sie richten sich lediglich nach dem Werthe und der Größe des angewandten Kapitals; werden größer, oder geringer, nachdem dieses erweitert, oder eingeschränkter wird. Wir wollen, zum Beispiele, setzen, daß in einer Stadt, wo der gewöhnliche Gewinnst der Fabrikunternehmer, zehn vom Hundert des Jahres von ihrem Kapital beträgt, zwei verschiedene Fabriken im Gange sind, wovon jede zwanzig Arbeiter beschäftigt, und (jeden Arbeiter zu 15 Pf. Sterling des Jahres gerechnet) an Arbeitslohn 300 Pf. Sterling kostet. Wir wollen ferner annehmen, daß in der einen Fabrik nur grobe Materialien, jährlich zu dem Werthe von 700 Pf. Sterling; — in der andern ein feines Material, jährlich zu dem Werthe von 7000 Pf. Sterling, verarbeitet werde. Daß in der ersten Manufactur angewandte Kapital wird also nur 1000, daß in der zweiten 7300 Pfunde Sterling betragen. Den Gewinnst des Kapitals also zu zehn vom Hundert berechnet, wird der Unternehmer der ersten Fabrik von dem seinigen nur 100, der von der zweiten 730 Pfund Sterling, als Gewinnst, erwarten. Gleichwohl war die Arbeit beider, insofern sie mit der Direction und Aufsicht der Fabrikanten zu thun hatten, dieselbe

dieselbe oder doch einander sehr gleich. — Bei vielen großen Manufacturen überläßt der Unternehmer diese ganze Arbeit einem Oberbuchhalter, oder Rechnungsführer. Dieses Mannes Besoldung stellt eigentlich das Arbeitslohn vor, welches auf Direction und Aufsicht gerechnet werden muß. Ob nun gleich, bei Bestimmung jener Besoldung, nicht ganz allein auf die mit solcher Arbeit verbundenen Beschwerden, oder die dazu erforderliche Geschicklichkeit gesehen, sondern etwas auch auf das in den Mann gesetzte Vertrauen, und die Größe dieses Vertrauens gerechnet wird: so steht sie doch nie in einem wirklichen und genauen Verhältnisse mit der Größe des verwalteten Kapitals. Der Inhaber des letztern aber erwartet, auch wenn er sich auf solche Weise von aller Arbeit losgemacht hat, doch noch von seinem Kapital Gewinnste, und zwar Gewinnste, die dem Betrage desselben angemessen sind. — Von dem Preise also, welcher für eine Waare bezahlt wird, ist der Gewinnst, welchen der Unternehmer davon zieht, ein Bestandtheil ganz andrer Art, und durch ganz andre Grundsätze geordnet, als der Arbeitslohn, welchen der Fabrikant erhält.

Sobald die Sachen sich in diesem Zustande befinden, gehört nicht mehr das ganze Product der Arbeit dem Arbeiter zu. Er muß es vielmehr, in den meisten Fällen, mit dem Kapitalisten, der ihn beschäftigt, theilen. Auch ist nicht mehr die in Erzeugung einer Waare angewandte größere, oder geringere Arbeit, der einzige Umstand, wornach sich die Quantität der dafür erkäuflichen Arbeit richtet. Zu dem Werthe der hervorbringenden Arbeit, muß, im Verkaufspreise der hervorgebrachten Waaren, noch etwas für den Gewinnst des Kapitalisten, aus dessen Fonds der Arbeitslohn vorgeschossen, und die Materialien herbeigeschafft worden sind, hinzukommen.

Sobald als in einem Lande Grund und Boden Privateigenthum geworden ist: wandelt auch die Gutsbesitzer die den Menschen überhaupt so natürliche Neigung an, zu ernten, wo sie nicht gesät haben, und selbst für die freiwilligen Erzeugnisse des ihnen zugehörigen Feldes eine Rente zu fordern. Das Holz im Walde, das Gras auf dem Felde, welches, so lange Grund und Boden allen gemein war, dem, welcher es haben wollte, nur die Mühe, es einzusammeln, kostete, wird nun von dem Grundherrschaft mit einer Abgabe, oder einem Kaufpreise beladen. Es muß diesem Grundherrschaft nehmlich die Erlaubniß, das eine oder das andere sammeln zu dürfen, abgekauft, — es muß ihm für diese Erlaubniß ein Theil von dem, was man auf seinem Boden gesammelt oder erbauet hat, überlassen werden. Dieser Theil, oder, welches auf eines hinausläuft, der Geldpreis dieses Theiles, ist das, was man den Grundzins oder die Landrente nennt — und macht von dem Verkaufspreise der meisten Waaren den dritten wesentlichen Bestandtheil aus.

Der wirkliche Werth aller dieser verschiedenen Bestandtheile des Waarenpreises, ist, wie ich schon mehrmalen angemerkt habe, nach der Quantität Arbeit, welche man dadurch erkaufen, oder dadurch gleichsam in seine Gewalt bekommen kann, zu bestimmen. Arbeit mißt nicht bloß denjenigen Theil des Preises, der sich selbst wieder in Arbeit auflöst, sondern auch den, welcher zum Gewinnst des Kapitalisten, und den, welcher zur Landrente des Grundeigenthümers fließt.

In jeder bürgerlichen Gesellschaft ist der Marktpreis jeder Waare, entweder aus allen diesen drei Theilen zusammen gesetzt, oder enthält wenigstens einen oder den andern derselben. Und je weiter diese Gesellschaft an Kultur fortgeschritten ist: desto seltner sind die Fälle, wo
einer

einer der genannten Theile in dem Verkaufspreise einer Waare nicht mit bezahlt würde.

Man nehme den Getreidepreis zum Beispiele. Mit einem Theile desselben muß dem Gutsbesitzer sein Pacht oder seine Rente bezahlt werden; ein andrer muß auf den Arbeitslohn, oder den Unterhalt der, mit Hervorbringung des Getreides beschäftigten Menschen und Thiere angewandt werden; und der dritte macht den Gewinnst des Pächters aus. Diese drei Stücke zusammengenommen machen den jedesmaligen Kornpreis ganz vollständig aus. Zwar könnte man denken, daß noch ein vierter Theil nothwendig wäre, wovon das Kapital des Pächters wieder erstattet, und das, was an dem arbeitenden Viehe, oder an den Werkzeugen der Landwirthschaft eingeht, ersetzt würde. Man muß aber erwägen, daß auch der Preis jedes Wirthschaftsstücks, so wie der Preis des Zug- und Lastviehes selbst, eben aus jenen drei Theilen zusammen gesetzt ist; — der letzte, zum Beispiele, aus der Rente, welche das Stück Land, worauf das Vieh gezogen ist, dem Eigenthümer bringt, aus dem Arbeitslohn, welches die Pflege und Wartung des Viehes kostet, und aus dem Gewinnste des Pächters, welcher jene Rente und diesen Arbeitslohn vorgeschossen hat. Ob also gleich der Getreidepreis eben sowohl die Anschaffung des Viehes, als seine Unterhaltung bezahlen muß: so sind doch, da der Preis des Viehes selbst sich wieder in die drei Theile von Rente, Gewinnst und Arbeitslohn auflöst, diese die einzigen letzten Elemente des Getreidepreises.

Im Preise des Mehls, tritt zu dem Preise des Korns noch der Gewinnst des Müllers und der Arbeitslohn seiner Knechte; beim Preise des Brodes die Gewinnste des Bäckers, und der Lohn seiner Knechte hinzu. Und in den Preisen beider steckt überdieß noch der Arbeitslohn für die Transportirung des Korns von dem Hause

Hause des Pächters zur Mühle, und von der Mühle zum Hause des Bäckers, zugleich mit dem Kapital-Gewinnste dessen, der die zu diesem Transporte nöthigen Geräthe angeschafft, und den dabei aufgelaufenen Arbeitslohn zum voraus bezahlt hat.

Der Flachspreis löset sich in dieselben drei Theile, wie der Getreidepreis, auf. Der Preis der Leinwand enthält aber außerdem noch den Arbeitslohn für die Zurichtung des Flachses, für das Spinnen, Weben und Bleichen, — nebst dem Gewinnste derer, welche zu Bezahlung dieser verschiedenen Arbeiten das Geld vorgeschossen haben.

Nach dem Verhältnisse, nach welchem eine Waare bei ihrer Verfertigung durch mehr oder weniger Hände gegangen ist, mehr oder weniger auf einander folgende Arbeiten erfordert hat: nach diesem Verhältnisse übertrifft auch in dem Preise der verfertigten Waare, derjenige Theil, welcher den Arbeitslohn und die Gewinnste der Unternehmer bezahlt, an Größe den andern Theil, welcher dem Grundbesitzer als Landrente zufließt. So wie in einer Manufactur eine neue Arbeit zu einer schon vollendeten hinzutritt: so ist nicht nur wieder ein neues Kapital anzuwenden, welches auch neue Gewinnste fordert; sondern dieses letztre ist auch gemeiniglich größer, als die Kapitalien, welche auf die vorhergehenden frühern Arbeiten derselben Manufactur gewandt worden sind. Das Kapital, zum Beispieler, durch welches die Weberei im Gange erhalten wird, muß größer seyn, als das, welches die zur Spinneret nöthigen Vorschüsse giebt. Denn erstlich muß durch jenes, dieses letztre Kapital selbst wieder erstattet, und dann muß noch das Arbeitslohn der Weber davon bezahlt werden. So wie nun das zur spätern Manufacturarbeit nöthige Kapital größer seyn muß: so ist auch der davon erwartete Gewinnst größer.

Noch

Doch giebt es in den Staaten, wo die Cultur am weitesten fortgeschritten ist, noch immer einige, obwohl wenige Waaren, deren Preise sich nur in die zwei Theile des Arbeitslohns und des Gewinnstes am Kapital auflösen; — und eine noch geringere Anzahl, bei denen der Preis lediglich aus dem Arbeitslohn entsteht. Im Preise der Seefische, zum Beispiele, wird ein Theil für die Arbeit der Fischer, der andre für die Zinsen der Kapitalien bezahlt, welche bei der Unternehmung der Fischereien angelegt worden sind. — Der Theil, welcher bei Landproducten auf die Rente zu rechnen war, wird bei der Seefischerei selten, — obgleich, wie ich hernach zeigen werde, zuweilen bezahlt. Bei der Fischerei in Strömen, ist, wenigstens im größten Theile von Europa, die Sache anders. Ein Lachsfang bezahlt eine Rente, und obgleich dieß nicht im eigentlichen Verstande Landrente heißen kann: so ist doch klar, daß in dem Preise der Lachse ein Theil steckt, welcher der Landrente vollkommen analogisch ist. In einigen Theilen von Schottland macht sich eine geringe Anzahl armer Leute ein Gewerbe daraus, längs dem Seeufer diejenigen kleinen bunten Steinschen zu sammeln, die unter dem Namen der Schottischen Kiesel bekannt sind. Der Preis, welcher diesen armen Leuten von dem Steinschneider davon bezahlt wird, ist bloß ihr Arbeitslohn: und weder Kapital-Gewinnst, noch Landrente hat den mindesten Antheil daran.

Es bleibt indeß richtig, daß der Preis jeder Waare, ohne Ausnahme, aus einem oder mehreren jener drei Elemente besteht; weil alles, was nach Bezahlung der Landrente, und nach Bezahlung der sämtlichen Arbeiten, wodurch die Sache erzeugt, fabricirt, und zu Markte gebracht worden ist, von ihrem Verkaufspreise übrig bleibt, doch gewiß irgend jemandem als Gewinn zufließen muß.

So wie der Preis jeder einzelnen Waare sich in die oben angezeigten drei Grundbestandtheile auflösen läßt: so

so muß sich auch der Totalpreis der sämmtlichen Waaren, welche die Arbeit eines ganzen Landes, in einem ganzen Jahre hervorbringt, in dieselben drei Theile auflösen lassen, — und muß sich unter drei verschiedene Klassen von Einwohnern, als Lohn für ihre Arbeiten, als Gewinnst von ihren Kapitalien, oder als Rente von ihrem Grund und Boden, vertheilen. Das Ganze, was durch die Arbeit jeder bürgerlichen Gesellschaft jährlich gesammelt oder hervorgebracht wird, oder, welches einerlei ist, der Preis dieses Ganzen, wird am Ende, auf besagte Weise, unter die Glieder dieser Gesellschaft ausgetheilt. Arbeitslohn, Kapitalgewinnst und Landrente, sind die ursprünglichen Quellen aller Einkünfte, so wie sie die letzten Bestandtheile aller Preise sind.

Jeder, der seine Einkünfte aus einem Fond zieht, welcher sein eigen ist, erhält sie entweder durch seine Arbeit, oder von seinen Kapitalien, oder von dem Grund und Boden, den er besitzt. Die Einkünfte, die von der Arbeit kommen, heißen Arbeitslohn; die, welche ein Kapital demjenigen bringt, der es selbst zu einer nützlichen Beschäftigung anlegt, haben den Namen Gewinnst; und die, welche es bringt, wenn es einem andern zur Anlegung überlassen wird, heißen Geldzinsen. Letztere sind ein Ersatz, den der Ausleiher für den Gewinnst bekommt, welchen er, bei eigner Anlegung seines Kapitals, selbst hätte machen können. Ein Theil dieses Gewinnstes gehört natürlicher Weise dem Borger, der die Gefahren der Gewinn bringenden Unternehmung läuft, und die Mühe davon übernimmt: aber ein andrer Theil gehört dem Ausleiher, der dem Borger die Gelegenheit verschafft hat, jenen Gewinnst zu machen. Die Zinsen für ausgeliehene Kapitalien sind immer ein abgeleitetes Einkommen: weil, wenn der Borger sie nicht von dem Gewinnst bezahlt, den er mit der Anlegung dieses Kapitals macht, sie aus irgend einer andern Quelle sei-

ner Einkünfte herkommen müssen; er müßte denn ein Verschwender seyn, und eine neue Schuld machen, um die Zinsen der ersten zu bezahlen. Das Einkommen, welches zunächst und allein vom Grund und Boden gezogen wird, heißt Rente, und gehört dem Grundeigenthümer. Das Einkommen des Pächters kommt theils von seiner Arbeit, theils von seinem Kapital her. Für ihn ist Grund und Boden nur das Werkzeug, welches ihn in den Stand setzt, Arbeitslohn zu verdienen, und Gewinnst mit seinem Kapital zu machen. Alle Auflagen und alle Staatseinkünfte, die durch Auflagen erhoben werden, alle Besoldungen, Jahrgehälter und Annuitäten müssen, von welcher Art sie auch seyn mögen, zuletzt aus einer oder der andern der genannten Quellen des Erwerbs ihren ersten Ursprung nehmen; das heißt, sie müssen entweder aus dem Arbeitslohne, oder aus dem Kapitalgewinnste, oder aus der Landrente bezahlt werden.

Wenn diese drei verschiedenen Arten des Einkommens auch eben so vielen verschiedenen Personen zugehören: so lassen sie sich leicht unterscheiden. Wenn sie aber in die Kasse einer und eben derselben Person fließen, so werden sie oft, wenigstens im gemeinen Sprachgebrauche, mit einander vermischt.

Ein Edelmann, der sein Gut selbst bewirthschaftet, muß, nachdem er die Unkosten des Anbaues bezahlt hat, sowohl die Rente des Eigenthümers, als den Gewinnst des Pächters zu seinem Antheile erhalten. Er wird aber, gewöhnlicher Weise, alles, was ihm sein Gut einbringt, Gewinnst nennen, und so die beiden Theile, Rente und Gewinnst, mit einander vermischen. Von den nordamerikanischen und westindischen Pflanzern sind die meisten in diesem Falle. Sie sind größtentheils die Pächter ihrer eignen Ländereien. Daher hören wir auch sehr wenig

nig unter ihnen von Landrente, aber sehr viel vom Gewinnsste reden.

Gemeine Pächter bedienen sich selten eines Aufsehers, um die Wirthschaftsgeschäfte im Allgemeinen zu dirigiren. Sie arbeiten auch wohl viel mit ihren eignen Händen, und verrichten das Pflügen, Eggen u. s. w. selbst, welches sonst die Sache des Lohnarbeiters ist. Was also von der Ernte, nach Abzug der Rente, übrig bleibt, muß solchen Pächtern nicht nur ihr auf diesen Anbau gewandtes Kapital mit den gehörigen Zinsen wiedererstaten, sondern ihnen auch ihre eigene Arbeit, die sie als Aufseher, oder als Handarbeiter übernommen haben, bezahlen. — Gleichwohl pflegen sie selbst, alles was nach Bezahlung der Rente, und Wiedereinstattung des Kapitals, ihnen als Ueberschuß bleibt, Gewinnst zu nennen. Das ist irrig. — Arbeitslohn macht augenscheinlich einen Theil jenes Einkommens aus. Den Lohn, welchen der Pächter durch Selbstarbeiten erspart, muß er so ansehen, als wenn er ihn selbst verdient hätte. In diesem Falle also wird der Arbeitslohn mit dem Kapitalgewinnsste vermischt.

Ein unabhängiger Fabrikant, der Kapital genug hat, um sich die Materialien zu seiner Arbeit selbst anzuschaffen, und sich, bis er sein Werk auf den Markt bringen kann, auch selbst zu unterhalten, vereinigt in seinem Erwerbe den Tagelohn eines unter einem Meister arbeitenden Gesellen, mit dem Gewinnste des Meisters, welcher den Gesellen hält und beschäftigt. Auch er pflegt indessen seinen ganzen Erwerb Gewinnst zu nennen, und vermischt also gleichfalls Gewinnst mit Arbeitslohne.

Ein Gärtner, der seinen eignen Garten mit eignen Händen anbauet, vereinigt in seiner Person den dreifachen Charakter, eines Landbesizers, eines Pächters und eines Handarbeiters. Das von ihm Erzeugte muß ihm also

alles Dreies, die Rente des ersten, den Gewinnst des zweiten, den Tagelohn des dritten bringen. Er sieht aber gemeiniglich das Ganze als die Frucht seiner Arbeit an. Rente und Gewinnst werden daher, in diesem Falle, mit dem Arbeitslohne vermischt, und sind unter der Form desselben gleichsam versteckt.

Da, in einem wohlangebaueten Lande, nur wenige Waaren ihren Tauschwerth von dem Werthe der Arbeit ganz allein erhalten, indem, bei den meisten, Landrente und Kapitalgewinnst ihren Werth mit ausmachen helfen: so wird auch das jährliche Erzeugniß der Arbeit des ganzen Landes, eine größere Quantität Arbeit zu bezahlen hinreichen, als diejenige war, durch welche es erzeugt, und, bis zur Teilbiethung, fertig gemacht wurde. Könnte die Gesellschaft alljährlich die ganze Arbeit, welche sie zu bezahlen im Stande ist, auch wirklich in Gang bringen: so würde, mit jedem Jahre, die Quantität der in ihr verrichteten Arbeiten größer werden, und um eben so viel würde auch jedes folgende Jahr der Werth der gesammten Erzeugnisse den Werth der vorjährigen Erzeugnisse übertreffen. Aber es giebt kein Land, dessen ganzes jährliches Erzeugniß darauf angewendet würde, die Arbeitenden davon zu unterhalten. Allenthalben wird ein Theil desselben von Müßiggängern verzehrt. Nach dem Verhältnisse aber, in welchem es unter diese beiden Klassen von Leuten, die fleißigen und die müßigen, vertheilt wird: nach diesem muß auch dasselbe im Ganzen jährlich am Werthe wachsen, oder abnehmen.

Siebentes Kapitel.

Von dem natürlichen Preise, und von dem Marktpreise der Waaren.

In jedem Lande, oder in jeder Gegend eines Landes, giebt es sowohl für den Arbeitslohn, als für den Gewinnst, einen gewissen Maßstab, der bestimmt, was gewöhnlicher Weise und im Durchschnitte der Arbeiter für seinen Fleiß zu erhalten, und der Kapitalist mit seinem Gelde zu gewinnen erwarten kann. Dieser Maßstab wird, wie ich hernach zeigen werde, theils durch die allgemeine Lage, in welcher die Gesellschaft sich befindet, ihren Reichthum oder ihre Armuth, das Vorwärtsgehn, Stillstehn, oder Zurückgehn ihres Wohlstandes, theils durch die besondre Natur jeder Beschäftigung bestimmt.

Eben so giebt es, in jedem Lande, in jeder Gegend, eine gewisse Laxe für die Landrente, eine Bestimmung für das, was, gewöhnlicher Weise und im Durchschnitte, vom Grund und Boden als Rente bezahlt wird: und auch hier sind, wie ich bald zeigen werde, der Zustand der Gesellschaft überhaupt, — und die Beschaffenheit des Bodens insbesondre, — seine natürliche, oder durch Kunst erzeugte Fruchtbarkeit, — die beiden Ursachen, welche jenes Verhältniß bestimmen.

Dasjenige Maß des Arbeitslohns, der Kapitalgewinnste, und der Landrente, das an einem gewissen Orte, oder zu einer gewissen Zeit das gewöhnliche ist, kann an diesem Orte, zu dieser Zeit, für das natürliche angesehen werden.

Ist der Verkaufspreis einer Waare weder größer noch kleiner, als nöthig ist, um die Rente von dem Stücke Landes, den Lohn für die Arbeit, und den Gewinnst von dem Kapitale, welche sämmtlich angewandt worden sind, die Waare zu erzeugen, zu verfertigen und zu Markte zu bringen, — nach dem an jedem Orte, zu jeder Zeit gewöhnlichen Maßstabe, — zu bezahlen: so wird diese Waare für den Preis verkauft, welchen man ihren natürlichen nennen kann.

Die Waare wird alsdann im eigentlichen Verstande für das verkauft, was sie werth ist, das heißt, für das, was sie der Person, welche sie zu Markte bringt, wirklich kostet. Denn obgleich im gemeinen Sprachgebrauche, unter dem Namen der Primetkosten einer Waare, der Gewinnst des Kaufmanns, welcher sie verhandelt, nicht mit begriffen ist: so würde doch dieser, wenn der Verkaufspreis ihm nicht den Gewinnst brächte, welchen, an seinem Orte, oder in seiner Gegend, Kapitalien zu bringen pflegen, augenscheinlich bei seinem Handel verlieren; weil er ja bei einer andern Anwendung seines Kapitals diesen Gewinnst hätte machen können. Uebrig ist sein Gewinnst die Quelle seines Unterhalts. So wie er, während der Zeit da die Waare verfertigt und auf den Markt geschafft wird, seinen Arbeitern ihren Lohn, oder ihren Unterhalt vorschießt: so schießt er sich selbst, auf gleiche Weise, seinen eignen Unterhalt vor; und diesen richtet er gemeiniglich nach Verhältnisse des Gewinnstes ein, welchen er, vernünftiger Weise, von dem Verkaufe seiner Waaren erwarten kann. Bringen sie ihm nun diesen Gewinnst nicht: so kann er mit Recht sagen, daß sie ihm dasjenige nicht wieder bezahlen, was sie ihn gekostet haben.

Wenn also auch der Preis, der ihm diesen Gewinnst giebt, nicht der kleinste ist, für welchen es zuweilen möglich wäre, die Waare zu verkaufen: so ist es doch
der

der kleinste, für welchen sie fortdauernb, und lange Zeiträume hindurch verkauft werden kann; wenigstens da, wo vollkommne Freiheit herrscht, und jeder Unternehmer sein Gewerbe, so oft er will, verändern darf.

Der Preis, für welchen eine Waare gewöhnlicher Weise wirklich verkauft wird, heißt der Marktpreis. Er kann bald über, bald unter dem natürlichen Preise, und bald demselben gleich seyn.

Der Marktpreis jeder Waare wird durch das Verhältniß bestimmt, zwischen der Quantität der zu Markte gebrachten Waare, und dem Begehr derjenigen, welchen natürlichen Preis derselben zu bezahlen bereit sind, — oder mit andern Worten, welche den ganzen Betrag der Rente, des Arbeitslohns, und des Gewinnstes, ohne welche die Waare nicht zum Verkaufe gekommen wäre, wiedererstatten wollen. Diese Leute könnte man die wirksamsten Begehrer, und ihr Verlangen nach der Waare, das wirksame Begehr nennen, weil dieses wirklich eine Ursache wird, welche die Waare auf den Markt bringen hilft. — Dieses Begehr einer Waare ist von dem Verlangen darnach überhaupt sehr verschieden. Ein armer Mann kann sehr wohl ein Verlangen nach Kutsche und Pferden haben: aber es ist kein wirksames Begehr, weil die Waare nie, um dieses Begehrs willen, und in der Absicht es zu befriedigen, auf den Markt gebracht werden wird.

Wenn die Quantität der zu Markte gebrachten Waare geringer ist, als die, wornach ein wirksames Begehr vorhanden ist: so können nicht alle die, welche für die Waare so viel zu geben bereit sind, als an Rente, Arbeitslohn und Gewinnst, unumgänglich bezahlt werden mußte, wenn die Waare auf dem Markte erscheinen sollte, damit versorgt werden. Einige dieser Käufer werden also, ehe sie die Waare ganz entbehren, geneigt seyn, etwas

etwas mehr für sie zu bezahlen. Sogleich wird eine Concurrenz unter ihnen entstehen, und der Marktpreis wird über den natürlichen Preis steigen, — mehr, oder weniger, nachdem entweder die fehlende Quantität größer oder geringer ist, oder nachdem der Reichthum und die Ueppigkeit der mit einander wetteifernden Käufer ihre Hitze sich zu überbiethen mehr oder weniger lebhaft macht. Unter Käufern von gleichem Reichthume und gleichem Luxus und bei einem gleichen Mangel der Waare, wird die Lebhaftigkeit ihrer Concurrenz gemeiniglich darnach bestimmt, wie wichtig und entbehrlich für sie die Waare ist. Daher der ungeheure Preis, der in einer belagerten oder blokirten Stadt für Lebensmittel bezahlt wird.

Uebersteigt die Quantität der zu Markte gebrachten Waare die Größe des wirksamen Begehrs: so kann sie nicht ganz an diejenigen abgesetzt werden, welche die zu ihrer Hervorbringung vorauszahlenden Renten, Arbeitslöhne und Gewinnste, nach ihrem vollen Betrage wieder zu erstatten, geneigt sind. Ein Theil der Waare also, soll er überall verkauft werden, muß an diejenigen überlassen werden, die etwas weniger, als jene Summe, dafür geben wollen: und der niedrige Preis, welchen diese Käufer geben, muß auf den Preis des ganzen Vorraths einigen Einfluß haben, ihn herabzusetzen. Der Marktpreis wird also dann unter den natürlichen Preis herabfallen: und dieß mehr oder weniger, nachdem entweder die Größe des Ueberflusses die Concurrenz bei den Verkäufern mehr oder minder lebhaft macht, oder die Nothwendigkeit, auf der Stelle zu verkaufen, mehr oder weniger dringend für sie ist. Bei gleichem Ueberflusse einer Waare wird, bei einer verderblichen Waare, jene Concurrenz größer seyn, als bei einer dauerhaften; größer, wenn der Markt, zum Beispiele, mit Citronen, als wenn er mit altem Eisen übersüht ist.

Ist die zu Markte gebrachte Quantität Waare gerade dem Verhältniß des wirklichen Begehrs angemessen, und, es zu befriedigen eben hinlänglich: so fällt der Marktpreis mit dem natürlichen Preise genau zusammen, oder kommt ihm doch so nahe, als möglich ist. Die ganze, in den Händen der Verkäufer vorhandne Quantität kann alsdann für diesen Preis abgesetzt, — aber es kann kein höherer dafür erhalten werden. Die Concurrenz der Verkäufer nöthigt diese, mit einem solchen Preise zufrieden zu seyn; aber die Concurrenz der Käufer erlaubt ihnen, einen niedrigeren abzuweisen.

Natürlicher und gewöhnlicher Weise richtet sich die Quantität der zu Markte gebrachten Waare, nach dem wirklichen Begehr, und kommt von selbst in Gleichheit mit demselben. Es ist allen, die ihren Grund und Boden, ihr Kapital, oder ihre Arbeit anwenden, eine Waare zu Markte zu bringen, daran gelegen, daß die Quantität derselben das Verhältniß des wirklichen Begehrs nicht übersteige; und es ist dagegen das Interesse aller übrigen Menschen, daß diese Quantität nie diesem Verhältnisse unangemessen sey.

Wenn, zu irgend einer Zeit, der Waare auf dem Markte mehr ist, als des wirklichen Begehrs; so muß einer oder der andre von den Bestandtheilen ihres Preises weniger betragen, und also der Person, welcher er zufließt, weniger abwerfen, als der gewöhnliche und natürliche Maßstab für diese Art des Einkommens forderte. Ist dieser verminderte Theil die Rente: so wird der Gutsbesitzer durch sein Interesse sogleich bewogen werden, einen Theil des zu der Hervorbringung jenes Gegenstandes bisher gewidmeten Bodens auf eine andre Weise anzulegen; ist er der Arbeitslohn, oder der Gewinnst: so werden, auf gleiche Weise, der Arbeiter und der Kapitalist, durch ihr Interesse, dazu bewogen werden, der eine von seiner Zeit, der andre von seinem Kapital, we-

niger,

niger, als bisher, auf den Gegenstand zu wenden. In kurzem wird sich die Quantität desselben auf dem Markte so vermindern, daß sie nur gerade noch zu Befriedigung des wirksamen Begehrs hinlänglich seyn wird. Der Marktpreis der Waare wird sich zu dem natürlichen Preise erheben, und die Bestandtheile desselben werden, nach dem gewöhnlichen und natürlichen Maßstabe der Zeit und des Orts, an ihre Behörde bezahlt werden können.

Wenn im Gegentheile die Quantität der zu Markte gebrachten Waare, zu irgend einer Zeit, dem wirksamen Begehr nicht beikommt: so wird einer oder der andre von den Bestandtheilen ihres Preises mehr betragen, als die gewöhnliche Laxe mit sich bringt. Ist dieser erhöhte Theil Rente: so werden alle Gutsbesitzer natürlicher Weise darauf denken, mehr Land auf die Hervorbringung dieses Erzeugnisses anzuwenden. Ist er Arbeitslohn, oder Kapitalgewinnst: so werden alle Arbeiter und Kapitalisten, durch ihr Interesse bewogen, mehr Arbeit, oder ein größeres Kapital, als bisher, der Zubereitung und Fertigung der Waare für den Markt zu widmen. In kurzem wird die Quantität derselben dem wirksamen Begehr gleich, und zu Befriedigung desselben zureichend werden. Alsdann wird der Marktpreis bis zum natürlichen Preise zurücksinken, und jeder Bestandtheil desselben wird seinem natürlichen Verhältniß gemäß werden.

Der natürliche Preis ist also gleichsam der Mittelpunkt, gegen welchen die wandelbaren Marktpreise aller Waaren beständig gravitiren. Zufälle verschiedener Art können diese letztern, eine Zeitlang, von jenem Mittelpunkte entfernt halten, — sie über ihn erheben, oder unter ihn erniedrigen. Sie mögen aber durch noch so große Hindernisse abgehalten werden, sich in diesem Ruhepunkte festzusetzen: so äußern sie doch ein beständiges Streben, sich demselben zu nähern.

Ja, die sämmtliche Quantität des jährlich in einer Nation angewandten Fleißes richtet sich, auf diese Weise, von selbst und durch den natürlichen Einfluß der Umstände, nach der Größe des wirksamen Begehrs. Dieser Fleiß hat natürlicher Weise zur Absicht, gerade nur die Quantität von Waaren, und nicht mehr, hervorzu- bringen, als zu Befriedigung des wirksamen Begehrs hinreicht.

Es giebt aber Arbeiten, bei welchen derselbe Grad und dieselbe Dauer des Fleißes, in verschiedenen Jahren, doch sehr verschiedene Quantitäten von Waaren hervorbringen: dahingegen in andern, gleiche Arbeit immer ein der Quantität nach gleiches Erzeugniß giebt. Dieselbe Anzahl von Ackerleuten, und derselbe Fleiß derselben wird in verschiedenen Jahren sehr ungleiche Quantitäten von Korn, Wein, Del, Hopfen, u. s. w. hervorbringen. Eine gleiche Anzahl von Webern und Spinnern hingegen, wird, mit gleichem Fleiße, alle Jahre eben dieselbe, oder eine ungefähr gleiche Quantität von Leinwand und Tüchern liefern. Bei der ersten Art der Arbeiten, kann nur das im Durchschnitte mehrerer Jahre berechnete Erzeugniß, dem wirksamen Begehre einigermaßen angemessen werden: das wirkliche Erzeugniß jedes Jahres aber muß nothwendig bald größer, bald geringer, als jenes Durchschnittserzeugniß seyn. Die Quantität solcher zu Markte gebrachter Waaren wird also auch bald das wirksame Begehre sehr weit übertreffen, bald hinter demselben zurückbleiben. Gesezt also auch, daß die Größe dieses Begehrs immer dieselbe bliebe: so würde doch der Marktpreis jener Waaren sehr schwanken, und bald um einen großen Theil sich über den natürlichen Preis erheben, bald eben so viel unter ihn herabsinken müssen. — Bei der zweiten Gattung der Arbeiten, — da derselbe Fleiß immer dasselbe Erzeugniß, oder doch ziemlich gleiche Erzeugnisse hervorbringt, —
kann

kann die Quantität der verfertigten Waaren weit genauer nach der Größe des wirksamen Begehrs abgemessen werden. So lange das Begehr demnach sich nicht verändert, geht wahrscheinlich auch in dem Marktpreise der Waaren keine Veränderung vor, sondern dieser bleibt dem natürlichen Preise so nahe, als möglich. Daß die Feinwand- und Tücherpreise nicht so große Abwechselungen leiden, als die Preise des Getreides, ist eine jedermann durch die Erfahrung bekannte Sache. Jene ändern sich nur, wenn die Nachfrage und der davon abhängende Absatz größer oder kleiner wird: diese ändern sich zwar ebenfalls bei verändertem Begehr, aber noch weit öfter und stärker, wegen der vergrößerten oder verminderten Quantität der zu Markte gebrachten Waare.

Die vorübergehenden, durch Zeitumstände veranlaßten Schwankungen in den Marktpreisen der Waaren, fallen vornehmlich auf diejenigen Theile ihrer Preise, die sich zuletzt in Arbeitslohn und Kapitalgewinnst auflösen, und wenig auf den, welcher der Landrente zufließt. Eine feste in Gelde bestimmte Rente wird dadurch gar nicht, weder ihrer Größe noch ihrem Werthe nach, verändert. Eine in natürlichen Erzeugnissen bestimmte Rente leidet freilich alle die jährlichen Schwankungen des Werths, welchen jene Erzeugnisse unterworfen sind: aber ihr reeller Betrag wird selten dadurch verändert, weil in den Pachtcontracten, natürlicher Weise, Gutsbesitzer und Pächter auf jene Schwankungen Rücksicht nehmen, und den Maßstab der Rente, nicht nach den zufälligen und vorübergehenden, sondern den gewöhnlichen und Mittelpreisen der Erzeugnisse bestimmen.

Arbeitslohn und Kapitalgewinnst wird durch die Schwankung der Waarenpreise in seiner Größe und in seinem Werthe zugleich verändert. Es ist von einem großen Einflusse auf beide, ob der Markt mit Waaren
und

und mit Arbeit übersührt, oder ob er unzulänglich damit versorgt ist; ob er einen Ueberfluß an gethaner, oder an begehrter Arbeit hat. Eine Landtrauer steigert den Preis der schwarzen Zeuge, (mit welchen alsdann der Markt immer unzulänglich versorgt ist) und macht, daß die Kaufleute, welche große Quantitäten davon haben, mehr als gewöhnlich daran gewinnen. Auf den Arbeitslohn der Weber hat dieß keinen Einfluß. Der Markt ist unzulänglich mit Waaren, aber nicht unzulänglich mit Arbeit versorgt. Was begehrt wird, ist eine schon gethane, nicht eine erst zu machende Arbeit. Aber den Arbeitslohn der Schneider kann die Trauer erhöhen. In Absicht dieser fehlt es auf dem Markte an Arbeit. Es ist ein wirksames Begehr, zur Beschäftigung mehrerer Schneider, als bisher beschäftigt waren, vorhanden. Eben diese Trauer wird in Absicht bunter Zeuge, wolleener sowohl als seidener, die entgegengesetzte Wirkung thun: und zwar wird hier der Einfluß sich auf den Weber und den Kaufmann zugleich erstrecken. Da alle Nachfrage nach solchen Waaren auf sechs, vielleicht auf zwölf Monate unterbrochen ist: so wird der Kaufmann, der etwas davon absetzen will, mit einem kleinern Gewinnste, und der Weber, welcher Arbeit der Art haben will, mit einem geringern Lohne zufrieden seyn müssen. Der Markt ist sowohl mit Waaren, als mit Arbeit übersührt.

Ob nun gleich, nach der bisherigen Entwicklung, die Marktpreise der Waaren sich den natürlichen stets zu nähern suchen: so können doch bald natürliche Ursachen, bald künstliche Polizeiverordnungen, diese Harmonie stören, und viele Waaren, auch für eine lange Zeit, in einem höhern oder niedrigeren Preise auf dem Markte erhalten, als ihr natürlicher Preis ist.

Wenn, durch eine Zunahme des wirksamen Begehrs, eine Waare im Marktpreise merklich über ihren natürlichen

lichen Preis steigt: so sind diejenigen, welche ihr Kapital bisher zur Lieferung derselben angelegt haben, gemeiniglich bemüht, diese Veränderung vor andern zu verbergen. Würde sie sogleich allgemein bekannt: so würde der größere Gewinnst ihnen so viele neue Mitwerber erwecken, — so viele würden bewogen werden, ihr Kapital auf diesem vortheilhafteren Wege anzulegen, daß in kurzem das vermehrte wirksame Begehr nach der Waare vollständig würde befriedigt seyn, und ihr Preis wieder auf den natürlichen, vielleicht auch eine Zeitlang unter den natürlichen Preis, herabsinken würde. Ist der Markt von dem Wohnorte der Personen, die ihn mit Waaren versehen, sehr entfernt: so ist es zuweilen möglich, daß, viele Jahre hindurch, diese das Geheimniß für sich behalten, und eben so lange des Vorthells der erhöhten Preise, ohne irgend einen Mitwerber, genießen. Doch muß man gestehen, daß Sachen der Art selten lange geheim bleiben; und sind sie einmal offenbar: so kann auch der daraus entstehende größere Gewinnst nicht lange dauern.

Fabrikengeheimnisse können länger, als Handelsgeheimnisse, verschwiegen bleiben. Ein Färber, der die Kunst erfunden hätte, eine gewisse Farbe mit halb so theuren Materialien, als bisher dazu gebraucht wurden, zu verfertigen, würde, mit einiger Sorgfalt in Bewahrung seines Geheimnisses, die Vorthelle seiner Entdeckung Zeit seines Lebens genießen, und selbst sie noch auf seine Kinder forterben lassen können. Sein außerordentlicher Gewinnst entsteht aus dem hohen Preise, der für eine Arbeit, welche er allein machen kann, bezahlt wird. Er ist also eigentlich nichts anders, als ein hoher Arbeitslohn. Da aber dieser Lohn ihm für die ganze Arbeit, woran er sein Kapital angelegt hat, bezahlt wird; und da er, dem zu Folge, der Größe dieses Kapitals angemessen ist: so sieht man ihn für nichts anders, als für einen

einen außerordentlichen, von dem Kapital gezogenen Gewinnst an.

Solche Erhöhungen des Marktpreises sind augenscheinlich die Wirkungen zufälliger Umstände, deren Einfluß dessen ungeachtet zuweilen mehrere Jahre fortbauern kann.

Gewisse Naturerzeugnisse erfordern einen in seiner Art so einzigen Boden, und eine so eigene Lage desselben, daß, selbst in einem großen Lande, der dazu taugliche Theil zu klein seyn kann, um eine für das wirksame Begehre hinreichende Quantität davon hervorzubringen. Es wird also die ganze davon zu Markte gebrachte Quantität an Leute abgesetzt werden können, die mehr dafür zu geben willens sind, als bloß hinlänglich ist, die Rente des Bodens, auf welchem sie erzeugt worden, den Lohn der Arbeit, welche ihr Anbau kostet, und den Gewinnst des Kapitals, das darauf angelegt worden ist, zu bezahlen. Waaren dieser Art können Jahrhunderte hindurch sich bei hohen Preisen erhalten: und unter den Bestandtheilen des Preises ist es die Rente, welche durch jene Erhöhung am meisten verändert wird. Ein Stück Landes, welches solche seltene und sehr gesuchte Erzeugnisse hervorbringt, als zum Beispiele, gewisse feine französische Weine sind, die nur in einem engen Bezirk, oder auf gewissen bestimmten Bergen wachsen, bezahlt eine Rente, die mit der gewöhnlichen Rente gleich fruchtbarer, und gleich gut angebauter Ländereien in seiner Nachbarschaft, in keinem Verhältnisse steht. Die Arbeiter hingegen, die in einem solchen Weinberge arbeiten, bekommen deswegen nicht mehr Lohn; und das Kapital, welches dabei angelegt wird, bringt nicht höhere Zinsen.

In diesem Falle ist also der erhöhte Preis augenscheinlich die Wirkung natürlicher Ursachen, welche machen, daß das Erzeugniß nicht bis zu der Quantität vermehrt werden kann, in welcher es dem wirksamen Begehre

gehr Genüge thäte. Ursachen der Art können unabänderlich seyn: und solche erhöhte Preise also können ohne Ende fortbauern.

Eine andre Ursache der Theurung eines Erzeugnisses ist das Monopolium, oder der Alleinhandel mit demselben. Ein Monopol, es gehöre einer einzelnen Person oder einer Gesellschaft zu, hat dieselbe Wirkung, wie die Fabrik- oder Handelsgeheimnisse. Der Monopolist, indem er den Markt unzulänglich versorgt, und dem wirksamen Begehr nie völlig Gnüge thut, verkauft seine Waare über ihren natürlichen Preis, und treibt also seine Vortheile, sie mögen in Arbeitslohn, oder in Kapitalgewinnste bestehen, höher, als sie nach dem gewöhnlichen Verhältnisse seyn sollten.

Der Preis einer Waare, die unter einem Monopol steht, ist immer der höchste, welcher zu erhalten möglich ist; der Preis derjenigen hingegen, bei welcher freie Concurrenz Statt findet, ist der niedrigste, für welchen sie, — zwar nicht in besondern und vorübergehenden Fällen, aber für eine lange Zeit, — gelassen werden kann. Ein höherer, als jener, läßt sich von den Käufern nicht erpressen: und einen niedrigeren als diesen, können die Verkäufer sich nicht gefallen lassen, wenn sie ihr Gewerbe fortsetzen sollen.

Alle Privilegien der Zünfte, die Gesetze, welche die Dauer der Lehrjahre bestimmen, kurz, was in einem gewissen Gewerbe die Concurrenz der Verkäufer einschränkt: das alles wirkt, der Art nach, wie ein Monopol, wenn es auch in dem Grade der Wirkung von ihm verschieden ist. Oder vielmehr, durch diese Einrichtungen wird selbst ein Monopol, nur ein unter mehreren Personen ausgebreitetes Monopol gestiftet. Daher wird auch dadurch der Marktpreis gewisser Waaren, Jahrhunderte lang, über den natürlichen erhöht: wovon die weitere Folge ist, daß auch der Lohn der damit beschäftigten Arbeiter,
und

und der Genuß der ihre Fonds darauf anlegenden Kapitalisten, eben so lange Zeit, sein natürliches und gewöhnliches Maß übersteigt.

Solche erhöhte Marktpreise können so lange fortbauern, als die Polizeieinrichtungen dauern, durch welche sie sind veranlassen worden.

Der Marktpreis einer Waare kann lange Zeit über dem natürlichen Preise erhöht, aber er kann nicht lange unter demselben stehen bleiben. Durch die fortdauernde Wohlfeilheit muß sich nothwendig der eine, oder der andere der Antheile, welche aus dem Verkaufspreise bezahlt werden, vermindern. Dieser Verlust mag treffen, wen er will: der, welcher ihn empfindet, wird sogleich seine Maßregeln darnach nehmen. Ist es der Gutsbesitzer: so wird er von seinen Ländereien, ist es der Unternehmer: so wird er von seinen Kapitalien, ist es der Arbeiter: so wird er von seinen Kräften und seiner Zeit, weniger als bisher, auf diesen Gegenstand wenden. Und dieß werden sie so lange zu thun fortfahren, bis die auf den Markt gebrachte Quantität der Waare das wirksame Begehre nicht mehr übersteigt. Sogleich aber wird auch ihr Marktpreis bis zu dem natürlichen in die Höhe steigen. — Dieß ist wenigstens der Hergang der Sachen, da, wo Handel und Gewerbleiß ihre vollkommene Freiheit haben.

Zwar ist es möglich, daß eben die Einschränkungen in Absicht der Lehrjahre und alle andere Zunftgesetze, welche, bei blühendem Gewerbe, dem Arbeiter erlauben, seinen Lohn etwas über dessen natürliches Maß in die Höhe zu treiben, ihn, wenn das Gewerbe in Verfall geräth, nöthigen, sie unter dieses Maß fallen zu lassen. So wie im ersten Falle jene Gesetze viele Leute von seinem Gewerbe ausschließen: so schließen sie, im andern Falle, auch ihn hinwiederum von vielen andern Gewerben aus. Indes kann diese letztere Wirkung der Zunft-

gesetze — den Lohn der Arbeiter herabzusetzen — bel weitem nicht so dauerhaft seyn, als die erste, ihn hinaufzutreiben. Ihr Einfluß zur Vertheuerung der Arbeit kann Jahrhunderte fortauern; ihr Einfluß, sie unnatürlich wohlfeil zu machen, kann nur so lange dauern, als die Menschen leben, welche während der Zeit des blühenden Gewerbes zu demselben erzogen worden waren. Sind diese ausgestorben: so wird die Anzahl derer, welche sich nachher dem Gewerbe widmen, sich natürlicher Weise nach dem Grade seines Flor's richten. Die Polizeigesetze eines Landes müssen so einschränkend und tyrannisch, als die hindostanischen und ägyptischen seyn, (durch welche es dem Sohn zur heiligsten Religionspflicht gemacht wird, das Gewerbe seines Vaters zu treiben) wenn sie Arbeitslohn und Kapitalgewinnst, durch mehrere Generationen hindurch, sollen fortdauernd unter sein natürliches Maß erniedrigen können.

Dies ist alles, was ich für jetzt von den, entweder vorübergehenden, oder dauerhaften Abweichungen des Marktpreises der Waaren, von ihrem natürlichen Preise, anzumerken nothwendig finde.

Dieser natürliche Preis selbst ändert sich, so wie sich der eine, oder der andere seiner Bestandtheile — so wie sich die Rente, der Kapitalgewinnst und der Arbeitslohn ändert. Alles dieß hat in jeder bürgerlichen Gesellschaft sein Maß, das durch die Umstände der Gesellschaft, ihren Reichthum oder ihre Armut, ihren fortgehenden, stillestehenden, oder rückgängigen Flor, bestimmt wird. Von den Abwechselungen dieser Art und ihren Ursachen werde ich im folgenden Kapitel, so vollständig als möglich, zu handeln suchen.

Zuerst werde ich die Ursachen erklären, welche die Größe des Arbeitslohns bestimmen; und es wird sich zeigen, daß sie, wie ich eben sagte, in Reichthum oder Armut,

muth, in dem Fortgange, dem Stillestehen, oder dem Rückgange des Staats an Wohlhabenheit liegen.

Ich werde zweitens, auf gleiche Weise, die Ursachen des größern oder kleinern Kapitalgewinns aufsuchen, und zeigen, inwiefern auch auf ihn jene großen Veränderungen in dem Zustande der Gesellschaft Einfluß haben.

Obgleich Arbeit und Kapital, in der einen Art der Beschäftigungen angelegt, weit größern Lohn und Gewinn bringt, als in der andern: so scheint doch zwischen dem Geldlohn der verschiedenen Arten von Arbeit, und dem Geldgewinne bei den verschiedenen Arten der Kapitalanlegung ein bestimmtes Verhältniß sich einzufinden. Dieses Verhältniß hängt, wie sich in der Folge zeigen wird, theils von der Natur dieser verschiedenen Arten der Beschäftigung, theils von den Polizeigesetzen der Gesellschaft ab, in welcher sie getrieben werden. Ob aber diese Gesellschaft reich oder arm, — ob ihr Wohlstand im Wachsen, stillestehend, oder in der Abnahme sey: dieß scheint auf jenes Verhältniß wenig Einfluß zu haben. — Es wird den dritten Theil der folgenden Abhandlung ausmachen, alle, das gedachte Verhältniß bestimmenden Umstände zu untersuchen.

Im vierten und letzten Theile werde ich eben diese Untersuchung in Absicht der Landrente anstellen. Welches sind die Ursachen, welche die Landrente zum Steigen oder zum Fallen bringen, oder mit andern Worten, welche Ursachen erhöhen oder erniedrigen die Preise aller Erdproducte? Dieß sind die Fragen, die hierbei zu beantworten vorkommen.

Achtes Kapitel.

Vom Arbeitslohne.

Das was durch die Arbeit hervorgebracht wird, ist ihre natürliche Belohnung, und macht also den ersten Arbeitslohn aus.

In dem ursprünglichen Zustande der Gesellschaft, wo noch kein Landerigenthum, und kein gesammeltes Kapital war, gehörte dem Arbeiter das Erzeugniß seiner Arbeit ganz. Er hatte weder einen Grundherrn, noch einen Meister, mit dem er theilen mußte.

Hätte dieser Zustand fortgedauert: so würde der Lohn der Arbeit mit der Zunahme der hervorbringenden Kräfte derselben, (die von der Vertheilung der Arbeiten herrührt,) in gleichem Grade vermehrt worden seyn. Alle Dinge wären stufenweise wohlfeiler geworden. Sie wären nemlich durch eine kleinere Quantität Arbeit hervorgebracht worden; und da, in diesem Zustande der Dinge, Erzeugnisse gleich vieler Arbeit, auch im Tausche, von gleichem Werthe gewesen wären: so hätten sie ebenfalls mit einer kleinern Quantität Arbeit erkaufet werden können.

Aber obgleich alle Dinge wirklich wohlfeiler geworden wären: so hätten doch manche, dem Scheine nach, theurer werden, oder einer größern Quantität andrer Güter im Tausche gleich gelten können. Wir wollen zum Beispiele setzen, daß die hervorbringende Kraft der Arbeit in den meisten Arten der Beschäftigung auf das zehnfache erhöht worden sey, so daß, was

nr:

ursprünglich die Arbeit von zehn Tagen war, nun von eben der Anzahl Menschen in einem zu Stande gebracht werde — daß aber in einer Gattung, diese Zunahme der hervorbringenden Kraft nur bis zur Verdoppelung gehe, so daß in einem Tage das ursprüngliche Werk von zweien verfertigt werde. Wenn nun das Product von einem Tage Arbeit, in jenem größern Theile der Gewerbe, mit einem Tagewerke in diesem einzelnen Gewerbe umgetauscht werden soll: so wird das Zehnfache des ursprünglichen Tagewerks in jenem, nur das Doppelte des ursprünglichen Tagewerks in diesem erkaufen können. Die letztere Waare wird also fünfmal theurer zu seyn scheinen, als vorhin. Und doch ist sie in der That noch einmal so wohlfeil geworden. Ob sie gleich von allen andern Waaren fünfmal so viel, als ehemals, erfordert, wenn sie damit soll erkaufte werden können: so verlangt sie doch nur halb so viel Arbeit, es sey, daß man sie hervorbringen, oder daß man sie einhandeln will. Die Erwerbung ihres Eigenthums ist also nur halb so schwer, als ehemals.

Aber dieser erste Zustand der Dinge, in welchem der Arbeiter das ganze Product seiner Arbeit sich zueignen konnte, dauerte nicht länger, als bis Grund und Boden ein Eigenthum geworden war, und Kapitalien sich gesammelt hatten. Er war schon lange zu Ende, ehe die hervorbringenden Kräfte der Arbeit ihre beträchtlichsten Fortschritte machten: und es würde daher unnütz seyn, den fernern Veränderungen nachzuspüren, die, im Fall seiner Fortdauer, in dem Lohne der Arbeit hätten entstehen müssen.

Sobald Land ein Eigenthum geworden ist, verlangt der Besitzer von Grund und Boden einen Antheil von allen den Erzeugnissen, die durch Arbeit auf seinem Gebieth entweder eingesammelt oder hervorgebracht werden. Seine Rente muß also zuerst von dem Erzeugnisse dieser Arbeit abgezogen werden.

Selten

Selten geschieht es, daß eben der Mann, welcher den Acker pflügt, auch Vermögen genug hat, sich so lange zu unterhalten, bis die Ernte reift. Sein Unterhalt wird ihm also gemeiniglich von dem Kapitale eines andern vorgeschossen. Dieser andere ist der Pächter, der ihn in Arbeit setzt, — der aber gar keinen Vortheil davon haben würde, ihn als Arbeiter anzustellen, wenn er nicht an dem Erzeugnisse seiner Arbeit einen Antheil bekäme, — und von demselben sein aufgewandtes Kapital mit Gewinnste zurück erhielte. Dieser Gewinnst verursacht den zweiten Abzug von dem Producte der auf Ländereien gewandten Arbeit.

Fast alle andre Arten der Arbeit leiden einen gleichen Abzug von ihrem Erzeugnisse, um den Gewinnst des Kapitalisten davon zu bezahlen. In allen Kunst- und Fabrikgewerben hat der größere Theil der Arbeiter einen Meister nöthig, der ihm die Materialien zur Arbeit darreiche, und ihm, bis zur Vollendung derselben, seinen Unterhalt und seinen Lohn vorschiesse. Dieser Meister verlangt seinen Antheil an dem Arbeitserzeugnisse, oder an dem Werthe, welcher dem rohen Materiale durch die darauf gewandte Arbeit zugesetzt wird: und dieser Antheil macht seinen Gewinnst aus.

In einzelnen Fällen geschieht es zwar, daß unabhängige Arbeiter Fond genug haben, um sich sowohl die Materialien zu ihrem Werke selbst zu verschaffen, als sich bis zur Vollendung desselben zu unterhalten. Diese Leute sind alsdann Meister und Gesellen zugleich, — sie ernten den Vortheil von dem ganzen Erzeugnisse ihrer Arbeit ein, oder erwerben für sich das Eigenthum des ganzen, dem Materiale zugesetzten Werthes. Das, was eigentlich zwei verschiedene Arten des Einkommens ausmacht, und sonst zwei verschiedenen Personen zufließt, der Gewinnst des Kapitalisten, und der Lohn des Arbeiters, ist hier der Erwerb eines Einzigen.

Solche

Solche Fälle sind indessen selten; und in ganz Europa sind vielleicht für Einen Arbeiter, der auf eigne Rechnung arbeitet, zwanzig, die von einem Meister bezahlt werden. Und wenn man, im gewöhnlichen Sprachgebrauche, vom Arbeitslohne redet: so verstehet man immer den Lohn darunter, der zwischen zwei Personen, einem Arbeiter, und einem Eigenthümer eines Kapitals, welcher jenen in Arbeit setzt, verabredet worden ist.

Von diesem Vertrage, und von den Bedingungen, die dabei an jedem Orte die gewöhnlichen sind, hängt es ab, wie viel der Tagelohn an diesem Orte betragen soll. Die Parteien, zwischen welchen er geschlossen wird, haben ein ganz entgegengesetztes Interesse: die Arbeiter wünschen so viel als möglich zu bekommen; die Meister wünschen so wenig als möglich ist, zu geben. Die ersteren sind geneigt, sich zu vereinigen, um die Arbeitslöhne zu erhöhen, die andern, um sie zu erniedrigen.

Es ist dessen ungeachtet nicht schwer vorauszusehen, welche von den beiden Parteien für gewöhnlich die Oberhand in diesem Streite behalten, und die andere zur Einwilligung in die ihr vorgeschriebenen Bedingungen nöthigen wird. Die Meister, da ihre Anzahl geringer ist, können sich auch leichter mit einander vereinigen, und überdieß werden ihre Verbindungen von den Gesetzen begünstigt, wenigstens nicht verbothen; indeß die Verbindungen der Arbeitsleute streng unter sagt sind. England hat keine Parlamentsacten, welche Verabredungen, die die Absicht haben, den Arbeitslohn niedrig zu erhalten, für sträfflich erklärten: aber sehr viele, welche alle diejenigen verbiethen, wodurch der Arbeitslohn erhöht werden soll. Ueberdieß können in diesem Streite der Meister mit den Arbeitern, jene weit länger aushalten. Ein Gutsbesitzer, ein Pächter, ein Handwerks-

mei-

meister, ein Kaufmann, sind gemeiniglich im Stande, ein oder zwei Jahre von ihrem gesammelten Kapitale zu leben, wenn sie auch nicht einen einzigen Arbeiter in ihrem Gewerbszweige beschäftigen. Unter den Arbeitsleuten und Gesellen hingegen, werden viele auch nicht eine Woche, wenige werden einen Monat, und vielleicht keiner wird ein ganzes Jahr, von seinen bereits erworbenen Mitteln, ohne neuen Arbeitsverdienst, leben können. In der Länge der Zeit mögen freilich die Arbeiter dem Meister so nothwendig werden, als dieser ihnen ist: aber diese Nothwendigkeit tritt nicht sobald ein.

Man erwiedert dagegen, daß man selten von den unter den Meistern geschlossenen Verbindungen, aber sehr oft von dem Zusammenrotten der Arbeitsleute reden hört. Wer aber daraus schließt, daß die Meister sich seltener unter einander verbinden, kennet eben so wenig die Welt, als die Sache, wovon hier die Rede ist. Die Meister und Unternehmer in derselben Gattung von Gewerbe, sind allezeit und an allen Orten, in einer immerwährenden, gleichförmigen, aber stillschweigenden Verbindung, welche zur Absicht hat, das Arbeitslohn nicht über sein gegenwärtiges Maß steigen zu lassen. Handelt einmal ein Meister gegen diese stillschweigende Uebereinkunft: so wird dieß unter seinen Nachbarn und Gewerbsgenossen für ein sehr gehäßiges Verfahren angesehen, und zieht ihm von allen Seiten bittere Vorwürfe zu. Freilich hören wir von diesen Verbindungen wenig: aber die Ursache ist, weil dieß der gewöhnliche, und, man darf sagen, der natürliche Zustand der Dinge ist, von dem man niemals viel reden hört. Zuweilen treten die Meister noch in eine engere Verbindung zusammen, um den Arbeitslohn unter seine gewöhnliche Taxe herunter zu bringen. Dieß wird aber immer, bis zum Augenblicke der Ausführung, äußerst geheim gehalten; und wenn die Arbeiter, wie es zuweilen geschieht, ohne Wi-

der-

Verstand zu leisten, nachgeben: so hört niemand etwas von der Veränderung, so empfindlich sie auch die Arbeiter fühlen. Indes werden allerdings solche Verbindungen der Meister oft durch ähnliche Bündnisse der Arbeiter, die aber nur Vertheidigungsbündnisse sind, bestritten. Zuweilen treten auch diese, ohne durch irgend etwas gereizt worden zu seyn, von selbst zusammen, um den Preis ihrer Arbeit zu erhöhen. Der gewöhnliche Vorwand dazu ist die Theuerung der Lebensmittel: zuweilen ist es der große Gewinnst, den vorgeblich ihre Meister durch ihre Arbeit machen. Diese Verbindungen der Arbeiter aber mögen Vertheidigung oder Angriff zur Absicht haben: so werden sie immer sehr ruchbar. Gemeiniglich machen sie, (weil sie glauben, mit ihrem Gesuche auf diese Weise schneller durchzudringen) ein sehr lautes Geschrei, und nehmen sogar Gewaltthätigkeiten und Mißhandlungen zu Hülfe. Sie sind in einer Art von Verzweiflung; und sie handeln mit der Thorheit und Ausschweifung verzweifelter Menschen — als solche, die entweder Hungers sterben, oder ihren Meistern die augenblickliche Bewilligungen ihrer Forderungen, durch eingejagtes Schrecken abzwingen müssen. Die Meister sind bei solchen Gelegenheiten nicht weniger laut, und rufen mit so viel Geschrei, als sie machen können, den Beistand der Obrigkeit auf, um von ihr die strengste Vollziehung der Gesetze, die gegen die Verbindungen der Arbeiter, Dienstbothen und Tagelöhner vorhanden sind, zu begehren. Die Arbeiter gewinnen daher auch gemeiniglich, von der Hestigkeit ihrer aufrührerischen Verbindungen, sehr wenig Vortheil, die vielmehr — theils weil die bürgerliche Obrigkeit dazwischen tritt, theils weil die Meister ihren gemachten Plan standhafter, als die Arbeiter verfolgen, theils weil ein großer Theil der letztern, der Nothwendigkeit seinen täglichen Unterhalt zu haben, nachgeben muß — sich mit der Bestrafung und dem Unglücke der Anführer zu endigen pflegen.

Aber

Aber obgleich, in dem Streite der Meister mit den Arbeitern, über die Bestimmung des Tagelohns, der Sieg gemeiniglich auf der Seite der erstern ist: so ist es doch nach der Natur der Sache unmöglich, den Lohn, auch der gemeinsten Arbeiten, unter ein gewisses Verhältniß, auf lange Zeit zu erniedrigen.

Ein Mensch muß doch immer von seiner Arbeit leben können, wenn er arbeiten soll; und der Lohn der Arbeit muß also wenigstens hinreichend seyn, einem Menschen den Unterhalt zu geben. In den meisten Fällen muß er noch etwas mehr betragen: sonst würde der Arbeiter unmöglich eine Familie errichten und Kinder aufziehen können; und das ganze Geschlecht der arbeitenden Leute müßte mit der ersten Generation aussterben. Cantillon nimmt es, um dieser Ursache willen, als einen wahrscheinlichen Satz an, daß der geringste Tagelohn, auch der gemeinsten Arbeiter, wenn die Art ihrer Beschäftigungen fortbauern soll, das Doppelte ihres eignen Unterhalts betragen müsse: damit nämlich jeder von seinem Lohne im Durchschnitte zwei Kinder zu erziehen im Stande sey. — Die Arbeit des Weibes wird durch Niederkunften und Kinderwarten zu oft unterbrochen, als daß man mehr als die Erwerbung ihres eignen Unterhalts von ihr erwarten könnte. Nun rechnet man aber, daß die Hälfte der neugebohrnen Kinder vor Erreichung des mannbaren Alters stirbt. Es muß, dem zu Folge, jeder Arbeiter, auch der ärmste, im Durchschnitte vier Kinder aufziehen und verpflegen, wenn, nach der Rechnung des Wahrscheinlichen, zwei davon gewiß zum mannbaren Alter gelangen sollen. Aber das, was vier Kinder zu unterhalten kosten, ist ungefähr so viel, als die Bedürfnisse Eines erwachsenen Mannes betragen. Eben dieser Autor sagt ferner, man rechne, daß die Arbeit eines Sklaven von gesunder und starker Leibesbeschaffenheit, ungefähr doppelt so viel einbringe, als sein

sein Unterhalt kostet: er glaubt aber, daß man die Arbeit des gemeinsten Tagelöhners nicht geringer am Werthe ansehen könne, als die eines robusten Sklaven ist. So viel ist wenigstens gewiß, daß, wenn Kinder, in der Familie eines Tagelöhners, groß gezogen werden sollen, Mann und Weib zusammen sich etwas mehr verdienen müssen, als zu ihrem eigenen Unterhalte nöthig ist. In welchem Verhältnisse aber dieser Ueberschuß stehen müsse, ob in dem oben angegebenen, oder in irgend einem andern, wage ich nicht, genau zu bestimmen.

Es giebt indessen gewisse Umstände, welche den Arbeitern günstig sind, und ihnen erlauben, ihren Lohn über das gewöhnliche Maß, welches immer das kleinste ist, wobei ein Mensch bestehen kann, zu erhöhen.

Wenn in einem Lande die Nachfrage nach Leuten, die vom Arbeitslohne leben, das heißt, nach Arbeitern, Tagelöhnern und Dienstbothen aller Art wächst; wenn jedes folgende Jahr, für eine größere Anzahl derselben Beschäftigung liefert, als deren in dem vorhergehenden beschäftigt waren: so haben die Arbeitsleute nicht nöthig, sich zu verbinden, um ihren Lohn in die Höhe zu treiben. Die Seltenheit arbeitender Hände veranlaßt von selbst eine Concurrenz unter denen, welche Arbeiter nöthig haben; sie überbiethen einander: und so brechen sie selbst den sonst natürlich unter ihnen bestehenden Vertrag, das Tagelohn nicht steigen zu lassen.

Die Nachfrage nach Leuten, die vom Arbeitslohne leben, kann nicht wachsen, als wenn die Fonds gewachsen sind, woraus das Arbeitslohn bezahlt wird. Diese Fonds sind von zweierlei Art: sie bestehen entweder aus dem Ueberschusse der Einkünfte eines Mannes, oder dem Ueberschusse seiner Kapitalien, das heißt, aus dem, was er von dem ersten nicht zu seinem eignen Unterhalte braucht, oder was er von den andern nicht bei seiner eigenen Arbeit anlegt.

Wenn

Wenn der Gutsbesitzer, der Geldreiche, oder der Inhaber von Staatspapieren, mehr einnimmt, als er glaubt zu seinem und der Seinigen Unterhalt zu bedürfen: so wendet er sehr wahrscheinlich das ganze oder einen Theil dieses Ueberschusses dazu an, einen oder mehrere Bedienten zu halten. Man vermehre diesen Ueberschuß: und er wird natürlicher Weise auch die Anzahl seiner Diensthofen vermehren.

Wenn ein für eigne Rechnung arbeitender Handwerksmann, zum Beispiele, ein Schuhmacher, oder ein Weber, mehr Kapital gesammelt hat, als er braucht, die zu seiner eignen Arbeit nöthige Materialien anzuschaffen, und sich bis zur Endigung der Arbeit selbst zu unterhalten, so wird er natürlicher Weise den Ueberschuß dazu anwenden, einen oder mehrere Gesellen zu halten, um von dem, was diese verfertigen, seinen Gewinnst zu ziehen. Wächst jener Ueberschuß, so wird auch die Anzahl seiner Gesellen zunehmen.

Mit dem Einkommen und dem Kapitale jedes Landes wächst also zugleich und im Verhältnisse die Nachfrage nach Leuten, welche einen Lohn durch ihre Arbeit verdienen wollen; und ohne die erstere Vermehrung kann die letztere nicht statt finden. Die Vermehrung des Einkommens und des Kapitals in einer Nation ist so viel, als die Vermehrung des Nationalreichthums. Die Nachfrage also nach Arbeitern und die Concurrenz in den ihnen gemachten Anbiethungen wächst mit dem Nationalreichthume und kann ohne ihn schwerlich wachsen.

Nicht die Größe, zu welcher der Nationalreichthum schon gelangt ist, sondern sein fortwährendes Wachsen ist es, welches das Steigen des Arbeitslohnes veranlaßt. Daher sehen wir, daß nicht in den reichsten Ländern, sondern in den aufblühenden und emporwachsenden, in denen, welche am schnellsten reich werden, die Arbeitslöhne am höchsten sind. England
ist

ist gewiß in der gegenwärtigen Zeit ein weit reicheres Land, als irgend ein Theil von Nordamerika. Gleichwohl ist in Nordamerika der Tagelohn weit höher, als in irgend einem Theile von England. In der Provinz Newyork können gemeine Tagelöhner *) des Tages drei Schillinge und einen halben, dasigen Geldes, oder zwei englische Schillinge (16 gr.) verdienen. Schiffzimmerleute bekommen des Tages 10½ Schilling dort umlaufenden Geldes, nebst einer Pinte Rum, welche einen halben englischen Schilling werth ist; beides zusammen macht 6½ Schilling englischen Geldes aus. Gemeine Zimmerleute und Mäurer bekommen des Tages 8 dasige oder 4½ englische Schillinge; Schneidergesellen fünf Schillinge in amerikanischem, oder ungefähr zwei Schillinge und zehn Pfennige in englischem Gelde. Diese Preise sind alle höher als die Londner Preise. Und wie der Tagelohn in Newyork ist: so ist er auch, sagt man, in allen übrigen Kolonien. Der Preis der Lebensmittel hingegen ist, in ganz Nordamerika, weit niedriger als in England: von einer Theuerung ist daselbst nie etwas gehört worden. In den schlechtesten Jahren haben sie immer Getreide genug zu ihrem eignen Verbrauche gehabt, wenn sie auch gleich kein Getreide ausführen konnten. Wenn daher der Geldpreis der Arbeit in den Kolonien auch höher, als irgendwo im Mutterlande ist: so übertrifft der reelle Preis derselben, der wirkliche Antheil, den sie dem Arbeiter an den Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens verschaffet, eben diesen Preis in England noch weit mehr. Ob nun gleich Nordamerika noch nicht so reich, als England ist: so ist es doch weit mehr aufblühend, und geht zu dem Erw

werbe

*) Dieses ward im Jahr 1773, vor dem Anfange des letzten Amerikanischen Krieges, geschrieben.

werbe neuer Reichthümer mit weit schnelleren Schritten fort. Der sicherste Beweis von dem wachsenden Wohlstande eines Landes, ist die Zunahme der Zahl seiner Einwohner. In Großbritannien und den meisten andern europäischen Ländern nimmt man an, daß nicht weniger als 500 Jahre dazu gehören, die Zahl der Einwohner zu verdoppeln. In den Britischen Kolonien von Nordamerika hat man gefunden, daß sich die Menschenzahl in zwanzig oder fünf und zwanzig Jahren verdoppelt. Diese Vermehrung kommt jetzt nicht mehr von der Ankunft neuer Einwohner her, sondern sie ist eine Vervielfältigung des daselbst lebenden Menschengeschlechts selbst. Alte Leute können dort oft, wie man sagt, eine Nachkommenschaft von fünfzig, hundert und mehreren Personen zählen. Arbeit ist eine so wohlbelohnte Sache, daß eine zahlreiche Familie, anstatt, wie an andern Orten, eine Last für die Eltern zu seyn, eine Quelle von Reichthum und Wohlhabenheit für sie wird. Man rechnet das, was jedes Kind, ehe es das väterliche Haus verläßt, den Eltern durch seine Arbeit einbringen kann, auf hundert Pfund Sterling reinen Gewinn. Eine junge Wittwe mit vier oder fünf Kindern, die, in den mittlern oder untern Ständen der europäischen Nationen, so wenig Aussicht auf eine zweite Heirath hat, wird dort als eine Person, mit der man sein Glück machen kann, gesucht. Die größte aller Ermunterungen zum ehelichen Leben ist der Werth, welchen Kinder haben. Wir dürfen daher uns nicht wundern, daß die Einwohner von Nordamerika, im Ganzen genommen, sehr jung heirathen. Und dieses großen, durch so frühzeitige Ehen veranlaßten Zuwachses der Menschenzahl ungeachtet, ist doch das Klagen in Nordamerika allgemein und unaufhörlich, daß es an Händen fehle. Es scheint also, daß das Verlangen nach Arbeitern, und die Fonds, welche bestimmt sind, sie zu unterhalten, noch schneller wachsen, als

als die Zahl der Menschen wächst, aus welchen die Arbeiter genommen werden.

Der Reichthum eines Landes mag aber noch so groß seyn; wenn es eine Zeit lang auf demselben Grade des Flor's stille gestanden hat: so dürfen wir nicht erwarten, den Tagelohn in demselben hoch zu finden. Wie ansehnlich auch an sich die Fonds, aus welchen das Arbeitslohn bezahlt wird, die Einkünfte und das Kapital der sämtlichen Einwohner seyn mögen; wenn beide mehrere Jahre hindurch unverändert geblieben sind: so werden die, in dem vorhergehenden Jahre gebrauchten Arbeiter leicht zureichen, und mehr als zureichen, die im folgenden entstehende Nachfrage nach arbeitenden Händen zu befriedigen. Es wird nie ein solcher Mangel derselben gespürt werden, der die Meister und Unternehmer nöthigte, sich einander zu überbieten. Ja im Gegentheil wird, wenn jener Stillestand fortbauert, die Anzahl der Hände schneller, als die Anzahl von Beschäftigungen wachsen. Es wird an Arbeit fehlen, und die, welche gerne arbeiten wollen, werden genöthigt seyn, mit einander in der Wohlfeilheit ihrer Forderungen zu wetteifern. Wenn je zuvor, in diesem Lande, der Arbeitslohn mehr als ausreichend gewesen ist, den Arbeiter zu ernähren, und ihm seine Familie erziehen zu helfen: so wird er in kurzem durch den Eigennuß der Meister, und die Concurrenz der Arbeitsuchenden so weit herunter gebracht werden, daß er gerade nur die unentbehrlichsten Bedürfnisse der Natur zu befriedigen hinlänglich seyn wird. China ist lange Zeit eines der reichsten, d. h., eines der fruchtbarsten, am besten angebaueten, durch die Anzahl und den Fleiß seiner Einwohner ausgezeichnetsten Länder gewesen. Aber es scheint auch lange her zu seyn, daß es in allen diesen Sachen keine weitere Fortschritte mehr macht. Marco Polo, der es vor mehr denn fünfhundert Jahren besuchte, schildert uns dessen Anbau, Kunstfleiß und

und Bevölkerung, ungefähr in denselben Ausdrücken, mit welchen die Reisenden der gegenwärtigen Zeit dieses Land beschreiben. Vielleicht war es selbst schon lange vor Polos Zeiten, daß es das höchste Ziel des Gloriums erreicht hatte, zu welchem ihm seine Gesetze und Verfassungen zu gelangen erlauben. Die Nachrichten aller Reisenden, so widersprechend sie in mancher andern Absicht sind, kommen darin überein, daß der Tagelohn sehr niedrig, und daß es für einen Arbeiter in China äußerst schwer ist, eine Familie aufzuziehen. Wenn er für einen ganzen Tag, den er mit dem Grabseil im Acker arbeitet, so viel erhält, daß er sich dafür des Abends eine kleine Mahlzeit Reis kaufen kann: so ist er zufrieden. Die Handwerker sind, wenn es möglich ist, noch schlimmer daran. Anstatt daß sie, wie die in Europa, ruhig in ihren Werkstätten, auf die Bestellungen ihrer Kunden warten sollten, laufen sie mit ihrem Handwerkszeuge unaufhörlich Straße auf Straße ab, biethen ihre Dienste an, und betteln, so zu sagen, um Arbeit. Die Armuth der untern Volksklassen in China übertrifft weit die Armuth derselben Stände bei den armseligsten Nationen von Europa. In der Nachbarschaft von Canton leben Hunderte, ja, wenn den allgemeinen Nachrichten zu trauen ist, Tausende von Familien, ohne eine Wohnung auf dem Lande zu haben, in kleinen Fischerkähnen auf den Strömen und Kanälen. Der Unterhalt, den sie in ihrer Lage sich zu verschaffen wissen, ist so armselig, daß sie die schmutzigsten Eingeweide geschlachteter Thiere, die aus einem europäischen Schiffe über Bord geworfen werden, begierig aufessen. Jedes Aas, todtte Hunde und Katzen zum Beispiele, wenn sie auch schon halb faul sind und stinken, sind ihnen so willkommen, als unserm gemeinen Volke die gesundesten Gerichte. Die Ermunterung zum Heirathen besteht in China nicht in dem Vortheile, den Kinder bringen, sondern in der Erlaubniß, welche Eltern haben,

haben, sie auszufressen. In allen großen Städten wird jede Nacht mehr als ein Kind auf die Straße gelegt, oder, wie die Brut von Hunden und Katzen, ersäuft. Man behauptet sogar, daß dieses abscheuliche Geschäft einen eignen Nahrungsweig für gewisse Leute ausmache.

Indeß, obgleich China in seinem Wohlstande vielleicht stille steht, so scheint es doch nicht zurückzugehn. Seine Städte sind nirgends menschenleer. Die Ländereien, die ehemals angebauet waren, liegen auch jetzt noch nicht brache. Es muß also noch immer dieselbe, oder doch eine ziemlich gleiche Quantität von Arbeit alle Jahre gethan werden; und die zur Unterhaltung derselben bestimmten Fonds müssen, dem zu Folge, noch nicht merklich abgenommen haben. Die untersten Klassen müssen auch, ihres so äußerst kärglichen Unterhalts ungeachtet, auf eine oder die andere Art Mittel finden, ihr Geschlecht in der Maße fortzupflanzen, daß ihre Anzahl immer dieselbe bleibe.

In einem Lande, worin die, zur Beschäftigung der arbeitenden Klasse bestimmten Fonds abnähmen, würde dieses ganz anders seyn. Jedes folgende Jahr würde das Verlangen und die Nachfrage nach Dienstbothen und Arbeitern in jeder Art der Beschäftigung geringer seyn, als das Jahr zuvor. Viele, die in einer höhern Klasse geboren wären, würden nun nicht mehr in ihrem eignen Gewerbe Beschäftigung finden, und genöthigt seyn, zu einer niedrigeren herabzusteigen. Die unterste Klasse, die nicht nur mit den in ihr selbst erzeugten Arbeitern überfüllt wäre, sondern auch die überflüssigen Hände aus allen übrigen Klassen zuletzt aufnehmen müßte, würde eine so große Concurrenz unter ihren Arbeitsuchenden Händen entstehen sehen, daß ihr Lohn bis auf die, zum nothdürftigsten und armseligsten Unterhalt eines Menschen unentbehrliche Summe, herabsinken würde. Viele wür-

den auch auf diese so harten Bedingungen nicht Arbeit zu finden im Stande seyn, und entweder Hungers sterben, oder zum Betteln ihre Zuflucht nehmen, oder vielleicht zu den größten Verbrechen getrieben werden. Mangel und Elend würde bald die Sterblichkeit in dieser Klasse vermehren; und sie selbst von da über die höhern Klassen ausbreiten. Das würde so lange fortgehen, bis die Einwohner des Landes zu derjenigen Zahl vermindert worden wären, welche von dem im Lande noch vorhandenen Kapitale und Einkommen bequemt beschäftigt und unterhalten werden könnte. Dieß ist vielleicht ziemlich genau der gegenwärtige Zustand von Bengalen, und verschiedenen andern Besizungen der Engländer in Ostindien. In einem fruchtbaren Lande, in welchem, ob es gleich kurz zuvor viele Einwohner verloren hat, und also Unterhalt darin nicht schwer zu finden seyn sollte, gleichwohl drei oder viermal hunderttausend Menschen in Einem Jahre Hungers sterben, müssen gewiß die zur Unterhaltung der arbeitenden Armen bestimmten Fonds sehr schnell abnehmen. Der Unterschied zwischen dem Geiste der brittischen Staatsverfassung, welche Nordamerika (ehedem) unter ihrem Schutze und ihrer Aufsicht hatte, und zwischen dem Geiste der Regierung einer Handelsgesellschaft, wie die ist, welche Bengalen mehr unterdrückt, als regiert, läßt sich vielleicht nirgends so augenscheinlich erkennen, als in dem verschiedenen Zustande jener beiden auf diese zwiefache Art beherrschten Länder.

Die reichliche Belohnung der Arbeit ist demnach sowohl die natürliche Wirkung, als das sicherste Kennzeichen des wachsenden Nationalreichthums. Der kargliche Unterhalt des arbeitenden Armen ist ein natürliches Symptom des Stillstandes; und wenn der Arbeiter Noth leidet, so ist es ein Beweis, daß die Nation schnell rückwärts gehe.

Gegens

Gegenwärtig ist in Großbritannien der Tagelohn augenscheinlich größer, als zu dem Unterhalt eines Mannes und seiner Familie durchaus nothwendig ist. Um über diesen Punkt aus der Ungewißheit zu kommen, wird es nicht nöthig seyn, sich in weitläuftige, und doch immer zweifelhafte Berechnungen darüber einzulassen, welches die kleinste Summe sey, von welcher ein Mann leben, und Kinder groß ziehen könne. Klare und in die Augen fallende Thatsachen beweisen uns, daß an keinem Orte unsers Landes der Tagelohn, nach der niedrigsten Tare, wobei der Mensch gerade nur bestehen kann, bestimmt sey.

Zuerst finden wir, fast durch ganz Großbritannien, einen Unterschied zwischen dem Sommer- und Winter-tagelohn. Im Sommer ist er immer am höchsten. Nun erfordert aber der Unterhalt einer Familie im Winter, wegen der unentbehrlichen Feuerung, den meisten Aufwand. Wenn also der Arbeitslohn dann am höchsten ist, wenn die Ausgaben des Arbeiters die kleinsten sind: so scheint es klar, daß er sich nicht nach demjenigen richtet, was zu diesen Ausgaben unentbehrlich ist, sondern nach der Quantität, und dem geglaubten Werthe, des durch die Arbeit zu Stande gebrachten Werks. Man kann freilich sagen: daß ein Arbeiter einen Theil des im Sommer erworbenen Lohns aufsparen müsse, um seine Winterausgaben zu bestreiten; und daß also der Lohn des ganzen Jahres nicht mehr als gerade hinlänglich sey, ihm und seiner Familie durchs ganze Jahr Unterhalt zu verschaffen. Indessen würde doch ein Sklave, oder ein von uns, in Absicht seiner Erhaltung, durchaus abhängender Mensch, nicht auf diese Weise behandelt werden. Ein solcher würde jeden Tag nicht mehr zu seinem Unterhalte bekommen, als er gerade diesen Tag braucht.

Zweitens, der Tagelohn in Großbritannien verändert sich nicht immer zugleich mit dem Preise der Le-

bensmittel. Dieser wechselt von Jahr zu Jahre, oft von Monate zu Monate. Der Geldpreis der Arbeit aber bleibt an vielen Orten durch halbe Jahrhunderte derselbe. Wenn daher an solchen Orten der arbeitende Arme seine Familie in theuern Jahren ernähren kann: so muß er bei mittelmäßigen Getreidepreisen, bequem, und in Zeiten außerordentlicher Wohlfeilheit, im Ueberflusse leben können. Der hohe Preis der Lebensmittel in den letzten zehn Jahren *) ist in wenigen Theilen des Königreichs mit einem merklichen Steigen des Tagelohns begleitet gewesen. In einigen freilich: aber dieß hatte wahrscheinlich mehr in der vermehrten Nachfrage nach Arbeitern, als in der Theuerung der Lebensmittel seinen Grund.

Drittens, so wie, von einem Jahre zum andern, sich der Preis der Lebensmittel mehr, als der Lohn der Arbeit, verändert: so wechselt hingegen, von Ort zu Ort, der Preis der Arbeit mehr, als der Preis der Nahrungsmittel. Brod und Fleisch sind, durch alle drei vereinigte Königreiche, durchaus, oder ziemlich von gleichem Preise. Diese und viele andre Dinge sind, wenn sie einzeln gekauft werden, — (die einzige Art, wie der arbeitende Arme sie kauft,) in großen Städten eben so wohlfeil, oder noch wohlfeiler, als in den entlegenen Gegenden des Landes, und dieß aus Ursachen, die ich bald hernach Gelegenheit haben werde zu entwickeln. Aber der Arbeitslohn in einer großen Stadt und deren Nachbarschaft, ist oft zwanzig oder fünf und zwanzig Procent, um den vierten oder fünften Theil, — höher, als der in der Entfernung weniger Meilen. Underthalb Schillinge (zwölf gute Groschen) können für den gemeinen Tagelohn in und um London gehalten werden. Wenige Meilen davon fällt er bis auf vierzehn und funfzehn Pfennig Sterling (neun

*) Von 1762 bis 1772.

(neun gute Groschen, vier Pfennige, und zehn gute Groschen). In und um Edinburg ist zehn Pfennig Sterling (sechs gute Groschen, acht Pfennige) der gewöhnliche Tagelohn. Wenige Meilen davon fällt er auf acht Pfennige Sterling (fünf gute Groschen, vier Pfennige) welches der durch das ganze übrige niedere Schottland gewöhnliche Preis gemeiner Arbeiten ist; wie er denn überhaupt hier viel weniger, als in England abwechselt. — Eine solche Verschiedenheit der Preise, würde, wenn sie eine Waare beträfe, hinlänglich seyn, eine so große Versendung derselben, nicht bloß von einem Ende des Reichs, sondern von einem Ende der Welt zum andern zu veranlassen, daß die Preise bald an beiden ins Gleichgewicht kommen würden. Hier aber, bei der Bezahlung der Arbeit, vermag sie, wie es scheint, nicht einen Mann aus einem Kirchspiel in das benachbarte zu bringen. Trotz allem dem, was man von der Unbeständigkeit und dem Leichtsinne, als Erbfehlern der menschlichen Natur sagt, erhellet doch durch augenscheinliche Erfahrungen, daß unter allen zu transportirenden Lasten, der Mensch am schwersten aus der Stelle zu bringen sey. — Wenn nun der arbeitende Arme, auch in denjenigen Theilen des Reichs, wo der Arbeitslohn am niedrigsten ist, mit seiner Familie bestehen kann: so muß er da, wo der Lohn am höchsten ist, im Ueberflusse leben.

Viertens, die Abwechselungen, die im Arbeitslohne an einem und demselben Orte vorgehen, sind weder mit den Veränderungen der Victualienpreise immer gleichzeitig, noch denselben proportionirt; ja oft sind sie ihnen entgegengesetzt.

Korn, das Nahrungsmittel gemeiner Leute, ist in Schottland theurer, als in England, — und muß es seyn, da Schottland alle Jahre große Vorräthe an Getreide von England erhält. Das englische Getreide muß in Schottland, wohin es erst geführt wird, nothwendig theurer

theurer seyn, als in England, wo es wächst: — aber es kann doch, nach Verhältniß seiner Güte, nicht theurer seyn, als das schottische Getreide, weil es mit diesem, auf demselben Markte, die Concurrenz aushält. Die Güte des Getreides zeigt sich hauptsächlich dadurch, wenn es viel Mehl giebt: und hierin ist das englische Getreide dem schottischen so sehr überlegen, daß, wenn es auch dem Scheine nach, oder nach Verhältniß seines Maßes, theurer ist, als dieses, es doch in der That, das heißt, nach Verhältniß seiner Güte, oder selbst nach Verhältniß seines Gewichts, wohlfeiler ist. Hingegen ist der Preis der Arbeit in England theurer als in Schottland. — Wenn demnach der arbeitende Arme sich in dem einen der vereinigten Königreiche erhalten kann: so muß er in dem andern im Ueberflusse leben. — Es ist wahr, daß Hafermehl das gewöhnlichste und selbst oft das beste Nahrungsmittel des gemeinen Volks in Schottland ausmacht, wo überhaupt die untersten Klassen weit schlechter, als ihre Nachbarn gleiches Standes in England, genährt werden. Diese Verschiedenheit in der Art ihres Unterhalts ist nicht der Grund, sondern die Folge von der Verschiedenheit ihres Arbeitslohns; obgleich durch ein seltsames Mißverständnis, das Gegentheil von sehr vielen behauptet wird. Nicht deswegen, weil der eine Mann Kutsche und Pferde hält, indeß sein Nachbar zu Fuße geht, ist jener reich und dieser arm: sondern weil jener reich ist, hält er sich Kutsche und Pferde, und weil dieser arm ist, geht er zu Fuße.

Während des vorigen Jahrhunderts, war, ein Jahr ins andre gerechnet, das Getreide in beiden Theilen der brittischen Monarchie theurer, als in dem jetzigen. Dieß ist eine Thatsache, die keinen vernünftigen Zweifel zuläßt; und die in Absicht Schottlands, wo möglich, noch durch klarere Beweise dargethan worden ist, als in Absicht Englands. In Schottland beruht ihre Gewißheit auf dem

dem Zeugnisse der sogenannten *Fiars*, oder der nach eidlichen Aussagen abgefaßten jährlichen Preislisten für alle Getreidearten, die in jeder schottischen Grafschaft zu Markte kommen. Wenn ein solcher vollständiger Beweis noch unterstützende Gründe nöthig hätte: so würde ich hinzusetzen, daß in Frankreich, und wahrscheinlich durch ganz Europa derselbe Fall statt gefunden hat. Aber eben so gewiß, als das Brod in beiden vereinigten Königreichen unsrer Insel, im vorigen Jahrhunderte theurer war, als im jezigen: eben so gewiß war die Arbeit wohlfeiler. Konnte also damals ein arbeitsamer Armer eine Familie groß ziehen: so muß er jetzt dieß mit noch weit mehr Bequemlichkeit thun können. Im vorigen Jahrhunderte war der gewöhnliche Tagelohn, durch den größten Theil von Schottland, im Sommer ein halber Schilling, (vier gute Groschen) im Winter fünf Pfen. St. (drei gute Groschen, vier Pfennige). Drei Schillinge die Woche, welches ungefähr derselbe Preis ist, wird noch jetzt in einigen Gegenden von Hochschottland und den westlichen Inseln für gemeine Arbeit bezahlt. Im ganzen niedern Lande aber ist, acht Pfen. St. (fünf gute Groschen, vier Pfennige) auf den Tag, der gewöhnliche Lohn dafür. In Edinburg und den an England gränzenden Grafschaften ist, vielleicht eben dieser Nachbarschaft wegen, — und in Glasgow und in einigen wenigen andern Städten, ist, wegen des schnellen Zuwachses ihres Handels, — der Tagelohn gegenwärtig, zehn Pfen. St., bis zu einem Schillinge (sechs gute Groschen, acht Pfennige, bis acht gute Groschen). In England haben die Fortschritte im Ackerbaue, Fabriken und Handel weit früher, als in Schottland angefangen. Mit ihnen mußte nothwendig die Nachfrage nach arbeitenden Händen, und also der Preis der Arbeit steigen. Daher war schon im vorigen Jahrhunderte der Tagelohn in England höher, als in Schottland, so wie er es noch in dem jezigen ist. Seit

der Zeit aber ist er auch in England beträchtlich gestiegen; ob es gleich hier, wegen der großen Verschiedenheit des Tagelohns an verschiedenen Plätzen, schwerer wird, das Verhältniß dieses Steigens genau zu bestimmen. Im Jahr 1614 war der Sold eines gemeinen Infanteristen, was er noch jetzt ist, acht Pfen. St. des Tages, (fünf gute Groschen, vier Pfennige). Als er zuerst festgesetzt wurde, bestimmte man ihn ohne Zweifel nach dem gewöhnlichen Lohne gemeiner Arbeitsleute, — derjenigen Klasse der Einwohner, aus welcher der gemeine Soldat genommen wird. Der Oerrichter Hales, der zur Zeit Karls des zweiten schrieb, rechnet die nothwendigen Ausgaben einer Tagelöhnerfamilie, die aus sechs Personen, Vater, Mutter, zwei zu einiger Arbeit schon fähigen, und zwei zu aller Arbeit noch unfähigen Kindern besteht, auf zehn Schillinge die Woche, oder sechs und zwanzig Pfund Sterling des Jahrs. Können sie dieses nicht durch ihre Arbeit erwerben: so müssen sie das Fehlende durch Betteln oder Stehlen voll machen. Hales scheint über diesen Gegenstand sehr genaue Nachforschungen angestellt zu haben *). Im Jahr 1688 rechnete Gregorius King, dessen Erfahrungheit in politischen Berechnungen Davenant so sehr rühmt, das gewöhnliche Einkommen von Arbeitsleuten und Lohnbedienten auf funfzehn Pfunde Sterling des Jahres; wobei er annimmt, daß jeder von ihnen eine Familie, im Durchschnitt von viertelhalb Personen, unterhält. Seine Rechnung ist von der Rechnung des Oerrichters nur scheinbar unterschieden, und im Grunde mit ihr einstimmig. Beide rechnen in solchen Familien auf jeden Kopf einen Aufwand von zwanzig Pfen. St. (dreizehn gute Groschen, vier Pfennige). Seit der Zeit haben sich sowohl die Einkünfte, als die Aus-

*) In Burns history of the Poor-laws, ist ein Project dieses Hales zur Unterhaltung der Armen.

Ausgaben solcher Familien, durch alle Theile des Königreichs beträchtlich vermehrt; an einigen Orten mehr, an andern weniger; an keinem aber gewiß so viel, als einige neulich zum Vorschein gekommene übertriebene Berechnungen der jetzigen Arbeitspreise, das Publikum haben überreden wollen. Ganz genau kann dieser Preis an keinem Orte bestimmt werden, weil, an demselben Orte, zu einer und eben derselben Zeit, für einerlei Arbeit, ungleiche Preise bezahlt werden, — nicht bloß nach dem der Arbeiter mehr oder weniger geschickt, sondern auch, nachdem der, welcher arbeiten läßt, karger oder freigebiger ist. Allenthalben, wo der Tagelohn nicht durch Gesetze bestimmt ist, läßt sich nichts weiter mit Gewißheit angeben, als was der gewöhnliche Tagelohn ist. Durch Gesetze aber den Tagelohn bestimmen zu wollen, ist, wie die Erfahrung gelehrt hat, immer unschicklich, so oft man auch solches zu thun versucht hat.

Doch der Geldpreis der Arbeit hat sich in unserm Jahrhunderte noch nicht so sehr vermehrt, als ihr reeller Preis, das heißt, die Quantität von Bedürfnissen und Bequemlichkeiten, die sich der Arbeiter wirklich dafür zu verschaffen im Stande ist. Nicht bloß Getreide, sondern viele andere Erzeugnisse, welche eine angenehme und gesunde Nahrung für den arbeitenden Armen ausmachen, sind wohlfeiler geworden. Kartoffeln, zum Beispiele, kosten, im größten Theile des Königreichs jetzt nicht die Hälfte von dem, was sie vor dreißig Jahren kosteten. Rüben, Möhren, Kraut sind in eben dem Falle, — Gemüse, die vor Zeiten nur mit dem Grabscheite angebauet wurden, und jetzt mit dem Pfluge gebauet werden. Alle Arten von Gartengewächsen sind gleichfalls wohlfeiler geworden. Noch vor hundert Jahren, kam der größte Theil der in Großbritannien verbrauchten Aepfel und sogar der Zwiebeln, aus Flandern. —

Die

Die groben wollenen und leinenen Zeuge, in welche der gemeine Arbeitsmann sich kleidet, kommen durch die in diesen Fabriken vorgegangenen Verbesserungen, in größrer Güte, und für geringere Preise, als ehedem, in seine Hände. Ähnliche Fortschritte bei den Eisen- und Stahlmanufacturen, schaffen ihm besseres und wohlfeileres Handwerkszeug, und zugleich manches angenehme und nützliche Hausgeräthe. Seife, Salz, Lichter, Leder, und gegohrnes Getränke, sind zwar in der That, vornehmlich durch die darauf gelegten Abgaben, etwas theurer geworden. Indes hat der arbeitende Arme von diesen Waaren eine so geringe Quantität nöthig, daß die Erhöhung ihrer Preise ihm nicht so viel schadet, als die Verminderung der Preise so vieler andern Sachen ihm nützt. Die allgemeine Klage, die man darüber führen hört, daß der Luxus bis zu der untersten Klasse durchgedrungen, und daß der arbeitende Arme jetzt nicht mehr mit derselben Kost, Kleidung und Wohnung zufrieden sey, die ihm in vorigen Zeiten genügte, ist ein hinlänglicher Beweis, daß nicht bloß der Geldpreis, sondern der reelle Preis der Arbeit sich vermehrt haben müsse.

Ist diese Verbesserung in den Umständen des gemeinen Mannes, ein Unglück, oder ein Vortheil für das gemeine Wesen? Die Frage scheint auf den ersten Blick beantwortet werden zu können. Die Diensthöthen, Arbeiter und Tagelöhner aller Arten machen bei weitem den größern Theil jeder bürgerlichen Gesellschaft aus. Was aber die Umstände des größern Theils verbessert, kann unmöglich als ein Unglück für das Ganze angesehen werden. Sicherlich kann keine Gesellschaft blühend und glücklich seyn, deren meiste Glieder arm und elend sind. Ueberdies ist es nicht mehr als gemeine Billigkeit, daß die, welche durch ihre Arbeit dem ganzen Körper der Nation, Nahrung, Kleidung und Wohnung verschaffen,

fen, an den Erzeugnissen ihrer eignen Arbeit so viel Antheil haben, daß sie selbst erträglich gut sich nähren, kleiden und wohnen können.

Armuth schreckt allerdings vom Heirathen ab, aber sie verhindert es nicht schlechterdings. Sie scheint sogar das Kinderzeugen zu befördern. Eine halb verhungerte Bergschottin wird oft die Mutter von mehr als zwanzig Kindern, indeß die wohlgenährte und überzärtlich gepflegte Dame unvermögend ist, ein einziges zur Welt zu bringen, und höchstens durch zwei oder drei Niederkunften schon erschöpft ist. Unfruchtbarkeit, eine bei dem weiblichen Geschlecht in den vornehmern Ständen so gemeine Sache, ist in den untern beinahe gänzlich unbekannt. Eine üppige Lebensart, scheint es, entflammt zwar bei diesem Geschlechte die Begierde nach dem Genuße, aber schwächt zugleich die Kräfte der Fortpflanzung.

So wenig aber die Erzeugung der Kinder durch die Armuth verhindert wird: so sehr wird das Aufziehen derselben dadurch erschwert. Die zarte Pflanze sproßt freilich hervor, aber in einem so rauhen Klima, und in einem so dürrn Boden, daß sie bald welkt und absterbt. Man hat mir oft versichert, daß in Hochschottland, von den zwanzig Kindern, die eine Mutter zur Welt bringt, oft nur zwei am Leben bleiben. So habe ich von erfahrenen Officieren gehört, daß es so wenig möglich ist, aus den bei einem Regimente aufgewachsenen Soldatenkindern, das Regiment zu recrutiren, daß diese nicht einmal zu Pfeifern und Trommelschlägern zureichen. Und doch sieht man schwerlich an irgend einem Orte eine so große Anzahl hübscher Kinder, als um eine Soldatencaserne herum. Aber wenige derselben erreichen, wie es scheint, das dreizehnte oder vierzehnte Jahr. An einigen Orten stirbt die Hälfte dieser Kinder noch vor dem fünften, an vielen vor dem siebenten, und an allen beinahe vor dem neun-

neunten oder zehnten Jahre. Diese große Sterblichkeit wird sich indessen nirgends anders, als in den Familien armer gemeiner Leute finden, welche ihren Kindern nicht die Pflege geben können, welche Eltern von besserem Stande auf ihre Kinder wenden. Obgleich die Ehen der erstern gewöhnlicher Weise fruchtbarer sind, als die Ehen vornehmer Leute: so erreicht doch von ihren Kindern ein kleinerer Theil das männliche Alter. In Findelhäusern, und unter Kindern, die auf Kosten des Publikums verpflegt werden, ist die Sterblichkeit noch viel größer, als unter den Kindern, die von armen Eltern selbst aufgezogen werden.

Jede Thiergattung vermehrt sich natürlicher Weise im Verhältnisse der Unterhaltsmittel, die sie hat; und keine Gattung kann sich je über dieses Verhältniß vermehren. Aber in einer ordentlichen bürgerlichen Gesellschaft können es nur die untern Klassen des Volks seyn, bei welchen der Mangel des Unterhalts der Vermehrung der Menschen Gränzen setzt: und er kann diese Gränze nur dadurch setzen, daß er einen großen Theil der Kinder, welche ihre fruchtbaren Ehen erzeugen, wieder ums Leben bringt.

Die reichliche Belohnung der Arbeit, indem sie den Arbeiter in Stand setzt, für seine Kinder besser zu sorgen, und also eine größere Anzahl derselben aufzuziehen, hat unstreitig zur Folge, jene Gränzen zu erweitern. Und sie erweitert sie, welches hierbei noch zu merken ist, so genau als möglich im Verhältnisse mit der wachsenden Nachfrage nach arbeitenden Händen. Wächst diese Nachfrage immer fort: so steigt mit ihr der Lohn der Arbeit, mit diesem die Ermunterung zum Heirathen, und Kinder groß zu ziehen, und hiermit die Volksmenge eben so unaufhörlich und im gleichen Verhältnisse. Sobald zu irgend einer Zeit die Belohnung kleiner wäre, als zu Beförderung des letztern Endzwecks erforderlich ist: so würde

würde sich sehr bald eine Seltenheit arbeitender Hände hervorthun, die den Lohn wieder in die Höhe bringen würde; und wäre sie zu einer andern Zeit übermäßig groß: so würde der Ueberfluß eben dieser Hände bald eine Concurrenz veranlassen, wodurch der Lohn auf seinen mittlern Standpunkt zurücksanke. Der in dem einem Falle mit Arbeit überführte, in dem andern, nicht hinlänglich mit Arbeit versorgte Markt, würde ohne Bezug den Preis mit den Umständen der Gesellschaft in Uebereinstimmung bringen. Die Nachfrage nach Menschen ist, wie die Nachfrage nach jeder andern Waare, dasjenige, was ihre Hervorbringung regulirt, ist das, was sie beschleunigen kann, wenn sie zu langsam von statten geht, und sie verzögern kann, wenn sie zu schnell sich vergrößert. Von dieser Nachfrage, von diesem Verlangen nach Menschen hängt die Vermehrung des menschlichen Geschlechts in allen Ländern der Welt, in Nordamerika, Europa und China ab; sie ist die Ursache, daß die Bevölkerung in dem ersten so schnell, in dem andern so langsam und stufenweise wächst, und in dem dritten völlig stille steht.

Ein Sklave, sagt man gemeiniglich, lebt und stirbt auf Kosten seines Herrn; ein freier Arbeitsmann und Dienstbothe auf seine eignen. Das ist aber nicht richtig: im Grunde lebt und stirbt der letztere eben sowohl auf Unkosten seines Meisters oder Dienstherrn, als der erstere. Der Lohn der Tagelöhner und Dienstbothen jeder Art muß allenthalben so groß seyn, als nöthig ist, um das Geschlecht der Tagelöhner und Dienstbothen in verhältnißmäßiger Anzahl mit dem Bedürfnisse und dem Verlangen der Gesellschaft nach arbeitenden Händen zu erhalten. Aber obgleich auf gleiche Weise der Sklave und der freie Lohnbediente auf Unkosten des Herrn unterhalten, beide auf gleiche Weise, im Falle des Abgangs, auf Unkosten des Herrn ersetzt werden müssen: so sind doch

doch diese Unkosten bei den Sklaven viel größer, als bei den freien Dienstbothen. Daß zur Unterhaltung, oder zum Ersatz eines Sklaven bestimmte Kapital, wird von einem fahrlässigen Herrn, oder einem sorglosen Haushalter verwaltet; die zu derselben Absicht bei dem freien Arbeiter bestimmten Fonds, werden diesem freien Manne selbst zur Verwaltung anvertrauet. In jene Verwaltung schleichen sich gemeiniglich alle die Unordnungen ein, die in der Oekonomie der Reichen überhaupt herrschen; in dieser wird diejenige genaue Sparsamkeit und aufmerksame Sorgfalt beobachtet, die der Haushaltung des Armen eigen zu seyn pflegt. Bei zwei so ungleichen Verwaltungen muß die Erreichung desselben Endzwecks sehr ungleichen Aufwand erfordern. Und dem zu Folge zeigt es sich auch, wie ich glaube, in der Erfahrung aller Völker und Zeiten, daß freier Leute Arbeit weit wohlfeiler zu stehen kommt, als Sklavenarbeit. Dieß findet sich selbst in Boston, Newyork und Philadelphia wahr, wo doch der Arbeitslohn so ausnehmend hoch ist.

So wie demnach die freigebige Belohnung der Arbeit die Folge des wachsenden Reichthums ist: so ist sie die Ursache der wachsenden Volksmenge. Darüber klagen, heißt, die öffentliche Wohlfahrt selbst bejammern, wovon jene Größe des Arbeitslohns Ursache und Wirkung zugleich ist.

Es verdient ohne Zweifel bemerkt zu werden, daß der Zustand des arbeitenden Armen, oder der zahlreichsten Volksklassen, in der Zeit, wenn die bürgerliche Gesellschaft sich dem Punkte ihres höchsten Glors nähert, — glücklicher und erwünschter zu seyn scheint, als in der, wo sie diesen Punkt erreicht hat. Steht die Gesellschaft in ihrem Wohlstande still: so lebt der gemeine Arbeiter kümmerlich: geht sie zurück: so lebt er elend. In der That ist für alle Stände und Klassen der Menschen,

sehen, das Fortgehn und Zunehmen der Zustand der Glückseligkeit und der Freude; das Stillestehen ist die Veraubung aller Empfindungen, und das Abnehmen macht traurig und trostlos.

Die reichliche Belohnung der Arbeit befördert nicht bloß die Fortpflanzung beim gemeinen Manne, sondern vermehrt noch den Fleiß desselben. Der Arbeitslohn ist das nützliche, Ermunterungsmittel des Fleißes, und dieser nimmt, wie jede andre Vollkommenheit des Menschen, in dem Maße zu, als er mehr oder weniger Aufmunterungen erhält. Eine reichliche Nahrung giebt dem Körper des Arbeiters Kräfte, und die schmeichelhafte Hoffnung, seine Umstände zu verbessern, und vielleicht seine Tage in Wohlhabenheit und Ueberfluß zu enden, giebt seinem Geiste Muth und Reizung, alle seine Kräfte anzustrengen. Wo daher der Tagelohn hoch ist, da finden wir den Arbeiter immer thätiger, unermüdet und förderhafter, als da, wo er niedrig ist; wir finden ihn, zum Beispiel, mehr so in England als in Schottland, mehr in der Nachbarschaft großer Städte, als in abgelegenen Dertern. Freilich giebt es Arbeitsleute, die, wenn sie in vier Tagen so viel erarbeiten können, als sie für die ganze Woche nöthig haben; die übrigen drei Tage müßig gehen. Diese machen aber auf keine Weise den größeren Theil aus. Im Gegentheil sind Handwerksgefallen, die nach dem Stücke und reichlich bezahlt werden, eher geneigt, sich zu überarbeiten, und ihre Gesundheit durch übermäßigen Fleiß zu Grunde zu richten. Ein Zimmermann in London und einigen andern Dertern, behält, wie man glaubt, seine vollen Kräfte nicht viel über acht Jahre. Etwas ähnliches findet in vielen andern Gewerben statt, in welchen die Arbeiter nach dem Stücke bezahlt werden: selbst bei den Feldarbeitern ist es nichts ungewöhnliches, wenn mehr als das gewöhnliche Tagelohn bezahlt wird. Jede Gattung
der

der Handwerker ist, nach Beschaffenheit ihrer Art von Arbeit, auch eigenen Krankheiten ausgesetzt. Ramazzini, ein berühmter italienischer Arzt, hat über die Krankheiten der Handwerker ein eignes Buch geschrieben. Man hält den gemeinen Soldaten gerade nicht für den arbeitsamsten Menschen; gleichwohl, wenn Soldaten zu gewissen Arbeiten der Industrie gebraucht, und nach dem Stücke gut bezahlt worden sind: so haben die Officiere oft mit den Unternehmern Abrede nehmen müssen, daß sie den bei ihnen arbeitenden Soldaten nicht mehr als eine gewisse Summe des Tages sich zu verdienen gestatten sollen. Ehe dieses ausgemacht wurde, geschah es sehr oft, daß gegenseitige Racheiferung und die Begierde nach Gewinn die Soldaten veranlaßte, sich zu überarbeiten, und ihrer Gesundheit durch übertriebene Anstrengung zu schaden. Selbst der vorgedachte Müßiggang von drei Tagen der Woche, dessen manche gut bezahlte Arbeiter so allgemein und so laut angeklagt werden, ist oft nur eine Folge der unmäßigen Arbeit, die sie in den vier übrigen Tagen der Woche verrichtet hatten. Es ist den meisten Menschen natürlich, nach einigen Tagen ununterbrochener Anstrengung von Geist oder Körper, eine Abspannung heftig zu verlangen: und dieser Begierde kann der Mensch, wenn nicht äußere Gewalt, oder die größte Noth ihn zurückhält, schwerlich widerstehen. Die erschöpfte Natur will durchaus durch etwas gestärkt und erquickt seyn. Zuweilen ist die bloße Ruhe dazu hinlänglich; oft aber ist auch Zerstreuung und Vergnügen dazu nöthig. Muß sich der Arbeiter alle diese Dinge versagen; so sind die Folgen davon für Körper und Geist schädlich, oft gefährlich; die gemeinste Folge davon ist, daß, früher oder später, sich die dem Gewerbe eigen thümlichen Krankheiten einstellen. Wären die Meister immer geneigt, auf die Eingebungen der Vernunft und Menschlichkeit zu hören: so würden sie öfter Ursache finden,

finden, den Fleiß ihrer Arbeitsleute zu mäßigen, als anzuspornen. Ich glaube, man wird in jeder Art der Gewerbe finden, daß der Mensch, welcher mit so viel Mäßigung arbeitet, als nöthig ist, um immer fort arbeiten zu können, nicht nur seine Gesundheit am besten erhält, sondern auch am Ende des Jahres die meiste Arbeit zu Stande gebracht hat. A

Man behauptet, der Arbeitsmann sey in wohlfeilen Jahren fauler, und in theuren Jahren fleißiger, als gewöhnlich. Man hat daraus geschlossen, daß ein reichlicher Unterhalt seinen Fleiß erschlafe, und ein sparsamer ihn anstreuge. — Daß mag allerdings wahr seyn, daß ein ungewöhnlicher Ueberfluß manche Arbeiter zur Faulheit verleitet: daß er aber diese Wirkung bei allen thue, oder daß überhaupt Menschen besser arbeiten — wenn sie schlecht, als wenn sie gut genährt werden, wenn sie entkräftet und muthlos, als wenn sie stark und munter sind, — besser, wenn sie öftere Anfälle von Krankheiten haben, als wenn sie sich immer wohl befinden, das ist auf keine Weise wahrscheinlich. In theuren Jahren herrschen, nach sichern Beobachtungen, unter dem gemeinen Volke mehr Krankheiten, und die Sterblichkeit ist größer: es kann nicht fehlen, daß dadurch das Product ihrer Betriebsamkeit vermindert wird.

In fruchtbaren Jahren verlassen Dienstbothen und Gesellen oft ihre Herren, und versuchen, ob sie sich nicht durch ihren Fleiß in einem unabhängigen Zustande erhalten können. Aber eben diese Wohlfeilheit der Lebensmittel vermehrt die Fonds, die zur Unterhaltung von Dienstleuten und Arbeitern angewandt zu werden pflegen, und ermuntert also die Herren, vorzüglich die Pächter, eine größere Anzahl jener zu beschäftigen. Letztre glauben nämlich, in solchen Zeiten, daß ihre Erzeugnisse ihnen mehr Gewinn bringen, wenn sie dafür eine größere Anzahl Knechte und Arbeiter halten, als wenn sie sie

J für

Smith Unters. 1 Th.

für die wohlfeilen Preise auf dem Markte weggeben. Dieß verursacht eine zunehmende Nachfrage nach Dienstbothen, indeß zugleich die Anzahl derer, die sich dazu gebrauchen lassen wollen, abnimmt. Und auf diese Weise kann es geschehen, daß in wohlfeilen Jahren der Arbeitslohn steigt.

Im Gegentheil macht, in theuren Jahren, die Schwierigkeit und Ungewißheit des Unterhalts alle solche Leute begierig, in die Dienste andrer zurückzukehren. Zu gleicher Zeit aber macht der hohe Preis der Lebensmittel, indem er die zur Unterhaltung von Dienstbothen anwendbaren Fonds vermindert, die Herren geneigt, die Zahl der ihrigen eher zu vermindern als zu vermehren. Dazu kommt, daß in theuren Jahren arme Handwerksleute, die zuvor für eigene Rechnung arbeiteten, das kleine Kapital, von welchem sie sich sonst die Materialien zu ihrer Arbeit anschaffen, aufzehren, und, um Brod zu haben, genöthigt werden, wieder um Lohn für andre zu arbeiten. Der Menschen, welche Arbeit nöthig haben, ist alsdann mehr, als der Arbeit, die diese Menschen beschäftigen sollte. Viele lassen sich also schlechtere Bedingungen, als bisher gefallen: und so sinket oft in theuren Jahren der Lohn, für Arbeiter sowohl, als für Dienstbothen.

Weil demnach die Meister aller Klassen oft in theuren Jahren vortheilhaftere Vergleiche, mit denen, die ihnen dienen oder für sie arbeiten, als in wohlfeilen, schließen, weil sie sie in jenen demüthiger und von sich mehr abhängig finden, als in diesen: so glauben und behaupten sie ganz natürlicher Weise, daß theure Jahre den Fleiß überhaupt befördern. Gutsbesitzer und Pächter, die beiden zahlreichsten Klassen von Meistern *),

haz

*) Man hat im Deutschen noch kein recht passendes Wort, alle diejenigen zu bezeichnen, welche für einen bedungenen Lohn arbeiten lassen. A. d. U.

haben noch einen andern Grund, mit theuern Jahren zufrieden zu seyn. Die Renten, die der erste bekommt, die Gewinnste, die der zweite mit seinem Capitale machen soll, hängen sehr von dem Preise der Lebensmittel ab. — Im Grunde aber ist nichts ungereimter, als zu glauben, daß im Ganzen genommen die Menschen weniger arbeiten, wenn sie für sich selbst, als wenn sie für andre arbeiten. Ein armer Handwerksmann, der unabhängig sein Gewerbe treibt, ist gewöhnlich fleißiger, als selbst ein Geselle, welcher nach dem Stücke bezahlt wird. Der eine hat das, was er durch seinen Fleiß hervorbringt, ganz zu genießen; der andere muß es mit seinem Meister theilen. Der eine ist in seinem eigenen unabhängigen Hauswesen den Versuchungen schlechter Gesellschaft weniger ausgesetzt, welche so oft in Werkstätten, wo viele zusammen arbeiten, die Sitten des andern verderbt. Denjenigen Arbeitern und Gesellen, welche auf Wochen, oder gar Monate und Jahre gebunden werden, und die also immer gleich viel Unterhalt und Lohn bekommen, sie mögen viel oder wenig arbeiten, ist der für eigene Rechnung arbeitende Meister, im Fleiße, ohne Zweifel noch weit mehr überlegen. Nun ist dieß aber die Wirkung wohlfeiler Jahre, daß die Anzahl der unabhängigen Arbeiter, im Verhältnisse gegen die Anzahl der Lohnarbeiter, vermehrt, — und die Folge der theueren ist es, daß sie vermindert wird.

Ein französischer Schriftsteller von vielem Scharfsinne und großen Einsichten, Messance, ehemaliger Steuereinnnehmer in der Election St. Stephan, beruft sich, um zu zeigen, daß die Armen in wohlfeilen Jahren mehr, als in theueren arbeiten, auf eine von ihm angestellte Vergleichung des Werths und der Menge der, unter beiden Umständen, in drei verschiedenen Manufacturen hervorgebrachten Waaren, nemlich in der groben Wollenmanufactur in Elbeuf, und in den Leinwand- und den

Seidenfabriken, die in der ganzen Generalität von Rouen verbreitet sind. Es erhellet aus seinen, nach officiellen Berichten, gemachten Rechnungen, daß in allen drei Fabriken, Quantität und Werth der gefertigten Waare, in wohlfeilen Jahren mehr, als in theueren, — im wohlfeilsten Jahre am meisten, im theuersten am wenigsten betragen habe. Alle diese drei Manufacturen scheinen stillstehende zu seyn, — mögen vielleicht von einem Jahre zum andern, bald etwas mehr, bald etwas weniger hervorbringen, — im Ganzen aber weder sehr vorwärts, noch rückwärts gehen.

Die Leinwandmanufactur in Schottland, und die von groben Wollenwaaren im westlichen Theile der Grafschaft York, sind beide im Steigen: sie bringen, obgleich mit einigen Abwechselungen, von Jahr zu Jahre immer mehr hervor. Doch habe ich bei Untersuchung der von ihren jährlichen Arbeiten bekannt gemachten Berichte, nicht bemerken können, daß die Abwechselungen in demselben, mit der Theurung oder Wohlfeilheit der Jahre, in einer besondern Verbindung stünden. Das Jahr 1740 war ein Jahr großen Mangels: und in der That scheinen in demselben beide Fabriken beträchtlich abgenommen zu haben. Im Jahre 1756 hingegen, wo die Theurung auch groß war, hatte die schottische Leinwandmanufactur mehr als gewöhnliche Fortschritte gemacht. Die Manufactur in York nahm in der That ab, und die Summe ihrer Erzeugnisse stieg zu dem, was sie im Jahre 1755 gewesen war, nicht eher als 1766, nach der Widerrufung der amerikanischen Stempelacte. In diesem und dem folgenden Jahre war sie größer, als je zuvor; und seit der Zeit hat sie nicht aufgehört, sich zu vermehren.

Das Erzeugniß großer Manufacturzweige in einem Lande, die ihre Waaren in die Ferne absetzen, hängt nicht sowohl von Theurung, oder Wohlfeilheit an den Orten ab, wo dieselben ihren Sitz haben, als von Um-

ständen

ständen, welche an denjenigen Orten, wohin der Absatz der Waaren geschieht, die Nachfrage nach denselben vermehren oder vermindern. Es kommt dabei auf Krieg und Frieden, auf den Fortgang oder die Abnahme anderer ähnlicher, mit ihnen wetteifernder Manufacturen, und endlich oft auf die gute oder üble Laune ihrer Hauptkunden an. Doch ist dieß auch wahr, daß ein guter Theil dessen, was in wohlfeilen Jahren über die gewöhnliche Quantität gefertigt wird, nicht in die öffentlichen Manufakturberichte kommt. Die Gesellen, welche dann ihre Herren verlassen, arbeiten für ihre eigne Rechnung. Die weiblichen Arbeiter kehren zu ihren Familien zurück, und spinnen oder stricken gemeiniglich, um für sich selbst und die übrigen Kleidungsstücke zu machen. Auch die unabhängigen Arbeitsleute arbeiten nicht immer für den öffentlichen Verkauf: sondern werden bald von diesem, bald von jenem ihrer Mitbürger mit Sachen, die sie für seinen Hausgebrauch machen sollen, beschäftigt. Das Product ihrer Arbeit kommt also in den Listen der Manufakturarbeiten nicht mit vor, die man oft mit so vielem Geräusche dem Publikum bekannt macht, und nach welchen unsere Kaufleute und Manufakturisten sich oft thörichter Weise herausnehmen, den Flor, oder den Verfall ganzer Reiche vorherzusagen.

Obgleich die Veränderungen der Arbeitspreise mit den Abwechselungen, die in den Preisen der Lebensmittel vorgehen, nicht immer gleichartig, ja oft denselben gerade zu entgegen gesetzt sind, so würde man doch sehr unrichtig daraus folgern, daß der Preis der Lebensmittel auf den Preis der Arbeit gar keinen Einfluß hätte. Der Geldpreis der Arbeit wird, nothwendiger Weise, durch zwei Umstände bestimmt: durch die Nachfrage nach Arbeit, und durch den Preis der Dinge, die zu den Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens gehören. Jene, die Nachfrage, bestimmt, nachdem sie ent-

entweder zunehmend, abnehmend, oder stillstehend ist, und also entweder eine wachsende, abnehmende oder unveränderlich bleibende Volksmenge fordert, die Quantität von Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, mit der die Arbeit belohnt werden soll; und der Geldpreis der Dinge, die diese Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten liefern, bestimmt, wie viel der Arbeiter an Geld bekommen muß, um sich jene Quantität verschaffen zu können. Wenn also auch, bei niedrigen Productenpreisen, der Arbeitspreis hoch ist: so würde er doch, bei gleicher Nachfrage nach Arbeit, noch höher seyn, wenn der Productenpreis hoch wäre.

Wenn bei plötzlich eintretender Theurung der Arbeitspreis fällt, und bei einer ungewöhnlichen und unerwarteten Wohlfeilheit steigt, — wie dieß zuweilen der Fall ist: so geschieht es aus keiner andern Ursache, als weil die Nachfrage nach Arbeit im ersten Falle abnimmt, im zweiten sich vermehrt.

In einem Jahre eines plötzlichen und außerordentlichen Ueberflusses, sind in den Händen vieler, welche den Kunstfleiß beschäftigen, Fonds vorhanden, wovon sie eine größere Anzahl Menschen in Arbeit setzen und unterhalten können, als das Jahr zuvor. Aber diese größere Anzahl ist nicht immer sogleich vorhanden. Die Meister und Unternehmer also, welche Arbeiter brauchen, überbiethen einander, und steigern dadurch sowohl den realen, als den Geldpreis der Arbeit.

Das Gegentheil geschieht in den Jahren eines plötzlichen und außerordentlichen Mangels. Der zu Beschäftigung des Fleißes anwendbaren Fonds sind in einem solchen Jahre weniger, als das Jahr zuvor. Viele Leute kommen außer Arbeit, und machen, damit sie Arbeit erhalten, um die Wette gute Bedingungen; wodurch beides, der reale und der Geldpreis der Arbeit heruntergeht. In dem so außerordentlich theuren Jahre 1740, ließen

ließen viele Leute es sich gefallen, für die bloße Kost zu arbeiten. In den darauf folgenden Jahren einer reichlichen Ernte, wurde es weit schwerer, Arbeiter und Dienstleute zu bekommen.

In unfruchtbaren und theuern, wie in fruchtbaren und wohlfeilen Jahren, wirken zwei Ursachen einander langsam entgegen. Der allgemeine Mangel in den erstern, indem er die Nachfrage nach Arbeit vermindert, wirkt auf Herunterbringung des Arbeitspreises; der hohe Preis der Lebensmittel wirkt auf die Erhöhung desselben. In wohlfeilen Jahren hingegen, ist auf der einen Seite die entstehende größere Nachfrage nach Arbeit eine Ursache, ihren Preis zu erhöhen, indeß auf der andern die Wohlfeilheit der Lebensmittel eine Ursache wird, ihn zu erniedrigen. Diese beiden einander entgegengesetzten Kräfte scheinen, in dem gewöhnlichen Laufe der alljährlichen Abwechselungen, sich einander die Wage zu halten; woher es dann kommt, daß allenthalben der Arbeitslohn viel weniger schwankt, und weit länger unverändert bleibt, als der Preis der Lebensmittel.

Eine Erhöhung des Arbeitslohns vermehrt nothwendig den Preis vieler Waaren, — weil ein Theil dieses Preises in dem bezahlten Arbeitslohne besteht, — und muß insofern den Erfolg haben, daß der Absatz dieser Waaren, in und außer dem Lande, vermindert wird. Auf der andern Seite ist eben die Ursache, welche den Tagelohn in die Höhe treibt, nemlich die Vergrößerung der im Lande befindlichen Kapitalien, — auch darzu wirksam, die hervorbringenden Kräfte der Arbeit zu vergrößern, und mit einer kleinern Quantität Arbeit, eine größere Quantität von Waaren zu liefern. Der Kapitalsinhaber, der eine große Menge Arbeiter beschäftigt, ist, seines eignen Vortheils wegen, darauf bedacht, eine so geschickte Absonderung und Vertheilung der verschiedenen Arten der Arbeit zu machen, daß dadurch im Ganzen

zen

zen das möglich größte Erzeugniß erhalten werde. Eben dieser Vortheil treibt ihn an, seine Arbeiter mit den besten Maschinen zu versorgen, die er, oder sie ausdenken können. — Was in dieser Absicht in einer einzelnen Werkstatt geschieht, findet, wenn die Ursachen allgemein sind, in den sämtlichen Manufacturen einer ganzen bürgerlichen Gesellschaft Statt. Je mehr Arbeiter überhaupt in ihr sind: desto mehr theilen sich die Beschäftigungen ein; desto mehr Köpfe sinnern für jede derselben nach, um die dazu zweckmäßigsten Werkzeuge und Maschinen zu erfinden; und desto wahrscheinlicher wird es also, daß solche Maschinen wirklich werden erfunden werden. Die Folge aller dieser Verbesserungen ist, daß viele Waaren, zu ihrer Hervorbringung, nun bei weitem nicht mehr so viel Arbeit, als ehemals, fordern, und daß also die Vermehrung des Preises der Arbeit, durch die Verminderung der erforderlichen Quantität derselben, mehr als ersetzt wird.

Neuntes Kapitel.

Von dem Gewinnste am Kapitale.

Das Steigen und Fallen der Kapitalgewinnste hängt so gut, als das Steigen und Fallen des Arbeitslohns, von dem wachsenden, oder dem abnehmenden Reichtume der ganzen Gesellschaft ab; aber die Wirkung dieser Ursachen ist in dem einen, und in dem andern Falle ganz verschieden.

Die Zunahme der Kapitalien erhöht, wie wir gesehen haben, den Arbeitslohn: — aber den Gewinnst von diesen Kapitalien macht sie geringer. Wenn die Kapitalien vieler Kaufleute in demselben Handelszweige angelegt werden: so muß nothwendig die daraus entstehende Concurrnz den Erfolg haben, ihre Gewinnste kleiner zu machen; und wenn diese Zunahme der Kapitalien sich über alle Zweige der Gewerbe und des Handels, die in der bürgerlichen Gesellschaft getrieben werden, erstreckt: so muß auch der Gewinn aller Kapitalisten überhaupt sich vermindern.

Ich habe schon angemerkt, daß es nicht leicht ist, selbst für einen einzelnen Ort, und eine bestimmte Zeit, die Frage zu beantworten: wie hoch an diesem Orte, zu dieser Zeit, der Arbeitslohn sey. Selten können wir zur Beantwortung derselben mehr thun, als den gewöhnlichen Arbeitslohn angeben. Aber in Absicht der Kapitalgewinnste, ist auch dieses Gewöhnliche selten zu bestimmen. Die Gewinnste, welche jede Anlegung eines Kapitals abwirft, sind so schwankend und veränderlich, daß oft selbst der, welcher ein gewisses Gewerbe treibt, nicht bestimmt zu sagen weiß, wie viel sein jährlicher Gewinnst im Durchschnitt betrage. Nicht bloß die Abwechselungen in den Preisen der Waaren, mit welchen er handelt, sondern auch das bessere, oder schlechtere Glück seiner Mitwerber, das Glück seiner Kunden, und tausend andre Zufälle, denen Kaufmannsgüter, wenn sie zu Lande oder zu Wasser versührt, und selbst, wenn sie im Waarengewölbe aufbewahrt werden, ausgesetzt sind, haben auf seinen Gewinnst Einfluß. Dieser ändert sich also nicht bloß von Jahr zu Jahre, sondern von Tag zu Tage, und selbst von Stunde zu Stunde. — Weit schwerer noch muß es seyn, zu bestimmen, was in den sämtlichen Gewerben eines großen Reichs mit den darin angelegten Kapitalien gewonnen wird, — und fast
ganz

ganz unmöglich ist es, mit einiger Genauigkeit auszumachen, was diese Gewinnste ehemals, vorzüglich in entfernten Zeitperioden, gewesen seyn mögen.

Doch, wenn es auch unmöglich ist, von irgend einer Art der Kapitalanlage, in der gegenwärtigen oder der vergangenen Zeit, die Gewinnste im Durchschnitte genau anzugeben: so lassen sich doch, zu jeder Zeit, diese Gewinnste überhaupt aus der Höhe der Geldzinsen beurtheilen. Man darf es als einen Grundsatz annehmen, daß allenthalben, wo man sein Geld sehr vorthellhaft in Gewerben anlegen kann, man auch für die Erlaubniß, fremdes Geld zu nutzen, viel zahlen muß; und daß man hingegen wenig dafür giebt, wenn man wenig damit gewinnen kann. Wir können also mit Sicherheit annehmen, daß, wenn der gewöhnliche Zinsfuß in einem Lande sich verändert hat, auch die Gewinnste, die sich mit Anlage von Kapitalien machen lassen, verändert worden seyn müssen. Beide steigen und fallen zugleich. Die Geschichte also von den in dem Zinsfuße der Länder vorgefallenen Revolutionen, kann uns einigermaßen die Abwechselungen errathen lassen, die in den Gewinnsten der verschiednen Gewerbe auf einander gefolgt sind.

Durch die sieben und dreißigste Acte Heinrichs des achten, wurden alle Geldzinsen, die zehn vom Hundert überstiegen, für unerlaubt erklärt. Ohne Zweifel hatte man also zuvor ein höheres Interesse genommen. Der mißverständne Religionseifer brachte, unter Eduard dem sechsten, das seltsame Verboth aller Zinsdarlehne zuwege. Dieß Gesetz blieb nicht nur, wie alle ähnliche, unausgeführt; sondern verschlimmerte noch das Uebel des Wuchers, dem es abhelfen sollte. In der zehnten Acte der Königin Elisabeth, wurde Heinrichs des achten Statut erneuert: und zehn vom Hundert blieben, bis zum ein und zwanzigsten Statute Jakobs des ersten, der gesetzmäßige Zinsfuß, da er denn auf acht vom Hundert

bert herabgesetzt wurde. Kurz nach der Wiederherstellung der Monarchie, wurde er auf sechs, und in der zwölften Acte der Königin Anna, auf fünf vom Hundert zurückgebracht. Diese Verordnungen scheinen sämmtlich weise, und den Zeitumständen angemessen gewesen zu seyn. Sie richteten sich nach dem, was schon der gewöhnliche Zinsfuß geworden war, wenn Leute von gutem Credit Geld borgten. Sie folgten, so zu sagen, dem durch die Concurrenz von selbst entstandnen Marktpreise des Geldes, und bestimmten denselben nicht. Seit den Zeiten der Königin Anna, scheinen fünf vom Hundert eher über, als unter diesem Marktpreise gewesen zu seyn: Vor dem siebenjährigen Kriege borgte die Regierung Geld zu drei vom Hundert: und viele Leute, deren Credit wohl gegründet war, konnten sowohl in der Hauptstadt, als in vielen andern Dertern des Königreichs, Geld um viertelhalb, vier, oder fünftehalb vom Hundert bekommen.

Seit Heinrichs des achten Zeiten hat der Reichthum von England, und das gesammte Einkommen seiner Einwohner beständig zugenommen: und wie es scheint, mit stufenweise beschleunigter Geschwindigkeit, zugenommen. Die Fortschritte, welche beide gemacht haben, sind immer schneller und schneller geworden. In eben dem Verhältnisse, sind während dieses Zeitraums, die Arbeitspreise gestiegen, und die Gewinne, die sich aus den verschiedenen Gewerbs- und Handlungszweigen ziehen ließen, verkleinert worden.

Gemeiniglich bedarf es eines größern Kapitals, um ein gewisses Gewerbe in einer großen Stadt, als um es auf einem Dorfe zu treiben. In der großen Stadt machen die ansehnlichen auf jeden Gewerbszweig angewandten Fonds, und die Menge reicher Mitwerber, das Verhältniß des Gewinnstes zum Kapitale kleiner, als solches in der Landstadt oder auf dem Dorfe ist. Hingegen

gen ist der Tagelohn am ersten Orte immer höher, als in dem andern. In Städten, deren Volksmenge und Nahrung zunimmt, können oft die Inhaber großer Kapitalien nicht Leute genug zu den Arbeiten bekommen, auf die sie ihr Geld anlegen wollen: sie überbiethen also einander, um wenigstens so viel Arbeiter als möglich zu erhalten, und treiben auf diese Weise den Arbeitslohn in die Höhe. In entlegenen Gegenden aber sind der anzulegenden Kapitalien zu wenig, und der arbeitenden Leute sind viele: diese biethen sich also um die Wette zum Arbeiten an; und indem sie auf solche Weise ihren eignen Lohn herabsetzen, vermehren sie zugleich den Gewinnst des Unternehmers.

In Schottland ist der gesetzmäßige Zinsfuß dem englischen gleich, — der übliche aber, oder was ich den Marktpreis nenne, eher etwas höher. Auch Leute vom besten Credit können dort selten Geld unter fünf Procent Zinsen geborgt bekommen. Privatbanquiers nehmen Geld zu vier vom Hundert, selbst wenn die Wechsel, die sie dafür ausgeben, auf den Inhaber gestellt sind, oder die Zurückzahlung der ganzen — oder eines Theils der Summe, zu jeder beliebigen Zeit, versprochen wird. Die Londoner Privatbanken geben, wenn Geld auf diese Weise bei ihnen niedergelegt wird, gar keine Zinsen dafür. — Es giebt wenige Gewerbe, die nicht in Schottland mit einem kleinern Kapital, als in England, getrieben werden können. Das gewöhnliche Verhältniß der Gewinnste zum Kapital muß also dort etwas größer seyn. Ich habe schon gesagt, daß der Arbeitslohn dort niedriger ist. Das Land ist nicht nur ärmer, sondern seine Fortschritte zu einem blühendern Zustande, (denn im Fortschreiten ist es wirklich) scheinen weit langsamer zu seyn, als die, welche England macht.

Der

Der gesetzliche Zinsfuß in Frankreich ist, während dieses Jahrhunderts, nicht immer nach dem üblichen, oder nach dem Marktpreise, abgemessen worden *). Im Jahr 1720 wurde der Zinsfuß, vom zwanzigsten auf den fünfzigsten Pfennig, oder von fünf auf zwei vom Hundert heruntergesetzt, im Jahr 1724 auf drei und ein halbes, und 1725 sogar wieder auf fünf vom Hundert erhöht. Unter der Finanzverwaltung des Laverdy, im Jahr 1766, wurde er auf vier vom Hundert bestimmt: und der Abt Terray setzte ihn von neuem auf fünf vom Hundert. Die Absichten, die man bei vielen dieser gewaltsamen Veränderungen mit Grunde vermuthen kann, waren, ähnliche Veränderungen in den Zinsen der Staatsschulden vorzubereiten. Diese Absicht ist zuweilen wirklich durchgesetzt worden.

Frankreich ist vielleicht gegenwärtig nicht ein so reiches Land als England; und obgleich der gesetzliche Zinsfuß im erstern oft niedriger, als im letztern war: so ist der übliche Zinsfuß doch fast immer dort höher gewesen, — indem man dort, so wie in andern Ländern, sichere und leichte Methoden genug fand, den Gesetzen auszuweichen.

Wir ist von brittischen Kaufleuten, die in beiden Ländern gehandelt haben, glaubhaft versichert worden, daß der Handel in Frankreich, im Durchschnitte, größere Gewinne als in England bringt. Und diese Ursache bewegt ohne Zweifel so viele brittische Unterthanen, ihre Kapitalien lieber in einem fremden Lande, wo der Handel in Verachtung ist, als in ihrem Vaterlande, wo er geschätzt wird, anzulegen. Auch ist der Arbeitslohn in Frankreich niedriger, als in England. Wenn man von
Schotts

*) Man s. Denisart unter dem Artikel Taux des Intérêts. Tom. III. pag. 18.

Schottland nach England kommt: so läßt der Unterschied, den man in dem Aussehn und der Kleidung des gemeinen Mannes beider Länder findet, über die Verschiedenheit ihres Wohlstandes keinen Zweifel übrig. — Der Contrast ist noch viel auffallender, wenn man aus Frankreich nach England reiset. Frankreich ist ohne Zweifel ein reicheres Land, als Schottland; aber es ist nicht in einem so schnellen Wachsthum. Die gemeine Meinung im Lande selbst, ist, daß es zurückgehe. Dieß ist auch selbst in Ansehung Frankreichs vielleicht unrichtig: von Schottland kann es kein Mensch behaupten, der es vor zwanzig oder dreißig Jahren gesehen hat, und seinen jetzigen Zustand dagegen hält.

Holland hingegen ist, nach Verhältniß seines Umfangs und seiner Volksmenge, ein weit reicheres Land als England. Die Regierung kann für zwei, und Privatleute, welche Credit haben, können für drei vom Hundert, Geld geborgt bekommen. Der Arbeitslohn soll in Holland höher, als in England seyn; und seine Kaufleute begnügen sich bekanntlich mit geringern Gewinnsten, als die englischen. Man behauptet, daß der holländische Handel verfallt; und einige Zweige desselben mögen in der That im Abnehmen seyn. Aber jene Erfahrung zeigt hinlänglich, daß der Verfall nicht allgemein seyn kann.

Wenn die Gewinnste abnehmen, so klagen die Kaufleute über den Verfall des Handels: obgleich eben diese Verminderung des Gewinnstes aus dem Flor des Handels entsteht, und ihn beweiset; denn sie beweiset, daß größere Kapitalien darin angelegt werden.

Im Kriege von 1756, kam der ganze Zwischenhandel von Frankreich in die Hände der Holländer; und sie haben noch einen großen Theil davon.

Die großen Summen, welche die Holländer in den englischen und französischen Fonds haben, (in den erstern

stern sollen sie vierzig Millionen betragen, welches ich aber für sehr übertrieben halte) die, welche sie an Privatpersonen in Ländern, wo der Zinsfuß höher, als in ihrem eignen ist, verleihen, beweisen ohne Zweifel, daß sie sehr viele Kapitalien überflüssig haben, oder daß derselben mehr geworden sind, als sie mit Nutzen im Gewerbe und Handel ihres Landes anzulegen wissen: aber sie beweisen nicht, daß Handel und Gewerbe abgenommen haben. So wie das Kapital eines Privatmannes zu groß werden kann, um in den Geschäften, durch welche es gewonnen worden ist, ganz mit Nutzen angelegt werden zu können, obgleich zu gleicher Zeit diese Geschäfte selbst sich immer noch erweitern: so kann es sich auch mit Reichthum und Gewerben einer ganzen Nation verhalten.

In den nordamerikanischen und westindischen Kolonien, ist nicht nur der Tagelohn, sondern auch der Zinsfuß, und folglich auch der Gewinnst, welchen Kapitalien in Gewerbe angelegt bringen, höher, als in England. Der gesetzmäßige sowohl, als der übliche Zinsfuß steht, in den verschiedenen Kolonien, zwischen sechs und acht vom Hundert. Diese beiden Sachen, hoher Tagelohn, und große Gewinnste der Kapitalisten, sind selten an einem Orte beisammen, und nur die ganz besondern Umstände, in welchen sich neue Kolonien befinden, können diese Vereinigung stiften. Eine neue Kolonie muß nothwendig, eine geraume Zeit hindurch, für den Umfang ihres Gebiets, zu wenig Fonds, und insonderheit zu wenig Menschen haben. Es ist mehr Land vorhanden, welches angebauet werden kann, als Kapital, wodurch der Anbau zu veranstalten ist. Die Fonds also, die wirklich vorhanden sind, werden zuerst bloß auf den Anbau der fruchtbarsten Ländereyen, und derer, die am vortheilhaftesten, das heißt, entweder an der See, oder am Ufer schiffbarer Ströme liegen, angewandt. Und
auch

auch solche Ländereien werden oft noch unter demjenigen Werthe verkauft, den sie, selbst nach der bloßen Berechnung der darauf wachsenden freiwilligen Erzeugnisse, haben sollten. Kapitalien auf den Ankauf und Anbau solcher Ländereien verwandt, müssen nothwendig große Gewinnste bringen, und wenn sie erborgt sind, ansehnliche Zinsen zahlen können. Da bei einer so vortheilhaften Anlegung, das Kapital in schnellem Maße wächst: so wird der Pflanzler dadurch in den Stand gesetzt, die Anzahl der für ihn arbeitenden Hände zu vermehren. Diese Hände selbst vermehren sich aber nicht gleich schnell. Die, welche er finden kann, werden also reichlich bezahlt.

So wie die Kolonie anwächst, werden die Gewinnste stufenweise geringer. Nachdem die fruchtbarsten und am vortheilhaftesten gelegnen Ländereien schon ihren Besitzer bekommen haben, können die, welche die in Boden und Lage weniger begünstigten anbauen, sich auch nicht einen gleichen Vortheil davon versprechen. Sie können also auch, wenn sie Kapitale dazu borgen, nicht mehr dieselben Zinsen dafür geben. In den ehemaligen englischen nordamerikanischen Kolonien ist, während des gegenwärtigen Jahrhunderts, der gesetzliche sowohl, als der übliche Zinsfuß sehr heruntergesunken. So wie Reichthum, Bevölkerung und Landbau zugenommen haben, sind die Zinsen von Geldkapitalien vermindert worden.

Der Arbeitslohn fällt nicht immer zugleich mit den Gewinnsten der Kapitalisten. Die Nachfrage nach Arbeitern nimmt zu, so wie der Kapitalien mehrere werden, die davon zu hoffenden Gewinnste mögen steigen, oder fallen. Ja, nachdem diese letztern gefallen sind: kann das Kapital doch noch immer zunehmen, und sogar schneller, als zuvor, zunehmen. Es geht mit dem Erwerbe von Reichthümern bei ganzen Nationen, wie bei
Pri

Privatpersonen. Ein großes Kapital mit kleinen Gewinnten vervielfältigt sich schneller, als ein kleines Kapital mit großen Gewinnten. Geld, sagt das Sprichwort, macht Geld. Hat man einmal etwas weniges erworben: so ist es oft nicht schwer, damit einen größern Erwerb zu machen. Aber jenes wenige zu erwerben, das macht dem Menschen, welcher gar nichts hat, die größte Schwierigkeit. Auf welche Weise die Vermehrung des Nationalvermögens mit der Vermehrung des Fleißes bei einer Nation, oder der Nachfrage nach Arbeit, zusammenhängt, darüber habe ich schon oben einige Erläuterungen gegeben. Es wird aber unten noch vollständiger auseinander gesetzt werden, wenn von dem Entstehen der Kapitalien, durch Anhäufung der Vorräthe, die Rede seyn wird.

Zuweilen kann selbst in einem Lande, dessen Reichthümer schnell wachsen, durch das Hinzutreten eines neuen Gebiets, oder durch neu entdeckte Gewerbszweige, der Gewinnst, welchen Kapitalien bringen, und mit ihm der Zinsfuß von Darlehen plötzlich steigen. Da alsdann für die, durch solche neue Erwerbungen, erweiterten Geschäfte in ihrem ganzen Umfange, das Kapital des Landes nicht mehr zureicht: so wird es nur denjenigen Gewerben zugewandt, welche den meisten Vortheil bringen. Ein Theil der Kapitalien, die sonst in andern Gewerben angelegt waren, werden aus diesen herausgezogen, und auf die neuen gewandt, welche mehr Gewinnst bringen. In diesen alten vermindert sich also die Concurrenz. Der Markt wird mit verschiednen Sorten Waaren nicht hinlänglich versehen. Ihr Preis steigt, und die, welche damit handeln, sehen also ihre Gewinnste vermehrt, und sind daher auch im Stande, für das Kapital, welches sie borgen, höhere Zinsen zu bezahlen. Einige Zeit nach dem Schlusse des siebenjährigen Krieges, borgten, nicht bloß mehrere Privatleute vom be-

sten Credit, sondern einige der größten Handlungsgesellschaften in London, Geld zu fünf vom Hundert, die zuvor nicht mehr als vier, oder vier und ein halbes vom Hundert Zinsen zu geben gewohnt waren. Dieß läßt sich aus dem großen Zuwachse, den England, durch die gemachten Eroberungen in Nordamerika und Westindien, sowohl an Land und Leuten, als an Gewerbe und Handel, erhielt, hinlänglich erklären, ohne daß man eine Verminderung des Nationalvermögens annehmen darf. So viele neue Geschäfte, die sämmtlich mit dem alten Kapitale getrieben werden sollten, mußten nothwendig, aus vielen Nahrungszweigen, die zuvor darin angelegten Summen herausziehen, die Concurrenz dieser letztern Gewerbsleute geringer, und also ihre Gewinnste größer machen. Ich werde nachher meine Gründe anführen, warum ich glaube, daß, auch selbst durch die ungeheuren Ausgaben des siebenjährigen Krieges, das Nationalvermögen Großbritanniens doch nicht vermindert worden sey.

Indeß ist es wahr, daß die Abnahme der gesammten Fonds einer Nation, indem sie den Tagelohn herunterbringt, die Gewinnte, die durch Anlegung, — und also auch die Zinsen, die durch Ausleihen der Kapitalien erhalten werden, in die Höhe treiben kann. Vermöge des mindern Arbeitslohns, können die Eigenthümer der noch in dem Staate übrigen Kapitalien, ihre Waaren wohlfeiler zu Markte bringen; und weil weniger Kapitalisten vorhanden sind, die mit ihnen zugleich den Markt versorgen: so können sie theurer verkaufen. Ihre Waaren kosten ihnen weniger, und gehen zu höhern Preisen ab. Ihre Gewinnste werden ihnen, so zu sagen, an beiden Enden vermehrt, und setzen sie also in Stand, auch höhere Geldzinsen zu bezahlen. — Wir sehen aus den großen Reichthümern, die in Bengalen und andern englischen Besitzungen in Ostindien, so schnell erworben werden,

den, daß in diesen zu Grunde gerichteten Ländern sich mit Handel und Gewerbe sehr viel muß verdienen lassen; und die Ursache ist: weil dem Arbeiter daselbst ein so geringer Lohn bezahlt wird. — Der Zinsfuß ist auch dort diesen Verhältnissen gemäß. In Bengalen wird den Landpächtern Geld, oft zu vierzig, funfzig, ja sechszig vom Hundert, geliehen, und die nächste Ernte wird für die Zurückzahlung des Darlehns, mit den Zinsen, verpfändet. — Wenn die Gewinnste des Pächters so groß seyn sollten, daß er seinen Gläubigern diese ungeheure Zinse für ihr Geld bezahlen kann: so müssen sie die Rente des Grundeigenthümers mit verschlingen: aber auch der Gewinnst des Pächters selbst muß durch so wucherhafte Darlehne aufgezehrt werden. — Kurz vor dem Falle des römischen Freistaats, scheint, in den Provinzen, unter der verwüstenden Verwaltung der römischen Befehlshaber, ein ähnlicher Wucher sehr gemein gewesen zu seyn. Der tugendhafte Brutus ließ, wie wir aus den Briefen des Cicero erfahren, sein Geld in Cypren auf acht und vierzig vom Hundert aus.

In einem Lande, welches zu dem vollen Reichtume gekommen ist, den es, vermöge der Fruchtbarkeit seines Bodens, seines Klimas und seiner Lage, gegen andre Länder, erwerben kann, — in einem Lande, das nicht mehr in seinem Wohlstande vorwärts geht, aber auch noch nichts davon verlohren hat, — werden wahrscheinlich Arbeitslohn und Kapitalgewinnste gleich niedrig seyn. Wenn es, nach dem Verhältnisse der Fläche, von welcher seine Einwohner ihren Unterhalt ziehen, und der Fonds, durch die sie beschäftigt werden, durchaus bevölkert ist: so muß die Concurrenz unter den arbeitssuchenden Menschen so groß seyn, daß ihr Lohn nicht höher ausfallen kann, als nur gerade nothwendig ist, die bisherige Anzahl von Arbeitern zu erhalten. Und wenn eben dieses Land mit Fonds zu allen den Geschäften,

die es zu machen Gelegenheit hat, versehen ist: so wird auch in jedem Gewerbszweige schon so viel Kapital angelegt seyn, als die Natur und mögliche Ausdehnung dieses Zweiges zuläßt. In jedem also, wird die Concurrenz der Kapitalisten ungefähr gleich groß, und folglich in jedem der Gewinnst derselben auf den möglich kleinsten heruntergesunken seyn.

Doch vielleicht ist noch kein Land zu diesem Grade des Reichthums gelangt. China scheint zwar seit langer Zeit in seinem Flor stille zu stehn, und das volle Maß von Reichthümern erreicht zu haben, welches mit der Natur seiner Geseze und Einrichtungen verträglich ist. Aber dieß ist bei weitem nicht das volle Maß, welches bei andern Gesezen und Anstalten, die Natur seines Bodens, sein Himmelsstrich, und seine Lage zuließen. Ein Land, welches allen auswärtigen Handel entweder vernachlässiget oder verschmäht, und welches die Schiffe fremder Nationen nur in zwei oder drei seiner Häfen aufnimmt, kann unmöglich seinen Kunstfleiß und Handel so weit ausdehnen, als es bei einem andern Systeme der Gesetzgebung und der Sitten möglich wäre. In einem Lande ferner, wo zwar die Reichen, oder die Eigenthümer großer Kapitalien eine hinlängliche Sicherheit genießen, die Armen aber, oder die Besizer kleiner Kapitalien fast von aller Sicherheit entblößt sind, können die in den sämtlichen Gewerbszweigen angewandten Kapitalien, nie so groß werden, als die Natur und die mögliche Erweiterung dieser Gewerbszweige erlaubte. In jedem dieser Zweige, verschafft die Unterdrückung der Armen den Reichen eine Art von Monopol, wodurch diese, da sie sich des ganzen Handels bemächtigen, in den Stand gesetzt werden, sehr große Gewinnste zu machen. Daher ist zwölfte vom Hundert, wie man sagt, in China der gewöhnliche Zinsfuß, auf welchen Geld ausgeliehen wird: und die Gewinnste also, die man,
von

von der Anlegung eines Kapitals in Gewerben, gewöhnlicher Weise erhält, müssen groß genug seyn, um diese Zinsen zahlen zu können.

Zuweilen können fehlerhafte Geseze den Zinsfuß der Darlehne beträchtlich über das Maß erhöhen, welches dem anderweitigen Zustande des Landes, das heißt, seinem Reichthume, oder seiner Armuth, angemessen wäre. Halten die Geseze nicht strenge genug über die Erfüllung der Bedingungen, so werden dadurch alle Leute, die Geld borgen wollen, den Bankerottirern oder Creditlosen, auf gewisse Weise, gleich gesetzt. Die Ungewißheit, ob man sein Geld wieder bekommen werde, bewegt die Kapitalisten, sich durch wucherhafte Zinsen für die übernommene Gefahr schadlos zu halten. — Dieser Fall war, wie es scheint, unter den Nationen vorhanden, welche die westlichen Provinzen des römischen Reichs überschwemmten. Einige Geschlechtsfolgen hindurch, blieb unter ihnen die Vollziehung der Privatverträge, der Ehrlichkeit der Partheien, die sie geschlossen hatten, überlassen. Die Gerichtshöfe ihrer Könige mischten sich wenig darein. Und dieß war vielleicht eine der Ursachen von dem hohen Zinsfuße, den wir in diesen alten Zeiten, in besagten Ländern, antreffen.

Es gab Zeiten, wo die Geseze alles Ausleihen des Geldes auf Zinsen verbotnen; aber diese Geseze sind nie befolgt worden. Es giebt immer Leute, die durch ihre Umstände Geld zu borgen genöthigt sind: und diesen leihet alsdenn sein Geld niemand, wenn er nicht so viel dafür bekommt, als, nicht nur dem Vortheile, den der Borgende von dem Gebrauche desselben ziehen kann, sondern auch der Gefahr und der Schwierigkeit, die es kostet, dem Geseze auszuweichen, angemessen ist. Die hohen Zinsen, welche unter den muhamedanischen Nationen für Gelddarlehne gezahlt werden, sieht Herr von Montesquieu nicht sowohl als eine Wirkung ihrer Armuth, als der Schwierig-

Schwierigkeiten an, welche der Gläubiger findet, die Zuzahlung zu erhalten.

Der gewöhnliche kleinste Gewinnst, den ein im Handel oder Gewerben angelegtes Kapital bringt, muß immer noch etwas mehr, als hinreichend seyn, den Verlust zu ersetzen, den Zufälle, in jedem Gewerbe, von Zeit zu Zeit veranlassen. Dieser Ueberschuß des Gewinnstes, über den festgesetzten Aufwand sowohl, als den gelegentlichen Verlust, ist allein klarer, reiner Gewinn. Was man Gewinnst in weiterer Bedeutung nennet, schließt beides in sich, den endlichen Ueberschuß der Einnahme, und auch das, was man, zur Ersetzung des gelegentlich sich ereignenden Verlustes, bei Seite gelegt hat. — Nur der reine Gewinnst ist es, welcher bestimmen kann, wie hohe Geldzins der Borger dem Ausleiher zu zahlen im Stande ist.

Auf gleiche Weise muß die übliche kleinste Geldzins etwas mehr betragen, als nöthig ist, um den Verlust, welchem man beim Geldausleihen, von Zeit zu Zeit, unvermeidlich ausgesetzt ist, zu ersetzen. Wäre dieß nicht: so wäre bei diesen Geschäfte gar kein Vortheil; und Freundschaft oder Mildthätigkeit wären die einzigen Gründe, die jemand bewegen könnten, Geld zu verleihen.

In einem Lande, wie wir es oben geschildert haben, welches das volle Maß der ihm möglichen Reichthümer erlangt hat, und wo in jedem Gewerbszweige die größten, darin anwendbaren, Kapitalien wirklich angelegt sind; würden, — so wie der Gewinnst in den Gewerben äußerst klein seyn müßte — auch die Zinsen ausgeliehener Kapitalien so niedrig seyn, daß nur die reichsten Leute, ohne andre Geschäfte, bloß von den Zinsen ihres Geldes würden leben können. Alle die, welche ein mittelmäßiges oder kleines Vermögen besäßen, würden genöthiget seyn, ihr Kapital selbst auf irgend eine nützliche Weise

Weise anzulegen. Fast jedermann würde ein Gewerbe treiben, oder sich in irgend ein Geschäfte, das ihm Einkommen verschaffte, einlassen müssen. Die Provinz Holland scheint sich diesem Zustande zu nähern. Es ist dort gewissermaßen unmodisch, geschäftlos zu seyn. Die Nothwendigkeit macht Gewerbsarbeit zur Gewohnheit; und die Gewohnheit bestimmt an allen Orten, das, was für anständig oder für ehrenvoll gehalten werden soll. So wie es lächerlich ist, sich anders zu kleiden als andre Leute: so wird es gewissermaßen gleich lächerlich, anders, als sie, beschäftigt zu seyn. Ein Mann, der ein bürgerliches Gewerbe treibt, macht in einem Lager, oder unter den Officieren einer Festung, eine schlechte Figur, und ist selbst in einiger Gefahr verlacht zu werden; einem Müßiggänger widerfährt das nehmliche, wenn er sich unter lauter Leuten befindet, welche Geschäfte treiben.

Das höchste Maß, zu welchem die ordentlichen Gewinne des Kapitalisten steigen können, ist, wenn sie so groß sind, daß sie, in den Preisen der Waaren, den Theil, welcher dem Grundeigenthümer zukommt, verschlingen, und für den Arbeiter nur einen so kleinen Lohn übrig lassen, als durchaus nothwendig ist, — wenn die Waare zubereitet und zu Markte gebracht werden soll, — das heißt, als nothwendig ist, wenn der Arbeiter leben soll. Der Arbeiter muß, an allen Orten, auf die eine oder die andre Art unterhalten werden; oder das von ihm hervorzubringende Werk kann nicht zu Stande kommen. Aber der Besitzer von Grund und Boden braucht nicht allenthalben seine Rente zu bekommen. — Vielleicht mögen die Gewinne desjenigen Handels, den die Bedienten der englisch-ostindischen Gesellschaft treiben, von dieser äußersten Grenze nicht mehr weit entfernt seyn.

Das

Das Verhältniß, in welchem die gewöhnlichen Geldzinsen, in einem Lande, mit den gewöhnlichen Gewinnsten von dem, in Geschäften angelegten Gelde, stehen, wird größer oder kleiner seyn, nachdem diese Gewinnste selbst steigen oder fallen. Doppelt so viel im Handel zu gewinnen, als man für erborgtes Geld an Zinsen zahlt, heißt in Großbritannien, ein ehrlicher, mäßiger, räsonnabler Gewinn; — Ausdrücke, die, nach meiner Meinung, nicht mehr und nicht weniger sagen wollen, als daß es der gemeine, oder ein gewöhnlicher Gewinnst ist. In einem Lande, wo gewöhnlicher Weise acht bis zehn vom Hundert bei Geschäften gewonnen wird, mag es billig, oder, wie man sagt, räsonnabel scheinen, — wenn das Geschäfte mit fremdem Gelde getrieben worden ist, — dem Verleiher die Hälfte des Gewinnstes, als Zinsen zu bezahlen. Das Kapital wird, auf Gefahr des Borger's, in dem damit betriebenen Gewerbe angelegt; und wird durch diesen dem Verleiher gleichsam asscurirt. Vier oder fünf vom Hundert mögen hier vielleicht hinlänglich seyn, den Borger, sowohl für diese übernommene Gefahr, als für die bei der Anlegung der Gelder anzuwendende Arbeit und Mühe, schadlos zu halten. — Ein ganz anderes Verhältniß aber findet, zwischen den Gewinnsten des Gewerbsmannes, und den Geldzinsen des Geldverleihers, in einem Lande statt, wo jene Gewinnste selbst für gewöhnlich höher, oder niedriger, als die oben erwähnten sind. Sind sie nehmlich niedriger: so kann vielleicht nicht die volle Hälfte davon dem Geldausleiher, ohne Schaden des Gewerbsmannes, zugestanden werden; — sind sie höher: so mag dieser vielleicht sich mehr als die Hälfte zueignen können.

In Ländern, welche im Fortschreiten, und zwar in einem schnellen Fortschreiten zu Reichthum und Wohlhabenheit sind, kann der niedrige Gewinnst, mit welchem
sich

sich die Kapitalisten begnügen müssen, dem hohen Arbeitslohne, in den durch beide bestimmten Waarenpreisen, das Gegengewicht halten, — und diese Länder in Stand setzen, ihre Waaren eben so wohlfeil, als ihre Nachbarn, bei welchen der Arbeitslohn niedriger ist, zu verkaufen. .

In der That tragen hohe Gewinnste viel mehr dazu bei, die Waaren zu vertheuern, als hohe Arbeitspreise. Wenn, zum Beispiele, in der Leinwandmanufactur, der Lohn aller darin beschäftigten Arbeiter, der Flachsbereiter, der Spinner, der Weber, um zwei Pfennige Sterling, (einen guten Groschen, vier Pfennige) des Tages, vermehrt werden sollte: so würde dadurch der Preis der Leinwand, nur so vielmal um zwei Pfennige Sterling erhöht werden, als die Zahl der Arbeiter, multiplicirt durch die Zahl der Tage, welche sie beschäftigt gewesen sind, ausmacht. Derjenige Theil der Waarenpreise, welcher sich in Arbeitslohn auflöst, steigt, bei der Steigerung des Arbeitslohns, mit diesem nur in arithmetischem Verhältnisse. Sollten hingegen die Gewinnste aller der Kapitalisten, die diese verschiedenen Klassen der Fabrikanten in Arbeit setzen, um fünf vom Hundert erhöht werden: so würde der Theil des Waarenpreises, der sich in Kapitalgewinnst auflöst, von einer Stufe der Verfertigung zur andern, mit jenem Gewinnste in geometrischem Verhältnisse steigen. Der Kapitalist, welcher die Flachsbereiter in Arbeit setzt, würde, wenn er den zubereiteten Flachs verkaufte, dem ganzen Werthe des Materials, und dem ganzen Betrage des vorgeschossenen Arbeitslohns, noch fünf Procent zusetzen. Der, welcher die Spinner beschäftigt, würde gleiche fünf Procent Zuschuß, sowohl auf den Werth des angekauften Flachses, als auf den Arbeitslohn seiner Spinner, verlangen. Und endlich würde der, welcher mit seinem Kapitale die Weberei im Gange erhielt, zu dem

dem Kaufpreise des Garns, welches er den Webern vorschießen, und zu dem Lohne, welchen er ihnen bezahlen mußte, die nehmlichen fünf Procent hinzurechnen. Die Erhöhung des Arbeitslohns vermehrt den Waarenpreis in dem Maße, wie einfache Geldzinsen die Schuld vermehren; die Erhöhung der Kapitalgewinnste hingegen vermehrt den Preis, wie Zinsen, von Zinsen bezahlt, die Schuld vergrößern. Unfre Kaufleute und Fabrikunternehmer klagen erschrecklich über den hohen Arbeitslohn, als die einzige Ursache von dem erhöhten Preise, und dem dadurch, in und außer dem Lande, verminderten Absatze der Waaren. Aber sie sagen kein Wort von den übeln Folgen hoher Gewinnste. Ueber den Schaden, den eine ihnen selbst Vortheil bringende Sache dem gemeinen Wesen thun kann, beobachten sie tiefes Stillschweigen; über den Schaden aber sind sie laut, welchen ein, — andern Leuten zu gute kommende Umstand stiftet.

Zehntes Kapitel.

Wie Arbeitslohn und Kapitalgewinnst, nach Verschiedenheit der Gegenstände, auf welche die Arbeit oder das Kapital angewendet wird, verschieden sind.

Die Vortheile und Nachtheile, welche die verschiedenen Arten, seinen Fleiß oder sein Kapital anzulegen, bringen, müssen in einem Bezirke nahe liegender Orte im Ganzen entweder in einem völligen Gleichgewichte seyn, oder sich doch

doch diesem Gleichgewichte immerfort zu nähern suchen. Wäre, in diesem Bezirke, irgend eine Art der Anwendung von beiden augenscheinlich vortheilhafter, oder nachtheiliger, als die übrigen Arten: so würden, in dem ersten Falle, sich so viele Leute zu derselben drängen, in dem andern, so viele diese Beschäftigung verlassen, daß, durch die dort zunehmende, hier abnehmende Concurrenz, bald zwischen ihr und andern Beschäftigungen das Gleichgewicht, in Absicht des Einkommens, würde hergestellt werden. Wenigstens würde dieß der Fall in einem Staate seyn, wo die Dinge ihrem natürlichen Laufe überlassen wären, wo eine vollkommene Freiheit herrschte, und jedermann das Recht hätte, diejenige Beschäftigung, welche ihm gefiele, zu wählen, und mit seinen Beschäftigungen, so oft als es ihm beliebte, zu wechseln. Dann würde nehmlich jeder durch seinen Eigennutz veranlasset werden, die vortheilhaftern Gewerbe aufzusuchen, und sich von den weniger einträglichen zurückzuziehen.

In der That sind, in ganz Europa, sowohl Arbeitslohn, als Kapitalgewinnst, besonders beide nach Gelde berechnet, bei den verschiednen Gattungen der Arbeit und der Kapitalsanlage, sehr verschieden. Diese Verschiedenheit rührt theils von den Eigenthümlichkeiten der Beschäftigungen selbst her, welche, entweder wirklich, oder wenigstens nach der Einbildung der Menschen, bei einigen dieser Beschäftigungen, den Mangel großer Geldvorthelle ersetzen, bei andern, den Ersatz großer Geldvorthelle erfordern; theils von den europäischen Polizeiverfassungen, welche allenthalben, mehr oder weniger, den natürlichen Gang der Dinge stören.

Die Untersuchung jener Eigenthümlichkeiten, und dieser Polizeiverfassungen, macht, natürlicher Weise, aus diesem Kapital zwei Abtheilungen.

Erste Abtheilung.

Ungleichheiten, welche aus der Natur der Beschäftigungen selbst entstehen.

Auf folgende fünf Umstände kommt es, so weit als meine Beobachtungen reichen, an, wenn gewisse Beschäftigungen, das, was sie an Gelde weniger, als andere einbringen, vergüten, und was diese mehr einbringen, wieder aufwägen sollen: erstens, ob die Beschäftigung selbst angenehm oder unangenehm ist; zweitens, ob sie sich leicht und wohlfeil, oder schwer und mit Kosten erlernen läßt; drittens, ob sich zu derselben zu jeder Zeit, oder nur zu gewissen Zeiten, Gelegenheit findet; viertens, ob dabei ein größeres oder geringeres Vertrauen auf die Person, die sie treibt, gesetzt werden muß; endlich fünftens, ob das Gelingen der Arbeit wahrscheinlich oder unwahrscheinlich ist.

Erstlich: der Lohn einer Arbeit ist größer oder geringer, nachdem sie leicht oder schwer, angenehm oder verdrüßlich, reinlich oder unreinlich, ehrenvoll oder entehrend ist. So bekommt, an den meisten Orten, ein Schneidergeselle, der auf Tagelohn arbeitet, weniger, als ein Tuchmacher. Die Arbeit des ersten ist weit bequemer. Ein Tuchmachergeselle bekommt weniger, als ein Schmiedebursche. Die Arbeit des ersten ist nicht immer leichter, aber sie ist weit reinlicher. Ein Schmid, ob er gleich ein erlerntes Handwerk treibt, verdient sich in zwölf Stunden selten so viel, als ein Steinkohlengräber,

gräber, der eine bloße Tagelöhnerarbeit verrichtet. Aber die Arbeit des ersten ist nicht ganz so schmutzig, bei weitem nicht so gefährlich, und wird bei Tageslichte und über der Erde getrieben. — Bei allen denjenigen Professionen, die nächst dem Gewinne, auch eine gewisse Ehre bringen, macht diese Ehre einen Theil ihrer Belohnung aus: das Verächtliche und die Nieprigkeit andrer Beschäftigungen thut bei ihnen die entgegengesetzte Wirkung. Das Fleischerhandwerk ist wegen der Fühllosigkeit und Grobheit, welche seine Arbeiten voraussetzen scheinen, den meisten Menschen verhaßt: aber es ist, an den meisten Orten, einträglicher, als der größte Theil der andern Handwerke. Die abscheulichste aller Verrichtungen, die eines Scharfrichters, wird, nach Verhältniß der Zeit und Mühe, welche sie kostet, besser bezahlt, als die Arbeit irgend eines andern Gewerbsmannes.

Jagen und Fischen, die Hauptbeschäftigungen der Menschen in ihrem rohen Zustande, werden, in einem gesitteten, ein Theil ihrer Zeitvertreibe. Sie fahren fort, dasjenige bloß ihres Vergnügens wegen zu thun, was sie ursprünglich um ihrer Nothdurft willen thaten. Aber daher kommt es auch, daß die, welche, in diesem gebildeten Zustande der Gesellschaft, ihr Gewerbe aus Sachen machen, welche den übrigen zu Zeitvertreiben dienen, durchgängig sehr arme Leute sind. Arm waren die Fischer von den Zeiten des Theokritus an *). Die, welche von der Raubjagd, oder der Wildddieberei leben, sind durch ganz Großbritannien höchst dürftige Geschöpfe. In Ländern, wo die Strenge der Geseze das eigenmächtige Jagen auf fremdem Gebiete völlig verhindert, sind Jäger, welche unter dem Schutze der Geseze, und mit

Er-

*) S. seine ein und zwanzigste Idylle.

Erlaubniß der Eigenthümer, dieses Gewerbe treiben, in keinem blühendern Zustande. Die natürliche Annehmlichkeit, welche diese Beschäftigungen haben, macht, daß mehr Menschen sich damit abgeben, als bequem davon leben können; und das Product ihrer Arbeit kommt, im Verhältnisse der Zeit und Mühe, welche sie darauf wenden müssen, viel zu wohlfeil zu Markte, als daß es den Arbeitern mehr, als einen dürftigen Unterhalt einbringen könnte.

Das Unangenehme, oder das Erniedrigende der Beschäftigung, hat auf den Gewinnst des darin angelegten Kapitals eben den Einfluß, den es auf den Lohn der darauf gewandten Arbeit hat. Ein Gast- oder Schenkwirth, der nie Herr in seinem Hause, und den Grobheiten jedes trunkenen Menschen ausgesetzt ist, treibt weder ein sehr angenehmes, noch ein sehr ehrenvolles Geschäft. Aber kaum ist unter den gemeinen Gewerben irgend eines, worin ein kleines Kapital angelegt, einen so großen Gewinnst abwürfe.

Zweitens. Der Lohn der Arbeiten ist größer oder kleiner, nach dem Verhältnisse, als es leichter und wohlfeiler, oder schwerer und kostbarer ist, die dazu nöthige Geschicklichkeit zu erlernen.

Wenn in einer Fabrik eine Maschine mit Kosten angeschafft worden ist: so erwartet man natürlicher Weise, daß die mit Hülfe derselben, vor ihrer völligen Abnutzung, verfertigte Arbeit, das auf sie gewandte Kapital, wenigstens mit dem gewöhnlichen Gewinnste, wieder einbringe. Ein Mensch, auf dessen Erziehung viel Zeit und Mühe gewandt worden ist, um ihm diejenige besondere Geschicklichkeit, welche zu dem einen oder dem andern Gewerbe erfordert wird, beizubringen, stellt eine solche Art kostbarer Maschinen vor. Man erwartet auch hier, billiger Weise, daß das Product einer, mit so vielem Aufwande, erlernten Arbeit, nicht nur den gewöhnlichen Lohn ge-

meiner

meiner Arbeiten, sondern über denselben noch so viel einbringen werde, daß davon das auf jene Erziehung gewandte Kapital, wenigstens mit den gewöhnlichen Gewinnen, ersetzt werden könne. Und zwar muß dieß, in Rücksicht der sehr ungewissen Dauer des menschlichen Lebens, in einem nicht zu langen Zeitraume geschehen: eben so wie bei der Maschine ihre gewissere oder ungewissere Dauer mit in anschlag gebracht werden muß, wenn man den von ihr billig zu erwartenden Vortheil berechnen will.

Auf diesem Grundsätze beruhet also der Unterschied zwischen dem Lohne einer Arbeit, wozu ein besonderes Talent, und einer, wozu nur Kraft und Fleiß nöthig ist: zwischen Künstlerarbeit und gemeiner Arbeit.

In den europäischen Polizeigesetzen wird die Arbeit der Handwerker, mechanischen Künstler und Fabrikanten, als kunstvolle, und die Arbeit der Landbauer, als gemeine Arbeit betrachtet. Sie scheinen vorauszusetzen, daß jene, theils mehr wissenschaftliche Kenntniß, theils mehr regelmäßige Uebungen erfordern, als diese. In einigen Stadigewerben mag dieß in der That der Fall seyn: aber er ist es bei weitem nicht in allen, wie ich sogleich zu zeigen Gelegenheit haben werde. Dieser Meinung zu Folge, verlangen die Geseze und Gewohnheiten von Europa, obgleich nicht an allen Orten mit gleicher Strenge, von denen, die zu der ersten Gattung des Gewerbflusses zugelassen werden wollen, daß sie gewisse Jahre in der Lehre gewesen seyn müssen: dahingegen sie die zweite Gattung der Arbeiten jedermann, ohne Unterschied und ohne Vorbereitung, gestatten. Während der Lehrzeit gehört dem Meister die ganze Arbeit des Lehrburschen. Dieser muß, während eben dieser Zeit, in vielen Fällen von seinen Eltern und Verwandten unterhalten, und immer von ihnen gekleidet werden. Gemeinlich bekommt der Meister überdieß noch eine Summe Gel-

Gelbes, als eine Bezahlung des Unterrichts, den er dem Lehrlinge in seinem Handwerke ertheilen soll. Wo kein Geld gegeben wird, muß Zeit gegeben werden, das heißt, der Lehrbursche muß sich anheischig machen, mehr, als die gewöhnlichen Lehrjahre auszuhalten: eine Bedingung, die, wenn sie auch, wegen der bei Lehrburschen sehr gewöhnlichen Faulheit, dem Meister wenig Vortheil bringt, doch dem Lehrlinge allemal nachtheilig ist.

Bei den Landarbeiten hingegen, lernt der junge Bursche, während der Zeit, daß er die leichtesten Arbeiten verrichtet, die schweren Theile seines Geschäftes, — und verdient sich immer zugleich schon gegenwärtig sein Brod durch das, was er thut, indem er stufenweise zu dem, was er künftig thun soll, angezogen wird.

Um dieser Ursachen willen ist es billig, daß der Arbeitslohn der Handwerksleute und Fabrikanten höher, als gemeiner Tagelohn sey. Auch ist er es in der That; und eben dieser Umstand, daß ihre Arbeit mehr einbringt, wird hinwiederum eine Ursache, warum sie selbst für eine etwas höhere Bürgerklasse, als gemeine Landleute, gehalten werden.

Doch dieser ihr Vorzug ist bei den meisten Handwerken nicht sehr groß. Das was in den Fabriken von gemeiner Waare, zum Beispiel, in denen, wo grobe wollene oder seidene Zeuge verfertiget werden, ein Lohnarbeiter sich täglich oder wöchentlich verdienen kann, beträgt, im Durchschnitt gerechnet, wenig mehr, als der gemeine Tagelohn ausmacht. Freilich ist ihr Verdienst beständiger und weniger unterbrochen: und ihre Einnahme, das ganze Jahr hindurch, mag wohl sich etwas höher belaufen, als der Verdienst eines Tagelöhners. Aber augenscheinlich ist dieser Ueberschuß nur eben hinreichend, den größern Aufwand, den ihre Erziehung erfordert hat, zu ersetzen.

Ein noch weit größerer Aufwand von Geld und Zeit ist erforderlich, wenn ein Mensch zu den sogenannten schönen Künsten, oder zu einem gelehrten Berufe erzogen werden soll. Es muß daher auch die Geldbelohnung weit reichlicher seyn, welche Mahler und Bildhauer für ihre Werke, oder welche Aerzte und Sachwalter für ihre Arbeiten erhalten. Und beide werden auch wirklich so belohnt.

Auf den Gewinnst, den das in einem Gewerbe angelegte Kapital bringen soll, scheint die Schwierigkeit oder Leichtigkeit, mit welcher das Gewerbe erlernt worden ist, wenig Einfluß zu haben. Alle die verschiedenen Arten, wie, in großen Städten, Geld gemeinlich angelegt wird, erfordern fast gleiche Kenntniß, und sind also gleich leicht und gleich schwer zu erlernen. Ein Zweig des inländischen, oder des auswärtigen Handels, ist kein verwickelteres und künstlicheres Geschäft, als der andre.

Drittens, der Lohn der Arbeit in den verschiedenen Beschäftigungsarten, ist größer oder kleiner, nachdem die Beschäftigung selbst ununterbrochen fortgehen kann, oder Gelegenheiten erfordert, die nur von Zeit zu Zeit wiederkommen.

Daß in einigen Gewerben die Beschäftigung weit weniger unterbrochen ist, als in andern, ist eine augenscheinliche Erfahrung. Bei den meisten Manufacturen kann der, welcher sein Handwerk versteht, ziemlich gewiß seyn, das ganze Jahr hindurch, einen Tag wie den andern, Arbeit zu bekommen. Ein Maurer hingegen, oder Dachdecker, kann weder bei hartem Frost, noch bei anhaltendem Regenwetter arbeiten: und zu allen Zeiten hängt es von den zufälligen Bauten, die bei seinen Kunden vorkommen, ab, ob er Arbeit haben soll oder nicht. Er ist folglich oft der Gefahr ausgesetzt, ohne Arbeit zu seyn. Was er sich demnach in der Zeit, da er beschäf-

tigt ist, verdient, muß ihn nicht nur während der Zeit, da er müßig ist, unterhalten, sondern ihm auch einigermaßen die Sorgen und Bekümmernisse vergüten, welche eine, so sehr von Zufällen abhängige Lebensart, ihm in gewissen Augenblicken verursacht. Wenn der Verdienst der meisten Manufacturisten, durchs ganze Jahr zusammengerechnet, nicht viel mehr auf den Tag, als gemeines Tagelohn, giebt: so muß der Lohn der Maurer und Dachdecker, gemeiniglich anderthalb, bis zweimal so viel betragen. Da wo gemeine Arbeiter, die Woche hindurch, vier und fünf Schillinge, (1 Rthlr. 8 ggr. und 1 Rthlr. 16 ggr.) verdienen, können es Maurer und Dachdecker oft auf sieben bis acht (2 Rthlr. 8 ggr. bis 2 Rthlr. 16 ggr.) bringen; und da wo die erstern, wie in London, neun bis zehn Schillinge verdienen, verdienen die letztern funfzehn und achtzehn. — Und doch scheint unter aller erlernter Arbeit, keine leichter und kunstloser zu seyn, als die Maurer- und Dachdeckerarbeit. In London verrichten, wie man sagt, oft die Sänfenträger, während des Sommers, Maurerarbeit. Der hohe Lohn also, welchen sie erhalten, ist nicht sowohl die Belohnung ihrer größern Geschicklichkeit, als die Vergütung des durch die Unbeständigkeit dieses Erwerbs ihnen verursachten Schadens.

Ein Zimmermann scheint, mit dem Maurer verglichen, ein künstlicheres und mehr Vorübung erforderndes Handwerk zu treiben, als dieser. Dessen ungeachtet ist sein Tagelohn, fast durchgängig, etwas geringer. Seine Beschäftigung hängt zwar auch von den gelegentlichen Bedürfnissen und dem Aufrufe seiner Kunden, — aber sie hängt doch nicht so gänzlich davon ab: sie wird überdies durch Jahreszeiten und Witterung nicht so unterbrochen.

Wenn Gewerbe, welche sonst allenthalben den Arbeitern beständige Beschäftigung geben, an gewissen
Ders

Dertern dieses nicht thun: so steigt auch an diesen Dertern der Lohn jener Arbeiten über das gewöhnliche Verhältniß, das er sonst zu dem gemeinen Tagelohne hat. In London, zum Beispiel, werden gewöhnlich fast alle Handwerksgefelln tage- oder wochenweise von ihren Meistern gedungen, und können auch täglich, oder wöchentlich wieder, wie gemeine Tagelöhner, entlassen werden. Und um dieser Ursache willen, bekommt daselbst auch die geringste Klasse derselben, die Schneidergefelln, ein Tagelohn von einer halben Krone, oder zwei und einen halben Schilling, (20 ggr.) da gemeiner Tagelohn nur auf anderthalb Schillinge, (12 ggr.) gerechnet wird. In kleinen Städten, oder auf Dörfern, ist der Lohn der Schneidergefelln kaum dem gemeinen Tagelohne gleich. — Aber in London sind auch die Schneidergefelln oft, besonders im Sommer, mehrere Wochen außer Arbeit.

Wenn eine Arbeit zu gleicher Zeit beschwerlich, unangenehm, schmutzig, und doch dabei zufällig und unterbrochen ist: so kann ihr Lohn, wäre sie auch von der gemeinsten Art, oft weit über den Lohn der kunstreichsten Arbeit steigen. Ein Kohlengräber, der im Bedinge arbeitet, das heißt, der nach dem Maße herausgebrachter Kohlen bezahlt wird, soll zu Newcastle gemeiniglich zwei- und an vielen andern Orten Schottlands dreimal so viel gewinnen, als der gemeine Arbeitslohn beträgt. Dieser hohe Lohn kommt lediglich von dem Ermüdenden, dem Unangenehmen und dem Schmutzigen dieser Arbeit. Die Ausländer der Kohlenschiffe in London sind mit den Kohlengräbern, in Absicht aller dieser Umstände, in gleichem Falle, und sie haben überdieß noch den Nachtheil, daß ihre Arbeit mehr unterbrochen ist, da sie von der sehr unregelmäßigen Ankunft der Kohlenschiffe abhängt. Es kann daher nicht unbillig scheinen, wenn sie gewöhnlicher Weise sich vier bis fünfmal

so viel, als gemeine Tagelöhner verdienen. Und so ist es auch in der That. Bei einer vor etlichen Jahren angestellten Untersuchung hat man gefunden, daß ihr täglicher Verdienst sechs bis zehn Schillinge beträgt. Sechs Schillinge sind das vierfache von achtzehn Pfenn. Sterling, dem gemeinen Tagelohne. In jedem Gewerbe aber kann der niedrigste Lohn immer für den Lohn der größten Anzahl von Arbeitern angesehen werden. Jene Gewinnste können übertrieben scheinen. Wenn sie es indeß wirklich wären, wenn sie mehr als zureichten, alle unangenehmen Umstände dieses Geschäfts zu vergüten: so würden sich, da es kein Gewerbe mit ausschließenden Privilegien ist, so viel Leute zu demselben drängen, daß die Concurrenz bald den Lohn auf eine niedrigere Tare herunterbringen würde.

Die Gewinnste, welche die in einem Gewerbe angelegten Kapitalien bringen, können durch die Beständigkeit, oder Unbeständigkeit der Beschäftigungen dieses Gewerbes, nicht verändert werden: denn es hängt immer vom Kapitalisten ab, ob er seine Fonds in den Zwischenzeiten auf andere Art nutzen will.

Viertens, die Belohnung einer Arbeit ist größer oder geringer, nachdem das Vertrauen größer oder geringer ist, welches dabei auf den Arbeitenden gesetzt werden muß.

Goldschmiede und Juwelirer werden allenthalben besser bezahlt, als viele andre Arbeiter, deren Geschäft eine gleiche, oder noch größere Geschicklichkeit erfordert; und dieß ohne Zweifel bloß wegen der Kostbarkeit der Materialien, welche ihnen anvertrauet werden.

Wir vertrauen unsere Gesundheit dem Arzte; unser Vermögen, und zuweilen unsere Ehre und unser Leben dem Sachwalter und Rechtsgelehrten an. Ein so großes Vertrauen kann man mit Sicherheit nicht auf Leute setzen, die in der bürgerlichen Gesellschaft ohne Ansehen und

und ohne Ehre sind. Ihre Belohnung muß also von der Art seyn, daß sie dadurch in Stand gesetzt werden, den Rang in der Gesellschaft zu behaupten, welchen das ihnen geschenkte Vertrauen erfordert. Hierzu kommt noch die Länge der Zeit und die Größe des Aufwandes, ohne welchen ein Mann zu solchem Berufe nicht vorbereitet werden kann: und dieses, mit dem erstern Umstande verbunden, muß die Belohnung seiner Arbeit nothwendig erhöhen.

Wenn jemand bei seinem Gewerbe bloß sein eignes Kapital anlegt: so kann von einem in ihn gesetzten Vertrauen gar nicht die Rede seyn; wenn er fremdes Geld dazu braucht: so beruhet der Credit, welchen man ihm giebt, nicht auf der Natur seines Geschäftes, sondern auf der Meinung, die man von seinem Glücke, seiner Ehrlichkeit und seiner Einsicht hat. Der Umstand also, von dem wir jetzt reden, kann auf die von Kapitalien gezogenen Gewinnste keinen Einfluß haben. Daß in dem einen Gewerbe angelegte, kann nicht deswegen mehr Zinsen bringen, als das in einem andern, weil das Geschäft des ersten ein größeres, in den Gewerbsmann gesetzte Vertrauen fordert.

Endlich, fünftens, wechselt der Lohn der Arbeiten in den verschiedenen Beschäftigungsarten ab, nachdem die Wahrscheinlichkeit des Gelingens in denselben größer oder geringer ist.

Wenn mehrere Menschen zu verschiedenen Beschäftigungen angezogen worden: so ist die Wahrscheinlichkeit, daß sie wirklich je zu denselben fähig seyn werden, bei weitem nicht in allen gleich. Bei den meisten Handarbeiten ist der Erfolg beinahe gewiß; bei den gelehrten Arbeiten, und bei den schönen Künsten ist er sehr zweifelhaft. Thut euren Sohn bei einem Schuhmacher in
die

die Lehre, und ihr könnt sicher darauf rechnen, daß er ein Paar Schuhe wird machen lernen; aber schickt ihn auf die Universität, um die Rechte zu studieren: und es ist zwanzig gegen eins zu wetten, daß er es in seiner Wissenschaft nicht so weit bringen wird, um von ihrer Ausübung allein sein Brod zu haben. In einer Lotterie, wo es ehrlich zugeht, müssen die, welche Treffer ziehen, alles das gewinnen, was von denjenigen verlohren wird, welche Nieten gezogen haben. In einer Laufbahn des Glücks, wo zwanzig zurückbleiben, gegen einen, der das Ziel erreicht, muß von Rechtswegen dieser eine alles das gewinnen, was auf jene zwanzig Verunglückten gekommen seyn würde. Der Rechtsgelehrte, der vielleicht erst in seinem vierzigsten Jahre anfängt, einen Erwerb von seinem Berufe zu ziehen, muß billiger Weise nicht nur die Vergütung für seine eigene so langwierige und so kostbare Erziehung, sondern auch den Ersatz für die Erziehung von mehr als zwanzig andern bekommen, die sich nie leinen Pfennig damit werden erwerben können. So ausschweifend groß die Advokatengebühren zuweilen zu seyn scheinen, so füllen sie doch dieses Maß nie aus. Man berechne, was wahrscheinlich, an einem bestimmten Orte, von allen Arbeiten irgend eines gemeinen Handwerks, zum Beispiel, des Schusterhandwerks jährlich gewonnen, und was jährlich von ihnen ausgegeben wird: und man wird gewiß, in den allermeisten Fällen, die erste Summe etwas größer, als die letzte, finden. Aber nun mache man dieselbe Rechnung in Absicht aller Rechtsgelehrten, und man wird, auch bei dem niedrigsten Ansätze ihrer Ausgaben, und dem höchsten ihrer Erwerbe, doch jene um vielemale größer, als diese finden. Die Profession der Rechtsgelehrten, als eine Lotterie betrachtet, ist also bei weitem keine vollkommen billige Lotterie. Wenn man bloß auf den Gelblohn sieht, welchen sie bringt: so wird sie wirklich, so wie mehrere
anz

andere der höhern und ehrenvollen Professionen, zu schlecht bezahlt *).

Nicht desto weniger behalten diese Lebensarten ihre volle Anzahl von Menschen, die sie im Gleichgewichte mit den übrigen haben sollen; und so viel abschreckende Umstände sie begleiten, so drängen sich doch zu ihnen immer die besten Köpfe, und die ehrbegierigsten Charaktere. Mehrere Ursachen vereinigen sich, sie annehmlich zu machen. Erstlich die Ehre und Achtung, welche sie denjenigen versprechen, die darin zu einer ausgezeichneten Vortrefflichkeit gelangen; zum andern das natürliche Zutrauen, das jedermann, mehr oder weniger, nicht nur zu seinen Fähigkeiten, sondern auch zu seinem Glücke hat.

In

-
- *) Man erkennt leicht, daß das, was Smith in diesem Absatze von Rechtsgelehrten und Gerichtshöfen (counsellors, inns of court) sagt, bloß auf England paßt und sich auf Deutschland nicht anwenden läßt. In England ist die Anzahl derer, welche die Rechte studieren, verhältnißmäßig weit geringer, als in Deutschland; und von dieser geringen Anzahl gelangen nur äußerst wenige zu einem vorzüglich reichen Einkommen. In Deutschland hingegen, wo nicht nur die Advokaten und Richter, sondern auch die Inhaber der einträglichsten Stellen bei den Finanzen, alle Mitglieder der obern Collegien, der Staatsämter u. s. w. aus der Klasse der Rechtsgelehrten genommen werden, kann man nicht sagen, daß die Kosten, welche auf Erlernung der Rechtsgelehrsamkeit verwendet werden, größer sind, als der dadurch in der Folge gemachte Gewinn.

Ueber Counsellors, inns of Court, students of Law, s. Küttners Beiträge zur Kenntniß des Innern von England, 12tes und 13tes Stück, S. 221.

A. d. U.

In einem Berufe vortrefflich zu seyn, in welchem nur wenige bis zur Mittelmäßigkeit gelangen, ist der entscheidendste Beweis höherer Talente, oder von dem, was man Genie heißt. Die allgemeine Bewunderung, welche solche ausnehmende Geschicklichkeiten auf sich ziehen, ist ein Theil ihrer Belohnung, und macht einen desto größern oder geringern Theil derselben aus, nachdem diese Bewunderung selbst größer oder geringer ist. Sie macht einen beträchtlichen Theil in der Belohnung des Arztes, einen größern in der eines Sachwalters, und beinahe die ganze Belohnung des Dichters und Philosophen aus.

Es giebt gewisse sehr anmuthige und Vergnügen bringende Talente, die der Person, welche sie besitzt, immer etnige Bewunderung zuziehen, die aber, wenn sie als Erwerbsmittel gebraucht werden, nach der Meinung der Welt, sie mag nun aus Vorurtheil, oder aus vernünftigen Gründen entstanden seyn, eine Art von Erniedrigung mit sich führen. Diejenigen Personen nun, welche sich ihnen wirklich auf diese Weise widmen, müssen durch die Geldbelohnung, die sie bekommen, nicht nur für die Zeit, die Mühe und den Aufwand, welche ihnen die Erwerbung ihrer Talente gekostet hat, sondern auch für die Art von Schande entschädigt werden, die mit der Anwendung derselben, als eines Unterhaltsmittels, verbunden ist. Auf diesen beiden Gründen beruhen die ausschweifend hohen Gehalte, welche Schauspieler, Opernsänger und Operntänzer bekommen; — auf der Seltenheit und Anmuth ihrer Talente, und auf der Unehre, welche mit der Art, wie sie davon Gebrauch machen, verbunden ist. Es scheint beim ersten Anblicke ungereimt, daß wir ihre Personen verachten, und doch ihre Kunst mit verschwenderischer Freigebigkeit belohnen. Aber eben weil wir das eine thun, müssen wir das andere auch thun. Sollte sich die Meinung oder das Vorurtheil

urtheil des Publikums, in Ansehung solcher Beschäftigungen, jemals ändern: so würde sich ihre Geldbelohnung sehr bald vermindern. Eine größere Anzahl von Menschen würde sich darauf legen: und die vermehrte Concurrenz würde den Preis ihrer Arbeit herunterbringen. Viele Leute besitzen Talente dieser Art in großer Vollkommenheit, die es aber unter ihrer Würde zu seyn achten, sie als ein Erwerbsmittel zu gebrauchen; und noch mehrere würden fähig seyn, sie zu erwerben, wenn sie voraus sähen, daß sie mit Ehren ihren Unterhalt davon ziehen könnten.

Es ist ein von den Philosophen und Moralisten aller Zeitalter bemerkter Fehler, daß die meisten Menschen eine zu hohe Meinung von ihren Fähigkeiten haben; daß sie aber eben ein so übertriebenes Zutrauen zu ihrem Glücke haben, darauf ist weniger Acht gegeben worden. Gleichwohl ist dieses zu große Zutrauen beinahe noch allgemeiner, als jene hohe Meinung. Vielleicht ist, in dem Zustande der Gesundheit und bei dem Gefühle ungeschwächter Kräfte, kein Mensch ganz frei davon. Jeder rechnet auf die Zufälle, durch die er gewinnen kann, etwas zuviel; jeder bringt die, bei denen er zu verlieren hätte, in zu geringen Anschlag: und von niemanden beinahe werden die Wahrscheinlichkeiten von beiden Seiten richtig abgewogen.

Wie sehr die Menschen geneigt sind, sich den Zufall allzugünstig vorzustellen, ist daraus klar, daß Lotterien-Unternehmungen so allgemeines Glück machen. Die Welt sehe nie eine Lotterie, und wird nie eine sehen, wo die Hoffnung zu gewinnen, deren Wahrscheinlichkeit der Einsetzende bezahlt, wirklich so viel werth ist, als dafür gegeben wird. Dieß könnte nur dann statt finden, wenn die Summe aller Gewinnste, der Summe aller verlorner Einsatzgelder, gleich wäre. Bei einer solchen Lotterie aber würde der Unternehmer leer ausgehen. In den
eng

englischen Staatslotterien sind die Loose nicht einmal so viel werth, als von den Subscribenten ursprünglich für sie bezahlt wird: und doch werden sie auf der Börse gemeiniglich mit zwanzig, dreißig, zuweilen mit vierzig vom Hundert Aufgeld verkauft. Die eitle Hoffnung, einen der großen Gewinnste zu erhalten, ist die einzige Ursache, warum diese Loose so stark gesucht werden. Selbst gesetzte und in ihren Begierden mäßige Leute, sehen es für keine Thorheit an, eine, ihrem Urtheile nach, so kleine Summe für die Möglichkeit, zehn oder zwanzig tausend Pfund zu gewinnen, hinzugeben. Und doch könnten sie wissen, daß selbst diese kleine Summe zwanzig bis dreißig vom Hundert mehr beträgt, als jene Wahrscheinlichkeit werth ist. Wenn es in einer Lotterie keine höhern Gewinnste, als zu zwanzig Pfund Sterling gäbe, gesetzt, daß sie übrigens nach weit billigern und für die Einsezer viel vortheilhaftern Grundsätzen eingerichtet wäre, als die Staatslotterien: so würden doch die Loose davon gewiß weit weniger gesucht werden. — Um die möglichen Fälle, wo die hohen Gewinnste in dieser letztern zu erhalten wären, zu vervielfältigen, nehmen manche Leute mehr als ein Loos, oder interessiren sich für noch mehrere zu einem gewissen Antheile. Und dessen ungeachtet ist kein Satz in der Mathematik so bewiesen, als daß, auf je mehr Loose man sein Geld wagt, desto mehr die Wahrscheinlichkeit wächst, dabei zu verlieren. Es kaufe jemand die sämtlichen Loose einer Lotterie: so ist sein Verlust unfehlbar. Je eine größere Anzahl er nun nimmt: desto mehr nähert er sich dieser Gewißheit.

Daß auch bei andern Gegenständen die unglücklichen Zufälle von den meisten Menschen auf gleiche Weise zu geringe berechnet, und fast von niemanden über ihren vollen Werth in Anschlag gebracht werden: davon sind die so mäßigen Gewinnste der Affecuranten ein Beweis.

Wenn

Wenn aus dem Affecuriren, es sey für See- oder Feuer-
 ersgefahr, ein Gewerbe werden soll: so muß die ge-
 wöhnliche Affecuranzprämie hinlänglich seyn, erstlich den
 wahrscheinlich zu erwartenden Verlust zu ersetzen, —
 zweitens, die Kosten der Verwaltung dieses Geschäfts
 zu tragen, und endlich einen eben so großen Gewinnst
 für das darin angelegte Kapital abzuwerfen, als dieses,
 in andern gewöhnlichen Gewerben angelegt, bringen
 würde. Der, welcher um sein Haus oder Schiff versich-
 ern zu lassen, nicht mehr, als dieß bezahlt, giebt arg-
 genscheinlich nur den Betrag der Gefahr, welchem die
 Affecuranten sich aussetzen, und also den niedrigsten
 Preis, für welchen er billiger Weise sein Eigenthum ver-
 sichert zu sehen, verlangen kann. Aber obgleich viele
 Leute durch Affecuranzen etwas gewonnen haben: so
 haben doch wenige ein großes Glück dadurch gemacht.
 Und dieß allein beweiset hinlänglich, daß, Gewinn und
 Verlust gegen einander abgerechnet, dieser Handel keinen
 größern Ueberschuß giebt, als andere Gewerbsarten,
 welche doch auch nicht selten ihre Leute bereichern. —
 Und nun, für so mäßig auch, diesen Betrachtungen zu
 Folge, die Prämien der Affecuranten zu halten sind: so
 schätzen doch viele Leute die Gefahr, vor welcher sie da-
 durch gesichert werden sollen, zu geringe, um auch nur
 einen so mäßigen Preis für diese Sicherheit bezahlen zu
 wollen. Im ganzen Königreiche Großbritannien sind
 nicht neunzehn Häuser unter zwanzigen, vielleicht nicht
 neun und neunzig unter hundert, gegen Feuergefahr
 versichert. Seegefahren scheinen den meisten Leuten weit
 beunruhigender: und das Verhältniß der Zahl von affe-
 curirten Schiffen, zu der von nicht affecurirten, ist weit
 größer. Viele schicken dennoch ihre Schiffe in See, und
 dieses selbst in Kriegszeiten, ohne sie versichern zu las-
 sen. Unter gewissen Umständen kann dieses auch aller-
 dings ohne alle Unflugheit geschehen. Wenn eine
 große

große Handelsgesellschaft, oder auch ein einzelnes großes Handelshaus, zwanzig bis dreißig Schiffe in See hat: so versichern diese einander selbst. Die Uffecuranzprämie, welche an ihnen allen erspart wird, kann mehr als hinlänglich seyn, den Verlust zu ersetzen, der, nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, von Zeit zu Zeit, durch Verunglückung einiger, verursacht werden wird. Doch ist in den meisten Fällen nicht eine so feine Berechnung der Wahrscheinlichkeiten, sondern die bloße Unbesonnenheit, und das blinde Zutrauen der Menschen zu ihrem Glücke, die Ursache, warum man sowohl seine Häuser, als seine Schiffe versichern zu lassen vernachlässiget.

Diese leichtsinnige Geringschätzung der Gefahr, diese überspannten Hoffnungen, von glücklichen Erfolgen, sind, in keinem Zeitraume des Lebens, dem Menschen mehr eigen, und haben in keinem mehr Einfluß auf seine Schicksale, als in dem Alter, in welchem junge Leute sich ihre künftige Lebensart wählen. Wie wenig zu dieser Zeit die Furcht vor Unglücksfällen, der Hoffnung glücklicher Ereignisse das Gegengewicht halte, erhellet noch weit augenscheinlicher aus der Bereitwilligkeit, mit welcher sich gemeine Leute zum Soldaten- oder Seebienste anwerben lassen, als aus dem Eifer, mit welchem Leute von besserem Stande die Laufbahn der Gelehrten und Künstler betreten.

Welchen Gefahren ein gemeiner Soldat ausgesetzt ist, fällt deutlich in die Augen. Aber so wenig achten junge Leute auf diese Gefahren, daß niemals mehrere derselben freiwillig Dienste nehmen, als zu Anfange eines Krieges. So gering auch die Wahrscheinlichkeit für sie seyn mag, je zu Officierstellen befördert zu werden: so spiegelt ihnen ihre jugendliche Phantasie doch tausend Gelegenheiten, Ehre einzulegen und sich empor zu schwingen, vor, die sich niemals ereignen. Diese romantischen Hoff-

Hoffnungen machen den ganzen Preis aus, für den sie ihr Blut und ihr Leben verkaufen. Ihr Sold ist geringer als gemeiner Tagelohn; und im wirklichen Dienste ist ihre Arbeit weit beschwerlicher, als die Arbeit des Tagelöhners.

Die Lotterie, welche der Seedienst darbiethet, ist nicht ganz so unvortheilhaft, als die der Landtruppen. Der Sohn eines wohlhabenden Arbeitsmannes oder Handwerkers kann wohl zuweilen mit seines Vaters Bewilligung zur See gehen: aber wenn er sich als Soldat anwerben läßt, so geschieht es gewiß immer wider dessen Willen. In jener Lebensart können auch wohl noch andere Leute, als der junge Mensch selbst, eine Möglichkeit zu sehen glauben, daß er sein Glück machen könne: von dieser kann sich niemand etwas versprechen, als er allein.

Der große Admiral ist weniger ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung, als der große General; und die glücklichsten Unternehmungen zur See versprechen kein so glänzendes Glück, noch einen so ausgebreiteten Ruhm, als gleiche Unternehmungen in einem Landkriege. Derselbe Unterschied findet bei allen untern Stufen des Land- und Seedienstes statt. Nach der Rangliste ist ein Schiffskapitän einem Obersten in der Armee gleich: aber, nach der Meinung der Welt, steht er weit unter ihm. — Wie nun in einer Lotterie, wo die hohen Gewinnste weniger betragen, der kleinern mehrere seyn müssen: so ist es wahrscheinlich auch in diesen beiden Arten des Dienstes. Gemeine Matrosen haben eher die Aussicht, zu einigem Vermögen zu gelangen, oder zu einem höhern Posten befördert zu werden, als gemeine Soldaten: und eben diese Hoffnungen sind es, wodurch diese Lebensart empfohlen wird. Ungeachtet die Geschicklichkeit, welche zum Matrosendienste nöthig ist, und die Uebung, welche er erfordert, weit größer sind, als die meisten Handwerker

werker zu ihren Arbeiten gebrauchen; obgleich das ganze Leben gemeiner Seeleute eine zusammenhängende Kette von Mühseligkeiten und Gefahren ist: so erhalten sie doch, so lange sie gemeine Matrosen bleiben, für alle ihre Geschicklichkeiten, für alle von ihnen überstandenen Mühseligkeiten und Gefahren, fast gar keine Belohnung, ausgenommen die, daß sie jene haben ausüben, und in diesen sich hervorthun können. Ihr Sold ist nicht größer, als der Lohn der gemeinsten Arbeiter in demjenigen Hafen, wo dieser Sold bedungen wird. Da sie beständig von einem Hafen zum andern segeln: so ist der monatliche Sold der Matrosen, in den sämtlichen Häfen von Großbritannien, einander weit mehr gleich, als der Lohn irgend einer andern Klasse von Arbeitsleuten, an eben diesen Dertern. Der Hafen, aus welchem, und nach welchem, die meisten von ihnen segeln, das heißt, der Hafen von London, ist auch derjenige, nach dessen Arbeitspreisen sich der Matrosensold in allen übrigen Häfen am meisten richtet. Die Arbeitspreise in London sind, für die meisten Arbeiten, ziemlich das Doppelte von den Edinburger Preisen. Dessen ungeachtet haben die Matrosen, welche aus dem Londoner Hafen absegeln, vor denen, die aus dem Hafen von Leith ihre Fahrt antreten, an monatlichem Solde, nicht mehr als etwan drei oder vier Schillinge voraus. Der Londoner Preis für den Matrosendienst, ist, auf Handelschiffen, und in Friedenszeiten, zwischen einer Guinee und sieben und zwanzig Schillingen, monatlich (7 Rthlr. bis 9 Rthlr.) In eben dieser Zeit kann ein gemeiner Tagelöhner in London, — die Woche zu neun bis zehn Schillingen Tagelohn gerechnet, — sich vierzig bis fünf und vierzig Schillinge (13 Rthlr. 8 ggr. bis 15 Rthlr.) verdienen. Zwar bekommt der Matrose noch über seinen Sold, auch die Kost. Aber der Werth davon mag wohl selten mehr betragen, als der Unterschied zwischen seinem Solde und dem

dem Verdienste gemeiner Tagearbeiter beträgt. Und betrüge er mehr: so würde dieser Ueberschuß doch noch nicht reiner Gewinn für den Matrosen seyn, da er ihn nicht mit Weib und Kind, die er von seinem Lohne in seiner Abwesenheit zu unterhalten verbunden ist, theilen kann.

In der That scheinen Lebensarten, wobei große Gefahren und unerwartete Errettungen, verbunden mit außerordentlichen Abwechselungen und Auftritten, vorkommen, anstatt durch jene Gefahren junge Leute abzuschrecken, gerade dadurch einen Reiz für sie zu bekommen. Sehr oft ist eine zärtliche Mutter aus den untern Volksklassen, wenn sie ihren Sohn nach einem Seehafen in die Schule schicket, schon zum voraus darum bekümmert, daß nicht der Anblick der Schiffe, und der Umgang mit Seeleuten, die ihrem Sohne ihre Abenteuer erzählen, ihm zu dieser Lebensart Lust mache. In der That ist die entfernte Aussicht auf Gefahren, aus denen wir hoffen, uns durch Muth und Geschicklichkeit herauswickeln zu können, dem menschlichen Gemüthe nicht unangenehm: und für eine Arbeit, mit welcher Gefahren dieser Art verbunden sind, wird deshalb kein höherer Lohn bezahlt. Ganz anders ist es mit Gefahren, wo Muth und Geschicklichkeiten nichts helfen. In Gewerben, die als ungesunde bekannt sind, ist der Arbeitslohn merklich höher. Vielleicht aber kommt Ungesundheit hierbei nicht als Gefahr, sondern nur als Unannehmlichkeit, in Betrachtung: und dann würde ihr Einfluß auf die Erhöhung des Arbeitslohnes, unter den ersten der oben angegebenen Artikel gehören.

Was die Gewinnste von angelegten Kapitalien betrifft, so ist die größere oder mindere Gewißheit, in der

der man in bestimmter Zeit darauf rechnen kann, sein Kapital wieder zu haben, eine allgemeine und sichere Ursache, welche jene Gewinnste vermehrt oder vermindert. Diese Gewißheit ist im inländischen Handel größer, als im auswärtigen, — und in einigen Zweigen des auswärtigen Handels größer, als in andern, zum Beispiel, in dem Handel nach Nordamerika größer, als in dem nach Jamaika. Mit dem Risiko muß, bei einem Handel, der gewöhnliche Gewinnst immer steigen oder fallen. Doch geschieht dieß, wie es scheint, nicht in einer vollkommenen Proportion, noch so, daß das Risiko gänzlich dadurch ersetzt würde. In allen Handlungsarten, wobei viel aufs Spiel gesetzt wird, giebt es auch viele Bankerotte. Der gefährlichste Handel unter allen, der Schleichhandel, ob er gleich, wenn die Unternehmung gelingt, am meisten bereichert, ist doch der unfehlbare Weg zum Bankerott. Wahrscheinlicher Weise macht eben das oben gedachte ungegründete und blinde Vertrauen der Menschen zu ihrem Glücke, welches so viele zu diesen gefährlichen Unternehmungen lockt, daß durch ihre Anzahl und ihre Concurrenz der Gewinn dabei zu sehr verringert wird, um den wahrscheinlichsten Verlust decken zu können. Sollte dieser vollständig gedeckt werden: so müßte der Handel, von dem die Rede ist, für gewöhnlich so viel einbringen, daß er, außer dem, in jedem andern Handel üblichen Gewinnste des Kapitals, noch die von Zeit zu Zeit vorfallenden Einbußen bezahlte, und dem Schleichhändler überdieß einen außerordentlichen Gewinnst von der Art, wie die Asscuranten ihn haben, versicherte. Wahrscheinlich bringen diese Handelszweige so viel nicht ein: denn sonst würden die Bankerotte bei denselben nicht so häufig seyn.

Von den fünf Umständen also, welche den Lohn der Arbeit abändern, sind es nur zwei, welche auf die Gewinnste der Kapitalisten Einfluß haben: nemlich, die
An.

Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit des Geschäftes, und die damit verbundene größere oder geringere Gefahr. Was den Umstand des Angenehmen und Unangenehmen betrifft: so ist, in Absicht desselben, bei den verschiedenen Arten der Kapitalanlage nur ein sehr kleiner, — bei den verschiedenen Arten der Arbeit aber — ein sehr großer Unterschied. In Ansehung der Gefahr und Sicherheit ist zwar unstreitig, daß mit der erstern die Gewinne eines angelegten Kapitals steigen, mit der andern fallen: aber es ist nicht zu behaupten, daß die Gewinne genau mit der Gefahr des Verlustes im Verhältnisse ständen. Aus diesem allen sollte man wohl schließen dürfen, daß, in einer u. d. derselben Nation, oder in einer und derselben Gegend, bei allen den verschiedenen Arten, wie man sein Kapital anlegen kann, eine weit größere Gleichheit des Gewinnstes, als Gleichheit des Lohns bei den verschiedenen Arten der Arbeit, herrschen müsse. Und so verhalten sich die Sachen auch wirklich. Der Unterschied zwischen dem, was sich ein gemeiner Tagelöhner, und dem, was in England sich ein mit Glück seinen Beruf treibender Arzt oder Sachwalter erwerben kann, ist augenscheinlich weit größer, als der Unterschied zwischen dem größten und dem kleinsten der gewöhnlichen Kapitalgewinne, in allen Zweigen der Gewerbe, in welchen Kapitalien angelegt werden können. Wenn bei gewissen Gewerben der Kapitalgewinnst ohne Vergleichung größer, als bei andern, scheint: so ist dieß gemeiniglich nur eine Täuschung, die daraus entsteht, weil man nicht immer genau genug, das, was als Arbeitslohn zu betrachten ist, von dem, was eigentlich Gewinnst vom Kapital heißen kann, unterscheidet.

Apothekergewinnst ist ein sprüchwörtlicher Ausdruck geworden, um einen unmäßigen und übertriebenen Gewinn zu bezeichnen. Aber dieser anscheinlich so große

Gewinn ist oft nichts weiter, als ein mäßiger Arbeitslohn. Die Arbeiten eines Apothekers erfordern eine mannichfaltigere Geschicklichkeit und eine sorgfältigere Aufmerksamkeit, als die Arbeiten der meisten Künstler. Auch ist das Vertrauen, welches auf ihn gesetzt wird, größer, und betrifft einen wichtigern Gegenstand. Er ist der Arzt der Armen in allen Fällen, und der Arzt der Reichen, in Fällen, wo die Gefahr nicht so groß ist. Seine Belohnung muß also seiner Geschicklichkeit, seinem Fleiße und dem in ihn gesetzten Vertrauen, angemessen seyn. Diese Belohnung erhält er aber nur durch den erhöhten Preis der Waaren, welche er verkauft. Vielleicht mögen die sämmtlichen Materialien, welche in der am besten angebrachten Apotheke einer ansehnlichen Marktsstadt, ein Jahr durch verbraucht werden, nicht über dreißig oder vierzig Pfund Sterling kosten. Wenn aber auch der Apotheker sie mit drei oder vier hundert, ja mit tausend Procent Gewinn verkauft: so kann dieß doch vielleicht nicht mehr als der billige Lohn seiner Arbeit seyn, den er sich aber auf die einzige Art bezahlen läßt, wie er zu dieser Bezahlung kommen kann: ich meine, indem er ihn auf den Preis seiner Waaren schlägt. Der größere Theil von dem, was Gewinnst bei ihm zu seyn scheint, ist in der That Arbeitslohn, den er aber unter einem andern Namen einfordert. In einer kleinen Seestadt, die einen Hafen hat, kann ein Krämer, an einem Kapitale von hundert Pfunden, vielleicht vierzig oder funfzig Procent gewinnen, indeß ein ansehnlicher Großhändler desselben Plazes, an einem Kapitale von zehn tausend Pfunden kaum acht oder zehn Procent verdienen wird. Das Gewerbe dieses Krämers ist vielleicht zur Bequemlichkeit der Einwohner nothwendig, und die Eingeschränktheit des Markts erlaubt ihm nicht, ein größeres Kapital darin anzulegen. Der Mann muß gleichwohl von seinem Gewerbe leben, und muß auch dem Stande

Stande gemäß leben, welcher dabei vorausgesetzt wird. Außerdem, daß er, um den Handel anzufangen, ein kleines Kapital besigen mußte, war es auch nothwendig, daß er lesen, schreiben und rechnen konnte, und daß er vielleicht funfzig oder sechzig verschiedene Waarenartitel, mit ihren Preisen, Beschaffenheiten, und den Marktplätzen, wo sie am wohlfeilsten einzukaufen sind, kannte und zu beurtheilen wußte. Mit einem Worte, er mußte alle die Kenntnisse haben, die einem großen Kaufmanne nöthig sind, und nur der Mangel eines hinlänglichen Vermögens hinderte ihn, einer zu werden. Für einen Mann, der sich so viele Kenntnisse und Fertigkeiten erworben hat, sind dreißig oder vierzig Pfunde Sterling keine zu große Belohnung seiner jährlichen Arbeit. Man ziehe diese von dem scheinbar großen Gewinnste seines Kapitals ab: und es wird wenig mehr übrig bleiben, als was bei jeder andern Anlegung eines Kapitals gewonnen wird. Auch hier also war dasjenige, was bloßer Gewinnst des Kaufmanns zu seyn schien, wahrer Lohn des Arbeiters.

Der Unterschied dessen, was mit einem gleichen Kapital, im Groß- und im Kleinhandel gewonnen wird, ist in der Hauptstadt viel geringer, als in Landstädten und Marktflecken. Wo zehn tausend Pfund im Kramhandel angelegt werden können, da ist der Lohn für die Arbeit des Krämers nur ein sehr unbedeutender Zusatz zu dem, was er an seinem Kapital gewinnt. Daher der scheinbare Gewinn des reichen Kleinhändlers dem Gewinne des reichen Grohändlers weit näher kömmt. Dieß ist auch die Ursache, warum die einzeln verkauften Waaren in der Hauptstadt eben so wohlfeil und noch wohlfeiler sind, als in kleinen Städten, oder auf dem Lande. Materialwaaren, zum Beispiele, sind gemeinlich weit wohlfeiler; Brod und Fleisch gewöhnlich eben so wohlfeil. Jene werden, mit gleichen Unkosten, nach

der großen Stadt und nach dem kleinen Landstädtchen zu Markte gebracht. Aber es kostet mehr, Getreide und Vieh nach der großen Stadt, als nach der kleinen zu bringen, weil sie aus größern Entfernungen dahin gebracht werden. Da nun die Kosten des ersten Ankaufs bei den Materialwaaren an beiden Orten dieselben sind: so müssen diese Waaren an dem Orte am wohlfeilsten seyn, wo der Kaufmann mit dem kleinsten Gewinnste von seinem Kapitale zufrieden ist. Brod und Fleisch sind beim ersten Ankaufe in der großen Stadt theurer, als auf dem Lande. Wenn also auch dort der Gewinnst des Kapitalisten, der zum Preise hinzugerechnet werden muß, geringer als hier ist: so reicht dieß doch nicht immer zu, die Waaren dort wohlfeiler, aber gemeiniglich, sie eben so wohlfeil zu machen, als sie hier sind. Bei solchen Artikeln, wie Brod und Fleisch, macht eben die Ursache, welche den Kapitalgewinnst verringert, den ersten Ankauf theurer. Der große Umfang des Marktes nemlich war es, der, indem er mehreren Kapitalisten die Gelegenheit ihre Gelder anzulegen verschafft, den Gewinnst eines jeden durch die Concurrenz verringert. Aber eben diese Größe des Marktes macht es nothwendig, daß die Waare aus entfernten Gegenden zugeführt werde, und vermehrt daher die ursprünglichen Kosten. In den meisten Fällen, scheinen diese Verminderung der Kosten und die Vermehrung des Gewinnstes, oder umgekehrt, einander das Gleichgewicht zu halten. Und wahrscheinlich liegt hierin die Ursache, warum, ungesachtet die Preise von Vieh und Getreide, in verschiedenen Gegenden des Reichs, einander sehr ungleich sind, doch Brod und Fleisch fast allenthalben dieselben Preise behalten.

Obgleich der Gewinn, den man mit einem bestimmten Kapitale, in irgend einem Geschäfte, machen kann, in der Hauptstadt gewöhnlich weit geringer, als in der
Land-

Landstadt, oder auf dem Dorfe ist: so wird doch ein Mann, der mit einem sehr kleinen Kapital ein Gewerbe anfängt, weit öfter dort, als hier, reich werden. In kleinen Dörfern nehmlich und auf dem Lande, kann der Gewerbsmann nicht seinen Markt erweitern, so wie sein Kapital sich vergrößert. So hohe Zinsen er also auch von seinem Kapitale ziehen mag: so kann doch die Summe derselben im Ganzen nie groß, und also das davon jährlich bei Seite gelegte auch nie beträchtlich werden. In großen Städten hingegen läßt sich der Markt erweitern, so wie das Kapital sich anhäuft; und der Credit eines sparsamen und thätigen Mannes, dessen Unternehmungen gelingen, wächst noch geschwinder, als sein Kapital. So weit beides zusammen genommen, zureicht: so so weit kann er auch hier sein Gewerbe ausdehnen. Da nun die Summe seiner jährlichen Gewinnste hinwiederum mit dem Umfange seiner Geschäfte im Verhältnisse steht: so kann er mehr davon, zur Anhäufung des Kapitals, jährlich bei Seite legen.

Dessen ungeachtet werden auch in großen Städten, in Gewerbszweigen, die schon lange im Gange sind, häufig und regelmäßig betrieben werden, beträchtliche Reichthümer nur alsdann erworben, wenn, während eines langen Lebens, Fleiß sich mit Sparsamkeit und einer beständigen Aufmerksamkeit auf die Geschäfte, vereinnigt hat. In der That werden in dem sogenannten Speculationshandel, auch zuweilen plötzlich, an solchen Dörfern große Reichthümer gewonnen. Aber der speculative Kaufmann betreibt auch keinen bestimmten, regelmäßigen und immer gleichen Handlungszweig. Er ist das eine Jahr ein Getreide-, und das folgende ein Weinhändler, und handelt im dritten vielleicht mit Zucker, Tobak oder Thee. Er läßt sich in jede Art des Handels ein, die ihm, nach den Umständen der Zeit, höhere Gewinnste als die gewöhnlichen verspricht, und zieht

zieht sich von jeder zurück, wenn sie, in Absicht der Gewinne, wieder ins Gleichgewicht mit den übrigen Zweigen tritt. Was er also gewinnt oder verliert, kann mit dem Gewinne, der sich von einem einzelnen, gleichförmig fortgeführten Handelszweige erwarten läßt, in keinem bestimmten Verhältnisse stehen. Ein kühner Speculationshändler kann durch zwei oder drei gelingende Unternehmungen ein ansehnliches Vermögen erwerben: aber er kann auch eben so leicht, durch zwei oder drei unglückliche, ein dergleichen Vermögen verlieren. Dieser Handel ist übrigens nirgends, als in sehr großen Städten, möglich. Es gehören die ausgebreiteten Verbindungen, und der weitläufige Verkehr solcher Plätze dazu, um die zu jenen Speculationen nöthigen Nachrichten einziehen zu können.

Die oben angezeigten fünf Umstände, so eine große Verschiedenheit sie in dem Lohne der Arbeit, und dem Gewinne, welchen Kapitalien bringen, verursachen, machen deswegen doch nicht, daß im Ganzen, ein Gewerbszweig wirklich oder selbst in der Einbildung der Menschen, viel vortheilhafter oder nachtheiliger sey, als der andre. Der Einfluß dieser Umstände ist so beschaffen, daß sie das, was an Gelde weniger gewonnen wird, auf andre Weise vergüten, oder dem größern Gewinne durch gegenseitige Lasten die Wage halten.

Doch, wenn bei den verschiedenen Gewerben, Vortheil und Nachtheil auf diese Weise im Gleichgewicht seyn sollen: so sind, außer der vollkommensten Freiheit, noch drei Bedingungen erforderlich. Erstlich müssen diese Gewerbe sämmtlich, an dem Orte oder in der Gegend, schon lange eingeführt und wohl bekannt seyn; zweitens müssen sie sich in demjenigen Zustande befinden, den man ihren natürlichen nennen kann; drittens muß eines, wie das andre, die ganze und einzige Beschäftigung derer, die sich damit abgeben, ausmachen.

Erst-

Erstlich, sage ich, kann jenes Gleichgewicht nur bei Gewerben statt finden, die in einer Gegend schon lange bestehen, und daselbst wohl bekannt sind.

Alle übrigen Umstände gleich gesetzt, ist der Arbeitslohn in einem neuen Gewerbe immer höher, als in alten. Wenn ein unternehmender Kopf eine neue Fabrik errichten will: so muß er zuerst die Arbeitsleute, welche er braucht, von den Beschäftigungen, die sie bisher getrieben haben, durch einen höhern Lohn, zu der fehnigen locken; — durch einen höhern, sage ich, als für andre Arbeit bezahlt wird, oder als die Natur seiner Arbeit an sich erforderte. Und es wird eine beträchtliche Zeit vorbeigehen, ehe er es wagen darf, den Lohn seiner Arbeiter, nach dem Verhältnisse der übrigen Arbeitspreise, herabzusetzen. Diejenigen Manufacturen, welche für die Mode und eingebilddete Bedürfnisse arbeiten, verändern sich beständig, und bestehen selten lange genug, um als regelmäßig eingeführte Gewerbe angesehen werden zu können. Diejenigen hingegen, deren Erzeugnisse des Nutzens und wirklicher Bedürfnisse wegen gesucht werden, sind der Veränderung weit weniger unterworfen, und können oft, für Waaren von einerlei Stoff und Form, Jahrhunderte hindurch, immer eine gleiche Nachfrage behalten. In Fabriken der ersten Art muß der Arbeitslohn natürlicher Weise höher seyn, als in denen der zweiten. Die Birmingham'schen Fabriken gehören zu der ersten, die Sheffield'schen zu der letztern Art. Auch findet sich in der That, daß der Arbeitslohn in beiden so unterschieden ist, wie es, nach der Theorie, und nach der Beschaffenheit dieser Fabrikgattungen seyn muß.

Jede neu angelegte Fabrik, jeder zuerst betriebne Handlungsweig, jeder neue Versuch im Ackerbau, ist eine Speculation, von welcher der Erst-der sich einen außerordentlichen Gewinnst verspricht. Zuweilen sind
die

die von solchen Neuerungen eingeernteten Vortheile sehr groß; zu andern Zeiten und vielleicht öfter, erfüllen sie die Erwartung des Unternehmers nicht: immer aber halten dieselben kein regelmäßiges Verhältniß mit dem Gewinne andrer alten Gewerbe in derselben Gegend. Geslingt der Versuch: so sind im Anfange die Vortheile sehr groß. So wie aber die Sache recht in Gang kommt, und allgemein bekannt wird: so fallen dieselben durch die Concurrenz bis zur Gleichheit mit dem Gewinne aller andern Gewerbe.

Zweitens kann dieses Gleichgewicht, zwischen Vortheil und Nachtheil, bei den verschiedenen Arten seine Arbeit oder sein Kapital anzulegen, nur so lange statt finden, als diese Beschäftigungsweige in ihrem gewöhnlichen Zustande sind, den man auch ihren natürlichen nennen kann.

Es giebt Zeiten und Umstände, wo die Nachfrage nach jeder Art der Arbeit ungewöhnlich groß, oder ungewöhnlich geringe wird. Während der Heu- und Getreideernte ist die Nachfrage nach Arbeiten auf dem Lande weit größer, als in dem ganzen übrigen Jahre; und hiermit steigt auch der Arbeitslohn im Verhältnisse. Wenn, in Kriegszeiten, vierzig oder fünfzig tausend Seeleute, von den Handelsschiffen mit Gewalt weggenommen werden, um die königliche Flotte zu bemannen: so wächst die Nachfrage nach Matrosen für die Handelsschiffe zugleich mit ihrer Seltenheit, — und dieß treibt unter solchen Umständen ihren monatlichen Gehalt, von einer Guinee oder ein und zwanzig Schillingen, welche es gemeiniglich ausmacht, bis auf vierzig Schillinge oder drei Pfund Sterling hinauf. In einem Gewerbe hingegen, welches in Verfall geräth, sind viele Arbeiter lieber mit einem geringern, als dem gewöhnlichen Lohne zufrieden, ehe sie sich entschließen, sich in eine ganz neue Lebensart einzulassen.

Der

Der Gewinnst des Kapitalisten, der sein Geld in einem Gewerbe anlegt, steigt und fällt mit dem Preise der Waare, womit das Gewerbe beschäftigt ist. So wie dieser Preis, über das gewöhnliche Maß, oder über den Mittelpreis steigt: so wächst auch der Gewinnst, wenigstens von einem Theile der Kapitalien, vermittelt welcher jene Waare auf den Markt gebracht worden ist, über seine natürliche Höhe an. Und wenn jener Preis unter das besagte Verhältniß sinkt: so fällt gleichfalls dieser Gewinn. Alle Waaren sind den Abwechselungen der Preise unterworfen, aber einige mehr, andre weniger. Bei denjenigen Waaren, die durch den Fleiß der Menschen hervorgebracht werden, richtet sich die Quantität der auf ihre Hervorbringung jährlich gewandten Arbeit, so genau wie möglich, nach der Quantität, welche in einem Jahre davon begehrt wird. Und die Folge davon ist, daß, von diesen Waaren, des Jahres ungefähr so viel hervorgebracht, als verbraucht wird. Ich habe schon bemerkt, daß in gewissen Gewerben gleich viel Arbeit immer eine gleiche Quantität von Waaren hervorbringt. Ist, zum Beispiele, in Leinwand- oder Wollenmanufacturen, das eine Jahr eine eben so große Anzahl von Händen beschäftigt, als das andere: so wird auch in beiden eine ziemlich gleiche Quantität von Leinwand und Tuche verfertiget werden. Bei solchen Waaren können es also nur die zufälligen Veränderungen der Nachfrage seyn, welche ihren Marktpreis abwechselnd machen. Eine Landestrauer, zum Beispiele, macht die schwarzen Tücher theurer. Nach gemeiner Leinwand und grobem Tuche ist die Nachfrage ungefähr immer dieselbe: daher sind auch ihre Preise sehr gleichförmig. Aber es giebt andre Gattungen von Gewerben, in welchen, durch gleichen Fleiß, nicht immer gleich viel hervorgebracht wird. Es kann in zwei Jahren dieselbe Arbeit auf einen Acker gewandt werden: und die Quantitäten

titäten des darauf eingeernteten Getreides, Weins, Hopfens, Zuckers oder Tobaks, können, in beiden, ausnehmend verschieden ausfallen. Von solchen Waaren schwankt also der Preis nicht bloß mit den Veränderungen der Nachfrage, sondern auch mit den noch weit häufigern und größern Abwechselungen der erzeugten Quantität: daher überhaupt seine Veränderlichkeit größer ist. So wie nun die Preise dieser Waaren unbeständig sind: so müssen es auch die Gewinnste, wenigstens einiger der Kapitalisten, seyn, die auf sie ihre Fonds anlegen. — Diese Waaren machen daher den eigentlichen Gegenstand aus, womit sich der sogenannte Speculationshändler abgiebt. Er sucht sie zu Zeiten, wenn er Wahrscheinlichkeit vorausieht, daß ihre Preise steigen werden, aufzukaufen, und sie wieder zu verkaufen, wenn zu vermuthen ist, daß sie fallen werden.

Drittens. Das oben behauptete Gleichgewicht der Vortheile und Nachtheile in den verschiedenen Arten, Geld oder Arbeit anzulegen, findet nur bei solchen Arbeiten statt, die eigene Nahrungsbranche ausmachen: so, daß die damit beschäftigten Personen, davon allein oder doch vorzüglich ihren Unterhalt haben.

Wenn Leute ihren Unterhalt bei einer Beschäftigung finden, die nicht ihre ganze Zeit ausfüllt: so sind sie nicht abgeneigt, in den leeren Zwischenräumen, noch eine andre Arbeit, für einen geringern Lohn, zu thun, als sonst der Natur dieser letztern angemessen wäre.

Es giebt noch jezt, in manchen Gegenden von Schottland, eine Art Leute, die man Cotters (Häusler) nennt; obgleich ihre Anzahl in den letzten Zeiten sehr abgenommen hat. Diese sind nichts anders als eine Art von außerhäuslichen Dienstbothen der Pächter und Gutsherren. Der Lohn, den sie von ihren Dienstherrn bekommen, besteht gewöhnlich in dem Hause, welches sie bewohnen, in einem kleinen Garten, darin sie Gemüse anpflanzen

pflanzen können, in einem Flecke, worauf ungefähr so viel Gras wächst, als zur Erhaltung einer Kuh nöthig ist, und vielleicht in einem oder zwei Morgen schlechten Getreidelandes. Hat der Herr ihrer Arbeit nöthig, so giebt er ihnen überdieß zwei Peck *) Hafermehl die Woche, und ungefähr sechszehn Pfennige Sterling Lohn (zehn gute Groschen, vier Pfennige). Dieß ist aber oft in dem größern Theile des Jahres nicht der Fall. Sie haben also viel freie Zeit, die auch mit der Bewirthschaftung ihres eignen kleinen Eigenthums nicht hinlänglich ausgefüllt wird. — Man sagt, daß diese Häusler, besonders zur Zeit da sie noch in größerer Anzahl vorhanden waren, diese ihre erübrigte Zeit gerne einem jeden, der sie gebrauchen wollte, für geringes Lohn hingaben, und weit wohlfeiler als andre Tagelöhner arbeiteten. In alten Zeiten scheint diese Art von Dorfeinwohnern in ganz England gemein gewesen zu seyn. In schlecht bewohnten und übel angebaueten Gegenden konnten Gutsherren und Pächter sich auf keine andre Weise der außerordentlichen Hände versichern, deren der Landbau in manchen Jahren oder Jahreszeiten nöthig hat. Das Geld, welches diese Arbeiter, so lange sie gebraucht wurden, wöchentlich, oder täglich empfiengen, war augenscheinlich nicht der ganze Lohn ihrer Arbeit. Ihr kleines Lehngut machte einen beträchtlichen Theil davon aus. Aber viele der Schriftsteller, welche die Preise der Arbeiten und Lebensmittel in alten Zeiten gesammelt haben, sind in den Irrthum gefallen, jenen wöchentlichen oder

*) Ein peck Getreide ist der vierte Theil eines bushel, der ungefähr um die Hälfte kleiner als ein Berliner Scheffel ist, so daß 100 Berliner Scheffel 152 $\frac{1}{2}$ Englische Bushels ausmachen.

oer täglichen Geldlohn, für den ganzen Lohn anzusehen; daher, nach ihren Rechnungen, die Preise so erstaunlich und so unnatürlich geringe ausfallen.

Die Erzeugnisse nun, von den oben beschriebenen Zwischenarbeiten, kommen wohlfeiler zu Markte, als sie sonst nach Beschaffenheit jeder Arbeit geliefert werden könnten. In vielen Theilen von Schottland, zum Beispiele, werden Strümpfe weit wohlfeiler gestrickt, als sie anderswo gestrickt werden. Sie sind die Arbeit von Dienstbothen oder Tagelöhnern, die ihren eigentlichen Unterhalt durch eine andre Art von Beschäftigung suchen. Mehr als tausend Paar werden jährlich aus den Schettlandsinseln nach dem Hafen von Leith gebracht, wovon das Paar fünf bis sieben Pfennige Sterling, (drei gute Groschen, vier Pfennige, bis vier gute Groschen, acht Pfennige) verkauft wird. In Learwick, der kleinen Hauptstadt der Schettlandsinseln, sind zehn Pfennige Sterling, wie man mir versichert hat, der gewöhnliche Tagelohn für gemeine Arbeit. Auf denselben Inseln werden wollene Strümpfe, das Paar zu einer Guinee, und zu noch höhern Preisen, gestrickt.

Die leinene Garnspinnerei wird in Schottland ungefähr auf eben die Art, wie das Strümpfstricken, durch das Gesinde betrieben, das zu andern Verrichtungen gemiethet worden ist. Die, welche von jenen beiden Beschäftigungen ihren ganzen Unterhalt haben wollen, können nur ein sehr dürftiges Brod essen. In den meisten Gegenden von Schottland, muß es schon eine gute Spinnerin seyn, welche die Woche durch, zwanzig Pfennig Sterling (dreizehn gute Groschen, vier Pfennige) verdienen soll.

In reichen Ländern ist der Markt gemeiniglich von solchem Umfange, daß ein einziges Gewerbe hinlänglich ist, das ganze Kapital, oder die ganze Zeit der Menschen, welche sich damit abgeben, zu beschäftigen. Die

Fälle,

Fälle, daß Leute von dem einem Geschäfte leben, und doch ein andres, wodurch sie sich noch einen kleinen Nebenverdienst verschaffen, beiher treiben, kommen nur in armen Ländern häufig vor. Doch folgendes Beispiel einer ungefähr ähnlichen Sache findet man in der Hauptstadt eines sehr reichen Landes. In keiner Stadt in Europa, glaube ich, sind die Renten von Häusern so groß als in London: und doch weiß ich kei e, wo man einzelne möblirte Zimmer so wohlfeil haben könnte. Wohnungen sind in London nicht nur wohlfeiler als in Paris, sondern auch weit wohlfeiler, als in Edinburg; vorausgesetzt, daß man an beiden Orten gleich gute Zimmer haben will. Ja, was befremdend scheinen kann, gerade die Höhe der Hausrenten macht die Wohnungen wohlfeil. Nämlich die Hausrenten, (das heißt, die Zinsen, die für ganze Häuser gegeben werden) sind in London nicht bloß um der Ursachen willen hoch, um deren willen sie es in allen großen Orten sind, weil nämlich der Arbeitslohn hoch ist, die Baumaterialien, die größtentheils aus der Ferne herbeigeschafft werden müssen, theuer sind, und vorzüglich weil Grund und Boden selbst, auf welchem gebauet wird, eine hohe Rente bezahlt, indem jeder Eigenthümer eines Grundstücks in der großen Stadt wie ein Monopolist anzusehen ist, und oft für einen einzigen Morgen sehr schlechten Ackers in einer Stadt, eine höhere Rente fordert, als er für hundert Morgen des besten Ackers auf dem Lande bekommen würde: sondern jene hohe Rente entsteht größtentheils aus den besondern Sitten und Gewohnheiten der Einwohner von London, durch welche fast jeder Hausvater genöthigt wird, ein ganzes Haus, vom Boden bis zum Keller, zu miethe. Ein Wohnhaus (dwelling-house) heißt in England so viel, als alles, was unter demselben Dache enthalten ist. In Frankreich, Schottland, und vielen andern europäischen Ländern zeigt es oft nicht mehr,

mehr, als ein einzelnes Stockwerk an. Ein Gewerbsmann in London muß ein ganzes Haus in dem Theile der Stadt miethen, wo seine Kunden wohnen. Sein Laden ist im Erdgeschoß; er selbst und seine Familie schlafen in Kammern unter dem Dache: und nun sucht er durch die Miethzinsen, die er von den beiden mittlern Stockwerken zieht, einen Theil der Hausrente bezahlt zu erhalten. Den eigentlichen Unterhalt seiner Familie erwartet er von seinem Gewerbe, nicht von seinen Miethsleuten. In Paris hingegen haben die Leute, welche möblirte Zimmer vermieten, gemeiniglich keine andre Mittel des Unterhalts: und der Miethzins ihrer Wohnungen muß also nicht bloß die Hausrente, sondern auch den ganzen Aufwand ihrer Familien bezahlen.

Zweite Abtheilung.

Ungleichheiten, welche durch die europäische
Polizei veranlassen werden.

Wo also eine von den oben geforderten drei Bedingungen fehlt: da entstehen, zwischen den verschiedenen Arten, Geld oder Arbeit anzulegen, selbst alsdann, wenn die Menschen der vollkommensten Freiheit dabei genießen, Ungleichheiten in Absicht der Vortheile und Nachtheile, welche damit verknüpft sind. Aber die Polizei läßt in den europäischen Staaten nirgends diese Freiheit ungestört und bringt dadurch noch weit wichtigere Ungleichheiten hervor.

Sie

Sie thut dieß hauptsächlich auf die drei folgenden Arten. Erstlich indem sie die Concurrnz in gewissen Gewerben auf eine geringere Anzahl von Mitbewerbern einschränkt, als sich sonst mit denselben abgeben würden; zweitens, indem sie, in andern, diese Concurrnz auf eine unnatürliche Weise vergrößert; — und drittens, indem sie den freien Umlauf der Kapitalien und der Arbeit von einem Gewerbe und von einem Orte zum andern verhindert.

Erstlich, die europäische Polizei verursacht, in den Vortheilen und Nachtheilen, welche an die verschiedenen Arten, Geld oder Arbeit anzulegen, geknüpft sind, dadurch eine sehr merkliche Ungleichheit, daß sie in einigen Gewerben, die Concurrnz der Arbeiter, durch die Verringerung ihrer Anzahl, einschränkt.

Das vornehmste Mittel, wodurch sie dieses bewirkt, liegt in den ausschließenden Privilegien der Zünfte (Corporationen).

Jedes Zunftprivilegium schränkt nothwendig in der Stadt, wo das Gewerbe zunftmäßig betrieben wird, die Concurrnz in demselben auf die Personen ein, welche zu der Zunft gehören. Darzu wird gemeiniglich erfordert, daß man in derselben Stadt, unter einem gehörig qualificirten Meister, die Lehrjahre ausgestanden habe. Zuweilen bestimmen die Zunftordnungen, wie viel Lehrburschen es den Meistern erlaubt sey zu halten: immer aber bestimmen sie die Anzahl der Jahre, welche die Lehrzeit dauern soll. Beide Anordnungen haben keine andre Absicht, als die Anzahl der Mitbewerber in diesen Handthierungen auf eine geringere Anzahl von Personen, als sonst dieselben zu ergreifen geneigt seyn würden, einzuschränken. Dieß thut die Bestimmung der Anzahl der Lehrburschen gerade zu. Lange Lehrjahre wirken auf denselben Endzweck nicht so unmittelbar, aber eben

eben so sicher, weil sie die Unkosten einer solchen Erziehung vermehren.

In Sheffield kann kein Messerschmid mehr, als einen Lehrburschen, auf einmal haben. In Norfolk und Norwich ist jeder Tuch- oder Zeugmacher, der mehr als zwei Lehrburschen hat, einer dem Könige zu zahlenden monatlichen Geldstrafe von fünf Pfunden Sterling unterworfen. Kein Huthmachermeister darf, durch ganz England und durch alle englische Pflanzungen, mehr als zwei Burschen zugleich auslernen, bei Strafe monatlich fünf Pfunde zu bezahlen, wovon die eine Hälfte dem Fiscus, und die andere dem, welcher den Proceß gegen ihn führt, anheimfällt. Die beiden letztern Verordnungen, ob sie gleich durch ein allgemeines Staatsgesetz bestätigt sind, athmen doch denselben Innungsgeist, der die Sheffieldschen Zunftordnungen eingegeben hat, und zielen zu einerlei Zwecke mit diesen ab. — Kaum waren die Seidenwirker in London ein Jahr lang zu einer eignen Zunft vereinigt gewesen, so machten sie auch schon unter sich ein Gesetz, welches ihre Meister einer ähnlichen Einschränkung in Absicht der Anzahl der aufzunehmenden Lehrburschen unterwarf; und eine eigne Parlamentsacte war nöthig, dieses Privatzunftgesetz aufzuheben.

In ältern Zeiten scheinen sieben Jahre, durch ganz Europa, den gewöhnlichen Zeitraum der Lehrjahre, bei den meisten zunftmäßigen Gewerben, ausgemacht zu haben. Man nannte damals alle Innungen Universitates, welches in der That der schicklichste lateinische Name für die, zu einer Gesellschaft vereinigten, sämmtlichen Gewerbsleute einer bestimmten Gattung, war. So findet man in den alten Privilegien und Documenten der Städte, der Universität der Schmide, der Universität der Schneider gedacht. Als diejenigen besondern Corpora, welche wir jetzt allein Universitäten nennen, zuerst

errichtet wurden, ahnte man augenscheinlich, in Bestimmung der Jahre, welche mit Studiren zugebracht werden mußten, ehe jemand die Würde eines Magisters, oder eines Meisters der freien Künste erhalten könnte, die weit ältern Verordnungen nach, wodurch die Lehrjahre in gemeinen Handwerken schon vorlängst festgesetzt waren. So wie es in diesen nothwendig war, daß ein Mensch, sieben Jahre lang, unter einem gehörig qualificirten Meister gearbeitet hatte, ehe er selbst Meister werden, und andere wieder als Lehrburschen annehmen konnte: so nahm man auch an, daß der junge Studierende, sieben Jahre lang, den Unterricht eines dazu bevollmächtigten Lehrers müsse genossen haben, ehe er berechtigt seyn könne, ein Magister, Doctor, oder Lehrer seiner Wissenschaft (drei Wörter, welche damals einerlei Sache anzeigten) zu werden, und ehe andere als Scholaren oder Lehrlinge wieder unter ihm studiren könnten.

Durch das fünfte Statut der R. Elisabeth, wurde die sogenannte Lehrjahrsacte zum Gesetz: in welcher verordnet wurde, daß von allen, zu damaliger Zeit, in England getriebenen Gewerben, Handwerken oder Künsten, die Ausübung niemanden erlaubt seyn solle, als dem, der zuvor wenigstens sieben Jahre als Lehrbursche, bei einem Meister des Handwerks oder der Kunst, gestanden hätte. Hierdurch wurde das, was bis dahin nur eine Privatanordnung einzelner Innungen gewesen war, in England ein allgemeines Landesgesetz für sämtliche in Marktstädten betriebene Gewerbe. Ich sage, in Marktstädten; denn obgleich die Worte der Parlamentsacte ganz allgemein lauten, und alle Orte des Königreichs in sich zu schließen scheinen: so ist doch die Wirkung derselben, durch die nachmaligen Auslegungen der Richter, auf Marktstädte eingeschränkt wor-

ben: indem man zur Regel angenommen hat, daß auf dem Lande, wo gewisse Gewerbe zur Bequemlichkeit der Einwohner nothwendig, und doch nicht genug Menschen vorhanden sind, um für jedes derselben eigene Hände in Bereitschaft zu haben, eine und dieselbe Person mehrere Gewerbe treiben, und daher auch nicht sich zu jedem, durch sieben Lehrjahre, geschickt machen dürfe.

Durch eine andere Auslegung dieser Acte, die sich genau an die Worte derselben gebunden hat, ist ihre Verordnung nur auf diejenigen Gewerbe, die vor dem fünften Statute der Königin Elisabeth, in England schon eingeführt waren, eingeschränkt, und keines der seitdem entstandenen Gewerbe ist derselben unterworfen worden. Daraus sind rechtliche Unterschiede unter den verschiedenen Gewerben entstanden, die, wenn man sie als Polizeiverordnungen betrachtet, die thörichtesten von der Welt zu seyn scheinen. Es ist zum Beispiel gerichtlich entschieden worden, daß ein Stellmacher seine Räder weder sich selbst machen, noch durch Gesellen machen lassen dürfe, sondern daß er sie von einem Rademachermeister kaufen müsse: weil dieß letztre Handwerk schon vor dem fünften Jahre der K. Elisabeth in England getrieben worden war. Einem Rademacher hingegen ist es erlaubt, wenn er auch nie als Lehrbursche bei einem Stellmacher gedient hat, sowohl selbst Wagen zu bauen, als sich zu deren Verfertigung Gesellen zu halten: — und dieß, weil das Stellmachergewerbe, da es vor dem fünften Statute der K. Elisabeth noch nicht zumständig getrieben wurde, nicht unter die dieser Acte unterworfenen Gewerbe gerechnet wird. Aus einem gleichen Grunde sind viele, der zu Manchester, Birmingham und Wolverhampton betriebenen Fabrikarbeiten, von dem Zwange des obigen Gesetzes frei.

In Frankreich ist die Lehrjahrszeit, an verschiedenen Orten und in verschiedenen Gewerben, sehr verschieden. In Paris machen fünf Jahre den gewöhnlichen Zeitraum aus. Bei vielen Gewerben kommt aber noch die Bedingung hinzu, daß der Ausgelernte wenigstens noch fünf Jahr auf Tage- oder Wochenlohn bei einem Meister arbeiten muß, ehe er selbst soll Meister werden können. Während dieser Zeit heißt er Compagnon oder der Geselle seines Meisters.

In Schottland bestimmt kein allgemeines Gesetz die Dauer der Lehrzeit. Jede Zunft und jedes Handwerk hat darüber eigene Verordnungen. — Da wo diese Lehrzeit lang ist, kann oft ein Theil derselben mit mäßigem Gelde abgekauft werden. Auch ist in den meisten schottischen Städten eine ziemlich kleine Summe hinlänglich, die Zunftrechte bei irgend einem Handwerke zu erhalten. Die Weber von leinenen und hansenen Zeugen, — der vornehmsten schottischen Manufacturwaare — können eben so, wie alle diejenigen, welche ihnen in die Hand arbeiten (zum Beispiele die, welche die Spinnräder und Weifen verfertigen), ihr Gewerbe in jeder schottischen Stadt ganz kostenfrei ausüben. In allen Flecken, die Stadtrechte haben, kann, an einem bestimmten Tage, jedermann Fleisch auf dem Markte verkaufen. Die gewöhnliche Lehrzeit in Schottland, selbst für einige recht künstliche Handwerke, ist nicht länger als drei Jahre: und überhaupt weiß ich kein Land in Europa, wo die Zunftgesetze so wenig drückend wären.

Das Recht, welches jeder Mensch hat, die Früchte seiner eigenen Arbeit zu genießen, so wie es das älteste und ursprünglichste aller Eigenthumsrechte ist, sollte billig auch das heiligste und unverletzlichste seyn. Der einzige Schatz eines armen Mannes besteht in der Geschick-

lichkeit und Stärke seiner Hände; und ihn verhindern, diese Stärke und diese Geschicklichkeit, auf die ihm wohlgefälligste Weise, ohne Beeinträchtigung irgend eines Menschen zu gebrauchen, heißt das heiligste Eigenthum desselben verletzen. Es ist ein Eingriff sowohl in die natürliche Freiheit, nicht nur des arbeitenden Mannes selbst, sondern auch der Personen, die sich seiner Geschicklichkeit bedienen wollen. So wie der eine gehindert wird, zu arbeiten, was ihm gut dünkt: so werden die andern gehindert, den für sich arbeiten zu lassen, welcher ihnen gefällt. — Ob ein Mensch zu der Verrichtung, welcher er sich unterzieht, tüchtig sey, kann sicher der Beurtheilung derer überlassen werden, welche seine Arbeit gebrauchen, da es ihr Interesse so unmittelbar und so nahe angeht. Die Besorgnisse des Gesetzgebers, daß sie eine unrechte Wahl treffen möchten, sind eben so unnöthig, als die Anstalten, durch welche er dieß zu verhüten sucht, drückend sind.

Die Festsetzung einer langen Lehrzeit ist kein sicheres Mittel zu verhindern, daß keine schlechte Arbeit zu Markte komme. Wenn dieses geschieht: so ist die Ursache weit öfter Betrügerei, als Ungeschicklichkeit. Gegen Betrug aber kann die längste Lehrzeit keine Sicherheit geben. Ganz andere Anordnungen sind zu Verhütung solcher Mißbräuche erforderlich. Die Silberprobe auf Silbergeschirren, oder der Stempel auf leinenen und wollenen Tüchern, sichern den Käufer weit mehr gegen Betrug, als irgend ein Gesetz, welches die Lehrjahre bestimmt. Nach dieser Probe, nach diesem Stempel sieht der Käufer; aber er fragt wenig darnach, ob der Goldschmid oder Weber sieben volle Jahre als Lehrbursche ausgehalten habe.

Auch das ist nicht richtig, daß eine lange Lehrzeit die jungen Leute zum Fleiße gewöhnet. Von einem Lohns
ar?

arbeiter, oder einem, nach dem Stücke arbeitenden Gesellen, läßt sich viel eher vermuthen, daß er sehr fleißig seyn werde, weil er nach dem Grade seines Fleißes mehr oder weniger erwirbt. Aus der entgegengesetzten Ursache ist zu erwarten, daß ein Lehrbursche ein fauler Arbeiter seyn werde, weil er keinen unmittelbaren Vortheil davon hat, fleißig zu seyn. In den gemeinen Handthierungen hat die Arbeit nichts angenehmes, als den Verdienst, zu welchem sie verhilft. Die, welche am geschwindesten in einen Stand kommen, wo sie dieser Belohnung ihrer Arbeit genießen können, gewinnen am ersten einen Geschmack daran, und gewöhnen sich am zeitigsten zum Fleiße. Natürlicher Weise bekömmt ein junger Mensch einen Widerwillen gegen die Arbeit, wenn er lange ohne allen Lohn arbeiten muß. Waisenknaaben müssen, wenn sie auf ein Handwerk gebracht werden, gemeiniglich einige Jahre länger, als andre, in der Lehre bleiben: und gerade aus ihnen sieht man die meisten Faulenzer und Taugenichts entstehen.

Bei den Alten waren Lehrburschen und Lehrjahre ganz unbekannte Dinge. In den neuern Gesetzbüchern hingegen, macht die Bestimmung der gegenseitigen Pflichten der Lehrherren und Lehrburschen einen beträchtlichen Artikel aus. Das römische Gesetz schweigt von diesen Pflichten gänzlich. Ich kenne kein lateinisches oder griechisches Wort, welches genau den Begriff des Worts Lehrbursche ausdrückte, das heißt, welches einen Dienstbothen eines Gewerbsmannes bezeichnete, der sich, auf eine gewisse Anzahl von Jahren, unter den Bedingungen bei ihm vermiethet, daß aller Gewinn seiner Arbeit seinem Herrn zugehöre, er aber, zum Lohne dafür, in dem Gewerbe unterrichtet werde.

Eine lange Lehrzeit ist in allen Fällen etwas unnöthiges. Selbst solche Gewerbe, die schon weit kunstreicher, als gemeine Handwerke sind, wie zum Beispiel die Gewerbe der Groß- und Kleinuhrmacher, enthalten doch keine so großen Geheimnisse, die einen langen Unterricht nothwendig machten. Zwar ward zur ersten Erfindung solcher zusammengesetzten Maschinen, und selbst zur Erfindung einiger der Werkzeuge, welche zu ihrer Verfertigung nöthig sind, ein tiefes und langes Nachdenken erfordert; und nur eine glückliche Anwendung außerordentlicher Fähigkeiten konnte sie hervorbringen. Aber, nachdem sie vorlängst erfunden, und durchgängig bekannt sind, reicht der Unterricht weniger Wochen, und vielleicht Tage hin, einem jungen Menschen auf die vollständigste Art zu erklären, wie jene Maschinen erbauet, und wie diese Werkzeuge angewandt werden müssen. Bei gemeinen Handarbeiten wären etliche Tage gewiß hinreichend. Zwar kann, auch in diesen, die Geschicklichkeit der Hand, und die Fertigkeit, die Regeln gehörig zu beobachten, nicht anders, als durch viele Uebung erhalten werden. Aber zu dieser Uebung würde ein junger Mensch weit mehr Fleiß und Aufmerksamkeit mitbringen, wenn er vom Anfange an, um Lohn, das heißt, als Geselle arbeitete: so nehmlich, daß er nach Verhältniß der wenigen Arbeit, die er verfertigte, bezahlt würde, — und dafür hintwiederum die Materialien bezahlte, die er aus Ungeschicktheit verdirbt. Gewiß würde seine Erziehung, auf diese Weise veranstaltet, in den meisten Fällen ihren Endzweck besser erreichen, in allen aber weniger kostbar und unangenehm für ihn seyn. — Die Meister würden freilich dabei verlieren; — (so viel nehmlich, als der Arbeitslohn beträgt, welchen sie, sieben Jahre durch, für die Arbeit geben müßten, die der Lehrbursche jezo umsonst thut). Am Ende aber würden vielleicht auch die Lehrburschen verlieren. In
eis

einem Gewerbe, dessen Erlernung so leicht gemacht worden wäre, würden sie mehrere Mitarbeiter bekommen, und nachdem sie ausgelernt hätten, einen geringern Lohn, als jetzt, zu erwarten haben. Durch eben diese Vermehrung der Mitbewerber würden die Meister ihren Gewinn, so wie die Gesellen ihren Lohn vermindert sehen. Alle Handwerker würden verlieren, aber das Publicum würde gewinnen, da die Producte von jenen wohlfeiler, wie bisher, zu Markte kämen.

Eben um dieses Heruntersinken der Preise, und also die damit verbundene Verminderung von Arbeitslohn und Gewinn, zu verhindern, sind die Innungen und die Innungsgesetze eingeführt worden, als welche beide nur darauf abzielen, die freie Concurrrenz, welche die Preise auf ihr kleinstes Maß zurückbringen würde, einzuschränken. — Um eine Innung zu errichten, war in ältern Zeiten, in vielen Ländern Europens, keine andere obrigkeitliche Bewilligung nöthig, als Bewilligung der Stadt, worin dieselbe ihren Sitz haben sollte. In England zwar wurde auch noch die Genehmigung des Königs erfordert. Aber dieses Vorrecht der Krone hatte mehr die Absicht, derselben Geld zu verschaffen, als die allgemeine Freiheit gegen Monopolisten zu vertheidigen. Sobald nur eine gewisse Geldsumme bezahlt wurde, war es leicht, ein solches Privilegium, oder einen sogenannten Charter zu erhalten. Und wenn sich zur-eilen eine Klasse von Handwerkern, ohne königliche Privilegien, angemacht hatte, als Zunft, oder als ein eigenes Corpus zu handeln, so wurden solche unächte Gilden, wie man sie nannte, deswegen nicht immer ihres Innungsrechtes beraubt, sondern sie wurden nur angehalten, für das angemachte Recht, dem Könige jährlich eine bestimmte Geldsumme zu erlegen *). Die unmittelbare Aufsicht über
die

*) S. Madox Firma Burgi. S. 26 und ferner.

die Zünfte, und über die Anordnungen, die sie zu ihrer innern Polizei zu machen für gut befanden, stand den Magisträten der Städte zu, wo jene Zünfte vorhanden waren: und wenn sie noch in einiger Zucht und Ordnung gehalten wurden: so geschah dieses nicht vom Könige, sondern von der größern Innung oder Corporation, die man eine Stadt nennt, und von der sie so viele Bestandtheile ausmachten.

Ueberhaupt war die Regierung der Städte damals ganz in den Händen der Handwerker und Gewerbsleute; und jede Klasse derselben hatte dieß zu ihrem vornehmsten Augenmerke, zu verhüten, daß der Markt mit der Waare, die sie hervorbringet, nicht überfüllt werde, — das heißt im Grunde, zu machen, daß er nie mit dieser Waare vollständig versorgt sey. Jede Klasse beeilferte sich, schickliche Anordnungen für diesen Endzweck auszubedenken und einzuführen; und wenn man ihr nur, dieß zu thun, gestattete, erlaubte sie gerne jeder andern Klasse ein gleiches zu thun. Freilich wurde durch solche Anordnungen eine jede Klasse genöthigt, die Waaren, welche alle die übrigen lieferten, etwas theurer, als ihr natürlicher Preis gewesen wäre, zu bezahlen: aber jede wurde auch dadurch in den Stand gesetzt, die Waare, welche sie zu Markte brachte, gerade um so viel theurer zu verkaufen. In sofern wäre es also, wie man zu sagen pflegt, so breit wie lang gewesen, und in dem Verkehr der Klassen unter einander, hätte keine weder verloren noch gewonnen. Aber in ihrem Verkehr mit dem offnen Lande gewannen sie sämmtlich; und diese letzte Art des Verkehrs ist es allein, durch welche jede Stadt aufrecht erhalten und bereichert wird.

Jede Stadt zieht den ganzen Unterhalt ihrer Einwohner, und alle Materialien für ihren Gewerbleiß vom Lande. Welches bezahlt sie vornehmlich auf zweierlei Weise:

Weise: erstlich, indem sie einen Theil dieser Materialien verarbeitet aufs Land zurückschickt, — da dann ihr Preis sich durch den Lohn der darauf gewandten Arbeit, und durch die Zinsen des dabei angelegten Kapitals, vermehrt findet; und zweitens, indem sie eben dahin rohe, oder Fabrikwaaren, die aus andern Gegenden des Landes, oder aus andern Ländern in die Stadt eingeführt worden sind, versendet: in welchem Falle gleichfalls der ursprüngliche Preis dieser Waaren, durch den Lohn der Fuhrleute und Schiffer, die sie herbeiführen, und durch den Gewinn der Kaufleute, welche diese Fuhrleute und Schiffer in Bewegung setzen, erhöht wird. Was die Stadt durch den ersten dieser beiden Arten des Verkehrs gewinnt, macht den Nahrungsweig der Manufacturen, das was sie durch den zweiten gewinnt, den Nahrungsweig des in- und ausländischen Handels aus. In beiden Zweigen besteht der sammtliche Gewinn der Stadt, aus dem Lohne, welches ihre Arbeiter erhalten, und aus den Zinsen, welche die Kapitalisten gewinnen, die jene in Arbeit setzen. Welche Einrichtungen daher abzielen, Arbeitslohn und Gewinn über den Grad zu erhöhen, auf welchen sie natürlicher Weise von selbst steigen würden: diese setzen auch die Städter in den Stand, mit einer geringen Quantität ihrer Arbeit eine größere Quantität von Arbeiten der Landleute zu erkaufen. Dadurch wird den Gewerbsleuten und Handwerkern in der Stadt, über die Gutsbesitzer, Pächter und Arbeiter auf dem Lande ein Uebergewicht gegeben, und unter beiden diejenige Gleichheit gestört, welche sonst die Natur der Dinge in ihrem wechselseitigen Verkehr hervorbringen würde. Alle Jahre wird das gesammte Erzeugniß der jährlichen Arbeit des ganzen Landes zwischen Stadt- und Landleutwohnern getheilt. Durch Einrichtungen, wie die bisher erwähnten, wird ein größerer Theil dieser Summe in die Hände der Stadtleute gebracht, als sonst ihnen zukom-

men

men würde, und ein kleinerer in die Hände der Landbewohner.

Der Preis, welchen die Stadt für die bei ihr eingeführten Lebensmittel und Fabrikmaterialien wirklich bezahlt, besteht in den von ihr ausgeführten Fabrik- und andern Waaren. Je theurer sie letztere verkauft, desto wohlfeiler kauft sie die erstern: und der städtische Gewerbefleiß wird in eben dem Grade einträglicher, in welchem es der ländliche weniger ist.

Daß überhaupt durch ganz Europa der Gewerbefleiß, welcher in Städten seinen Sitz hat, mehr Vortheil bringt, als der, welcher auf dem Lande getrieben wird, davon kann man, ohne sich in weitläufige Berechnungen einzulassen, sich durch eine ganz einfache und in die Augen fallende Beobachtung selbst überzeugen. In jedem europäischen Lande finden wir wenigstens hundert Menschen, die durch Manufactur und Handel aus armen zu reichen Leuten geworden sind, gegen einen, der ohne Vermögen den Landbau angefangen hat, und durch ihn reich geworden ist. Nun sind Manufactur und Handel die den Städten eignen Beschäftigungen: und der Ackerbau ist die Arbeit der Menschen auf dem Lande. Es muß daher die Arbeitsamkeit dort besser, als hier, belohnt werden; der Lohn der Arbeit und der Gewinn vom Kapitale muß in der einen dieser Lagen größer, als in der andern seyn. Nun suchen aber, Arbeit und Kapital, die Orter und die Beschäftigungen, wo sie am vortheilhaftesten angelegt werden können. Sie eilen also natürlicher Weise in die Stadt und verlassen das Land.

Die Einwohner einer Stadt sind einander nahe, und können also leicht Verabredungen unter sich treffen. Daher finden wir, in einer oder der andern Stadt, auch die unerheblichsten Gewerbe zu Innungen erhoben. Und wo

wo sie auch wirkliche Privilegien besitzen, herrscht doch bei ihnen der Innungsgeist, das heißt, die Eifersucht gegen Fremde, die Abneigung Lehrlinge anzunehmen, oder andern die Geheimnisse ihrer Kunst mitzutheilen, — Gefinnungen, wodurch sie zu freiwilliger Uebereinstimmung in den, zur Einschränkung der Concurrnz abzielenden Maßregeln, bewogen werden, wenn sie diese Maßregeln auch nicht durch bindende Geseze einschärfen können. Je eine kleinere Anzahl von Händen ein Gewerbe beschäftigt: desto leichter ist die Verabredung unter ihnen möglich. Kaum ein halbes Duzend Wollkämmer ist nöthig, um die Arbeit von tausend Spinnern und Webern im Gange zu erhalten. Wenn jene sich nun vereinigen, keine Lehrburschen anzunehmen: so können sie sich nicht nur die ganze Arbeit ihres Gewerbes zusichern, sondern auch die gesammte Manufactur, von der sie nur einen kleinen Theil bearbeiten, von sich dergestalt abhängig machen, daß sie den Preis ihrer Arbeit weit über ihren natürlichen Werth erhöhen.

Die Bewohner des offenen Landes hingegen, die auf einer großen Oberfläche zerstreut leben, vereinigen sich weit schwerer. Sie haben nicht nur nie eine Innung ausgemacht: sondern der Innungsgeist hat auch nie unter ihnen geherrscht. Nie hat man für den Ackerbau, das allgemeine Landgewerbe, eine Lehrzeit festgesetzt. Und doch ist, wenn man die eigentlich gelehrten Beschäftigungen und die schönen Künste abrechnet, vielleicht kein Gewerbe, welches mehr Einsichten und Erfahrung, und eine größere Mannigfaltigkeit von Kenntnissen erforderte. Schon die große Anzahl der Schriften, die in allen Sprachen, bei den weisesten und gelehrtesten Nationen, über den Ackerbau zum Vorschein gekommen sind, können zum Beweise dienen, daß er, von klugen Leuten, nie für eine leichte Sache angesehen worden ist. Und doch
läßt

läßt sich vielleicht aus allen diesen unzählbaren Schriften nicht so viel wahre und praktische Kenntniß des Landbaues, und seiner mannigfaltigen Arbeiten einsammeln, als ein mittelmäßiger Pächter besitzt, so verächtlich auch in einigen dieser Schriften von dieser Klasse geredet werden mag. — Auf der andern Seite giebt es schwerlich ein Handwerk der gemeinern Art, dessen Operationen man nicht auf wenigen Blättern so vollständig und deutlich erklären könnte, als es nur durch Worte, unterstützt durch Figuren, möglich ist. Dieß ist in Absicht einiger derselben in der Geschichte der Künste geschehen, (*Histoire des arts et des metiers*) welche jetzt die französische Akademie herausgiebt. — Dazu kommt, daß die Arbeiten des Landbaues bei jeder Aenderung der Witterung, und bei jeder Verschiedenheit des Bodens und anderer Umstände eine verschiedene Richtung bekommen; daher sie immer die eigene Beurtheilung des Landmanns erfordern. Die Verrichtungen bei den Handwerkern hingegen bleiben unverändert dieselben, oder doch einander sehr gleich, und können folglich durch bloße Nachahmung und mechanische Uebung zur Vollkommenheit gebracht werden.

Nicht bloß die Geschäfte des Pächters, der die ganze Wirthschaft eines Guts anordnet, sondern selbst manche untergeordnete Arbeiten des Landbaues, erfordern Verstand und Erfahrung in einem höhern Grade, als die meisten mechanischen Arbeiten. Der Handwerksmann, welcher Eisen oder Messig bearbeitet, hat mit Materialien und Werkzeugen zu thun, die immer von derselben, oder sehr ähnlicher Natur und Beschaffenheit sind. Der Bauer hingegen, welcher mit einem Zuge Ochsen das Feld durchpflügt, hat zu seinen Werkzeugen Thiere, deren Gesundheit, Stärke und Gemüthsart äußerst verschieden sind, und zu seinem Material den Erdboden, dessen Bestandtheile und Lagen eben so sehr abwechseln:
so

so daß beide zu ihrer Behandlung die immer erneuerte Anwendung der Urtheilskraft erfordern. Und in der That ist der gemeine Bauer, in Absicht dieser Fähigkeit, gar nicht so weit hinter seinen städtischen Mitbürgern zurück, als sein äußeres Ansehen zuweilen vermuthen läßt. Freilich ist er zum gesellschaftlichen Umgange weniger gewöhnt, und durch denselben weniger gebildet, als der Handwerker in den Städten. Seine Stimme ist rauher, seine Sprache gemeiner, und denjenigen, welche daran nicht gewöhnt sind, weniger verständlich. Aber sein Verstand, da er eine größere Mannigfaltigkeit von Gegenständen zu überlegen hat, ist dem Verstande des Handwerkers, der vom Morgen bis auf den Abend, oft nur eine oder zwei gleichförmige Handgriffe wiederholt, gemeiniglich überlegen. In der That werden diejenigen, die sich mit den geringen Klassen der Städter und der Landleute, in Geschäften oder aus Neugierde, bekannt gemacht haben, die Ueberlegenheit der letztern über die erstern sehr wohl gewahr. In China und Hindostan sind, wie man sagt, Rang und Lohn beider Klassen diesem Unterschiede gemäß, — und die Landarbeiter mehr geehrt und besser bezahlt, als die meisten mechanischen Künstler. Wahrscheinlicher Weise würde es allenthalben so seyn, wenn nicht Innungszwang und Innungsgeist dieses verhinderte.

Doch die Innungsgesetze und die durch sie gemachten Einschränkungen sind nicht die einzigen Ursachen der Ueberlegenheit, welche die städtische Betriebsamkeit in Europa über die ländliche hat. Auch andere Polizeieinrichtungen tragen dazu das ihrige bei. Die auf auswärtige Fabrikwaaren, und auf alle, von fremden Kaufleuten eingeführten Waaren gelegte hohen Zölle, zielen eben dahin ab. Wenn durch die Zunftgesetze die Einwohner der Städte, welche die Preise ihrer Waaren er-
höhen,

höhen, von der Furcht befreiet werden, daß ihre Mitbürger dieselben Waaren für niedrigere Preise verkaufen: so werden sie durch diese letztern Polizeiverfügungen auch vor der Concurrenz der Ausländer gesichert. Der durch beide in der Höhe erhaltene Preis muß zuletzt von den Landgutsbesitzern, den Pächtern, und gemeinen Landleuten bezahlt werden, die selten sich der Errichtung solcher Monopolen widersetzen. Sie selbst haben weder Neigung noch Geschick, sich in ähnliche Verbindungen einzulassen; und leicht werden sie durch das Geschrei und die Sophistereien der Kaufleute und Fabrikanten überredet, für das allgemeine Interesse des Staats zu halten, was doch nur Interesse eines Theils, und eines sehr geringen Theils desselben ist.

In Großbritannien scheint das Uebergewicht der Vortheile bei der städtischen Betriebsamkeit über die bei der ländlichen, ehemals weit größer gewesen zu seyn, als es gegenwärtig ist. Der Arbeitslohn für die ländlichen Arbeiten kommt dem Lohne, welchen Fabrikarbeiter erhalten, und der Gewinnst von Kapitalien, die auf den Ackerbau angewandt werden, dem Gewinnste von Fabrikensfonds jetzt weit näher, als am Ende des vorigen, oder noch im Anfange des jetzigen Jahrhunderts. Vielleicht ist dieß selbst eine Folge, obgleich eine späte Folge der außerordentlichen Aufmunterungen, welche der städtischen Betriebsamkeit gegeben worden sind. Das darin angehäuften Kapital wird mit der Zeit so groß, daß es nicht mehr mit Nutzen, in den bisher damit betriebenen Gewerben, angewandt werden kann. Auch diese Art der Betriebsamkeit hat ihre natürliche Gränze, wie jede andere: und auch bei ihr entsteht, bei anwachsenden Kapitalien, eine Concurrenz unter den Kapitalisten, wodurch ihr Gewinn verringert wird. — Sobald der bei den städtischen Gewerben zu erwartende Gewinn fällt: so bald

bald gehet ein Theil der Kapitalien auf das Land über, wo dann auch bald eine Erhöhung des Arbeitslohns nachfolgt, weil arbeitende Hände gesucht werden. Wie das in einem Wasserbehälter gesammelte Wasser, wenn es seine Dämme übersteigt, breitet sich auch das in den Städten gesammelte Geld, wenn es sich über das Maß seiner dort möglichen Anwendung anhäuft, auf das ganze umliegende Land aus, und giebt, durch Ermunterung des Ackerbaues, ihm einen Theil des von ihm empfangenen zurück. Ich werde in der Folge zeigen, daß durch ganz Europa, die vorzüglichsten Verbesserungen des Ackerbaues, von den in den Städten gesammelten, und von dort aus auf das Land überströmenden Kapitalien hergekommen sind. — Ich werde zugleich darzuthun suchen, daß, obgleich einige Länder, auf diesem Wege, zu einem beträchtlichen Grade von Reichtum gelangt sind, er doch an und für sich der längste, unsicherste, den meisten Unfällen und Hindernissen ausgesetzte, und, in jeder Absicht, von der Ordnung der Natur abweichendste sey. Was aber, dessen allen ungeachtet, die Staaten bewogen hat, diesen Weg einzuschlagen; — durch welches Interesse, welche Vorurtheile und welche Gewohnheiten er zu diesem unverdienten Vorzuge gekommen ist: das werde ich, im vierten und fünften Buche dieses Werks, so vollständig und deutlich, als ich kann, auseinander zu setzen suchen.

Personen gleiches Handwerks kommen selten, auch bloß ihres Vergnügens wegen, zusammen, ohne daß sich ihr Gespräch zu Verabredungen gegen das Publikum hinlenke, und mit Entwürfen zur Erhöhung der Preise endige. Durch Gesetze lassen sich Zusammenkünfte der Art nicht verbiethen, wenigstens durch keine, die mit Freiheit und Gerechtigkeit vereinbar, oder auch nur ausführbar wären. Indes, wenn das Zusammenkommen
der

der Leute von einerlei Gewerbe durch Gesetze nicht verhindert werden kann: so sollte es doch nicht durch Gesetze erleichtert, noch weniger nothwendig gemacht werden. Aber unsre Gesetze thun das eine und das andere. Sie erleichtern solche Zusammenkünfte, wenn sie die Personen desselben Gewerbes verpflichten, ihre Namen und Wohnungen in öffentliche Register eintragen zu lassen. Dadurch lernen Leute einander kennen, die sonst von einander wenig gewußt hätten. Dieß verschafft jedem Gewerbsmanne gleichsam die Adresse, wo er alle seine Zunftgenossen auffuchen soll. — Die Gesetze machen zweitens jene Versammlungen nothwendig, wenn sie die Personen von einerlei Gewerbe bevollmächtigen, sich zur Versorgung ihrer Armen, ihrer Kranken, Wittwen und Waisen, selbst Taxen aufzulegen: wodurch eine Gemeincasse unter ihnen errichtet wird, deren Verwaltung auch der versammelten Gemeinheit zusteht.

Ja, die Zunftprivilegien setzen nicht bloß die Gewerbsleute in die Nothwendigkeit, sich zu versammeln: sondern sie ertheilen diesen Versammlungen auch ein gesetzgeberisches Ansehn, indem sie den Willen der Mehrheit verbindlich für die übrigen Glieder der Zunft machen. In einem freien Gewerbe kann eine wirksame Verbindung der Glieder nicht anders zu Stande kommen, als wenn alle ohne Ausnahme in denselben Gesinnungen zusammenstimmen; und sie kann nicht länger dauern, als diese Uebereinstimmung der Gesinnungen dauert. In einer durch die Gesetze bestätigten Zunft hingegen, ist es genug, wenn die größere Anzahl übereinstimmt. Diese ist berechtigt, eine Zunftordnung, oder sogenannte Innungsartikel zu machen: die dann, durch Strafen unterstützt, die Concurrnz viel sicherer und auf längere Zeit einschränken, als die freiwillige Uebereinstimmung der Gemüther je thun würde.

Daß

Das Vorgeben, daß die Zunftverbindungen ein unentbehrliches Mittel für die Regierungen sind, um die Gewerbsleute unter Aufsicht zu halten, und den Gewerben selbst eine gewisse Leitung zu geben, ist völlig grundlos. Die reellste und zweckmäßigste Aufsicht, unter der ein Arbeiter stehen kann, ist nicht die seiner Zunftgenossen, sondern die seiner Kunden. Die Furcht, sein Brot zu verlieren, ist das, was ihn am sichersten von Betrugsgereien zurückhält, und zu einer sorgfältigen Arbeit auffordert. Ein Zunftmonopol schwächt die Wirksamkeit einer solchen Aufsicht. Wo dieses vorhanden ist, muß man diese und keine andre Leute, zu den Arbeiten, deren man nöthig hat, nehmen, sie mögen ihre Sachen gut oder schlecht machen. Gewiß sind die Zunftmonopole die Ursache, warum man in manchen ansehnlichen Städten auch nicht einen einzigen tauglichen Handwerker, selbst in einigen der unentbehrlichsten Gewerbe findet. Will man daselbst ein Stück taugliche Arbeit bekommen: so muß man sie in den Vorstädten, bei den sogenannten Pfuschern machen lassen, (die, weil sie kein ausschließendes Privilegium haben, sich auf nichts als ihre Geschicklichkeit verlassen können) und muß dann diese Waare verstohlnerweise in die Stadt zu bringen suchen.

So hindert also die in Europa eingeführte Polizei, durch die Einschränkung der Concurrenz, die sie bei gewissen Gewerben veranlaßt, das natürliche Gleichgewicht, in welches sich sonst die Vortheile und Nachtheile der verschiedenen Gewerbe von selbst setzen würden.

Eine zweite Störung dieses Gleichgewichts, aber auf die entgegenstehende Weise, verursacht eben diese Polizei, indem sie die Concurrenz in gewissen Gewerben auf eine künstliche Weise vermehrt, und mehr Menschen in dieselbe hineinzwingt, als sonst sich zu denselben entschließen würden.

Gewisse Lebensarten und Berufsarbeiten sind für so unentbehrlich zum Besten der Gesellschaft angesehen worden, daß, um eine hinlängliche Anzahl junger Leute zu denselben zuzuziehen, bald die Regierung, bald gütende Privatpersonen, für sie mancherlei Stiftungen gemacht haben: lauter Anstalten, wodurch mehrere diese Lebensart zu ergreifen bewogen worden sind, als sich sonst derselben würden gewidmet haben *). In allen christ-

*) In dem Originale heißen die, dem Unterhalte und der Bildung junger Leute gewidmeten Stiftungen, Pensions, scholarships, exhibitions, bursaries. Dieß läßt sich nicht durch Stipendien, Freitsche u. dergl. übersezen.

Pension ist nichts anders, als der allgemeine Ausdruck, welcher Scholarship, Fellowship und andere beneficia unter sich begreift: ein Jahrgehalt, den auf einer Universität diejenigen genießen, welche sich den Wissenschaften widmen.

Scholarships sind Stellen, die einen jungen Menschen zu einer freien Wohnung, oder zu einem Freitsche, oder zu einer Summe Geldes jährlich, oder zu allen dreien berechtigen.

Fellowship ist belnahe dasselbe. Nur erhält in einigen Collegien der junge Mann das Fellowship erst alsdann, wenn er etliche Jahre lang das Scholarship, welches im Christchurch Collegio auch Studentship heißt, gehabt hat.

Stipendien, Freitsche u. dgl. werden auf den deutschen Universitäten auf gewisse Jahre gegeben. Der Fellow in England wird seiner Stelle nur verlustig, wenn er sich verheyrathet, oder eine Pfarrei erhält.

Exhibitions sind bestimmte Preise, welche für gewisse Ausarbeitungen der jungen Leute ausgesetzt worden sind. Meistens findet dabei die Concurrrenz mehrerer statt.

christlichen Ländern, erhält, glaube ich, der größte Theil der Geistlichen durch diese Anstalten seine Erziehung. Sehr wenige derselben studiren ganz allein aus eigenen Mitteln. Daher kommt es, daß in diesem Stande, die Belohnungen der Arbeit, mit der Länge und Mühsamkeit der Vorbereitungen dazu, in so schlechtem Verhältnisse stehen. Der geistliche Stand wird nehmlich durch jene anlockenden Anstalten mit Leuten überfüllt, die, um nur eine Versorgung zu erhalten, gerne mit einer kleinen Belohnung zufrieden sind, als zu der sie sonst, einer solchen Erziehung nach, berechtigt wären. Die Concurrnz der Aermern vermindert auch den Lohn der Reichern. Es ist vielleicht unanständig, den Gehalt eines Pfarrverwesers *) oder Kapellans mit dem Lohne eines

Bursaries sind, auf den Universitäten in Schottland, gewisse Geldbeiträge, welche ganze Districte (Presbyteriate) hergeben, und wofür diese das Recht haben, die jungen Leute, die diesen Zuschuß erhalten, aus ihrem Mittel zu wählen und auf die Universität zu schicken.

Mehrere Belehrung über diese Gegenstände findet man in Küttners Beiträgen zur Kenntniß des Innern von England im 11ten Stücke.

A. d. U.

*) Die eigentlichen Pfarrer in England heißen Rectors oder Vicars. Die erstern erhalten den Zehnten von allem und jedem; die lehtern nur den kleinen Zehnten. Beide dürfen Curates, Verweser, halten, das ist, Geistliche, die für einen gewissen Lohn, an ihrer statt, die Kirche bedienen. Viele Inhaber einträglicher Pfarreien leben das ganze Jahr, oder doch den größten Theil desselben, in der Hauptstadt oder in andern größern Städten und lassen die Pfarreien durch Verweser besorgen. Ob der Bischof den Pfarrer zwingen könne, seinen Dienst selbst zu verrichten, ist noch

eines Handarbeiters zu vergleichen. Aber im Grunde ist doch jener Gehalt mit diesem Lohne von einerlei Natur. Beide sind die Vergeltung einer gewissen Arbeit, und werden nach den Bedingungen desjenigen Vertrags bezahlt, den der Arbeitende mit dem, für welchen er arbeitet, eingegangen ist. Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, waren fünf Mark, die ungefähr so viel Silber, als jetzt zehn Pfunde Sterling enthalten, die gewöhnliche Besoldung für einen Pfarrverweser, oder einen besoldeten, dem Gottesdienste in einem Kirchspiele vorstehenden Geistlichen, — wie wir dieß aus mehreren Nationalconcilien, welche diesen Gehalt bestimmen, erkennen. Zu eben dieser Zeit wurden vier Pfennige Sterling, die mit einem Schillinge unserer Zeit gleichviel Silber enthalten, für das Tagelohn eines Maurers, und drei Pfennige Sterling, (gleich neun von unsern jetzigen Pfennigen Sterling), für den Tagelohn seines Handlangers erklärt *). Waren diese beiden letztern Arbeiter also das ganze Jahr hindurch beschäftigt: so verdienten sie sich viel mehr, als der Pfarrverweser an Besoldung erhielt. Ja, der Lohn des Maurers hätte, wenn er auch

unentschieden, aber das Kirchspiel kann ihn dazu zwingen. Indessen wird von dieser Befugniß selten Gebrauch gemacht, weil der Pfarrer alsdann den Zehnten in Natura fordern darf, und die Landleute und Pächter sich lieber mit dem gewöhnlichen mäßigen Aequivalente abfinden. Der Pfarrer kann seinen einmal gewählten und angestellten Verweser nicht schlechterdings und nach Willkühr abschaffen, sondern erst nach vorhergegangenen Beschwerden, welche gerichtlich untersucht werden müssen. S. Küttners Beiträge zur Kenntniß des Innern von England, 1stes St. S. 10 u. f.

A. d. II.

*) S. The Statute of laborers, 25. Ed. III.

auch den dritten Theil des Jahres ohne Arbeit gewesen wäre, doch noch vollkommen die Summe des jährlichen Einkommens des Geistlichen ausgemacht. In der zwölften Parlamentsacte der Königin Anna ist, im zwölften Kapitel, folgende Verfügung gemacht worden: „da aus Mangel eines hinlänglichen, mit den Pfarrverweserstellen verbundenen Gehalts, mehrere Pfarreien mit schlechten und unwürdigen Subjecten haben besetzt werden müssen: so wird der Bischof berechtigt, für jeden eine Pfarre versehenen Geistlichen, eine hinlängliche Besoldung, die nicht unter zwanzig Pfund Sterling des Jahres und nicht über funfzig sey, zu bestimmen, und dem neu anzusetzenden durch eine von ihm, dem Bischofe, unterschriebne und besiegelte Handschrift zuzusichern.“ Noch jetzt wird die Pfarrverweserstelle für keine schlechte gehalten, die funfzig Pfund Sterling des Jahres einbringt: und sehr viele dergleichen Stellen haben, ungeachtet jener Parlamentsacte, weniger als zwanzig Pfund Sterling Einkommen. In London giebt es Schustergefelln, die sich des Jahres funfzig Pfund Sterling verdienen; und kaum wird, in dieser Hauptstadt, ein arbeitsamer Mann irgend einer Klasse seyn, der es nicht auf mehr als zwanzig Pfund Sterling brächte. Ja selbst auf dem Lande kann in vielen Kirchspielen ein gemeiner Tagelöhner sich diese Summe erarbeiten. — Und doch haben die Geseze, wenn sie sich je eingemischt haben, den Lohn der Hendarbeiter zu bestimmen, denselben immer mehr zu erniedrigen, als zu erhöhen gesucht: dahingegen sie, in der Absicht, das Ansehen der kirchlichen Würden aufrecht zu erhalten, immer die Gehalte der Verweser zu erhöhen, und die Inhaber der Pfarreien zu nöthigen gesucht haben, ihren Verwesern mehr als den elenden Unterhalt zu geben, mit welchem diese sich zu befriedigen geneigt waren. Aber in beiden Fällen sind die Geseze unwirksam geblieben.

Sie

Sie haben weder den Gehalt der Pfarrverweser in dem Grade zu erhöhen, noch den Lohn der Handarbeiter so tief herabzusetzen vermocht, als es nach ihren Verfügungen hätte geschehen sollen. Die Ursache ist, weil sie die erstern nie haben verhindern können, ihrer Armut und der Menge ihrer Mitbewerber wegen, freiwillig einen geringern Gehalt, als die Gesetze ihnen zugestehen, anzunehmen; und weil sie die letztern nie haben bewegen können, mit dem gesetzlichen Lohne zufrieden zu seyn, da die Concurrenz derer, welche ihrer Arbeit bedurften, ihnen bessere Bedingungen zuwege brachte.

Die reichen Pfründen, und die hohen geistlichen Würden sind es, welche das Ansehen der Kirche, bei den armseligen Umständen vieler von ihren Dienern, aufrecht erhalten. Auch für diese letztern ist die Achtung, welche man für den ganzen Stand trägt, einigermaßen Ersatz für die geringe Geldbelohnung, die sie bekommen. In England und in allen römischkatholischen Ländern, ist, in der That, die Lotterie der Kirchenämter weit vortheilhafter, als sie seyn dürfte, um Leute zu bewegen, darein zu seyn. Die Beispiele von Schottland, Genf, und mehreren protestantischen Kirchen können uns beweisen, daß in einem Stande, der so viel Ansehen giebt, zu welchem die Vorbereitung durch so viele Stiftungen erleichtert wird, auch die Aussicht auf weit geringeres Einkommen hinlänglich ist, die nöthige Anzahl gelehrter, wohlerzogener und achtungswürdiger Männer demselben zuzuführen.

Wenn zu der Profession eines Arztes, oder eines Rechtsgelehrten, für welche es keine Pfründen giebt, eine gleiche Anzahl junger Leute, wie in der Theologie, auf öffentliche Kosten erzogen würde: so würde auch in ihr in kurzem die Concurrenz so groß seyn, daß ihre Belohnung an Gelde sehr würde vermindert werden. Dann würden

würden vielleicht wohlhabende Väter es nicht der Mühe werth achten, ihre Söhne auf eigne Kosten zu Aerzten oder Rechtsgelehrten zu erziehen. Diese Lebensarten würden daher den durch Stipendien und wohlthätige Stiftungen unterstützten jungen Leuten gänzlich überlassen werden, und, weil diese theils ihrer Menge, theils ihrer Dürftigkeit wegen, sich mit einer geringen Belohnung ihrer Arbeiten begnügen würden, von ihrem bisherigen Ansehen sehr viel verlieren.

Die Klasse von Menschen, welche die Franzosen *gens de lettres* nennen, und wozu vorzüglich die Schriftsteller vom Handwerke gehören, eine Klasse, die nirgends ein großes Glück macht, befindet sich ziemlich genau in derjenigen Lage, in welcher, unter den gedachten Umständen, Aerzte und Rechtsgelehrte seyn würden. Der größte Theil dieser Klasse besteht, in ganz Europa, aus Personen, die sich der Theologie gewidmet hatten, aber durch verschiedene Ursachen gehindert wurden, sich wirklich um kirchliche Aemter zu bewerben. Sie haben größtentheils durch Hülfe von Stipendien und milden Stiftungen studirt: und ihre Anzahl ist allenthalben so beträchtlich, daß dieß allein zureicht, den Lohn ihrer Arbeit auf eine bloß kümmerliche Versorgung herabzusetzen.

Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst, bestand die einzige Arbeit, durch welche ein Gelehrter von seinen Talenten einen Erwerb ziehen konnte, in dem Unterrichte, den er als öffentlicher oder Privatlehrer ertheilte, oder in der mündlichen Mittheilung der von ihm erworbenen nützlichen, oder angenehmen Kenntnisse. Und sicher ist auch jetzt noch diese Beschäftigung sowohl ehrenvoller, als nützlicher, und, im Ganzen genommen, auch einträglicher, als die eines für Buchhändler arbeitenden Schriftstellers; — eine Beschäftigung, zu welcher die Buchdruckerkunst die erste Veranlassung gegeben hat.

Dhne

Ohne Zweifel muß ein vorzüglicher Lehrer in irgend einer Wissenschaft eben so viel Zeit und Mühe angewandt haben, sich zu seinem Berufe vorzubereiten, muß eben so viele vereinigte Naturgaben, Fleiß und Kenntnisse besitzen, als der größte Sachwalter, oder der vollkommenste praktische Arzt, zur Erlernung oder zur Ausübung seiner Kunst braucht. Und doch steht die gewöhnliche Belohnung des vorzüglichen Lehrers der Wissenschaften, mit der Belohnung, welche ein berühmter Advocat oder Arzt erhält, in keinem Verhältnisse. Die Ursache ist, weil das Gewerbe des erstern mit armen, auf öffentliche Unkosten erzogenen Leuten überfüllt ist; in dem Gewerbe der beiden letztern hingegen wenig andre Mitwerber auftreten, als die die Unkosten ihrer Erziehung aus eignen Mitteln bestritten haben. Diese, schon jetzt so eingeschränkte Belohnung der öffentlichen sowohl, als der Privatlehrer, würde doch noch tiefer heruntersinken, wenn nicht eine Anzahl von Gelehrten sich dem noch dürftigern Handwerke, Bücher für Brod zu schreiben, ergaben, und dadurch den Markt der erstern von eben so vielen Mitwerbern befreieten. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst scheint das Wort Scholar, ein Student, mit dem Worte Bettler, beinahe gleichbedeutend gewesen zu seyn. In der That gaben, vor diesem Zeitpunkte, oft die Vorsteher der Universitäten den ihnen untergebenen Schülern oder Studenten einen Erlaubnißschein zum Betteln.

In uralten Zeiten, ehe es solche wohlthätige Stiftungen gab, durch deren Hülfe armer Leute Kinder zu den gelehrten Professionen erzogen werden, scheinen vorzügliche Lehrer der Wissenschaften sehr reichlich belohnt worden zu seyn. Sokrates wirft in derjenigen seiner Reden, welche die Ueberschrift hat, — „wider die „Sophisten“ — den Lehrern seiner Zeit, einen Mangel

gel von Uebereinstimmung mit sich selbst vor. „Sie
 „machen,“ sagt er, „ihren Schülern die prahlhaftesten
 „Versprechungen, daß sie sie zu weisen, gerechten und
 „glücklichen Menschen machen wollen, und für einen so
 „höchst wichtigen Dienst fordern sie nicht mehr, als die
 „elende Belohnung von vier oder fünf Minen. Die,
 „welche andern Weisheit lehren wollen,“ fährt er fort,
 „sollten doch billig selbst weise seyn. Nun würde es
 „aber, in jedem andern Falle, für die augenscheinlichste
 „Thorheit gehalten werden, einen Kauf zu schließen, bei
 „dem man so viel hingäbe, um so wenig dafür zu erhal-
 „ten.“ In diesem Zusammenhange konnte es sicherlich
 seyn Vorsatz nicht seyn, die Belohnungen der Lehrer über
 die Wahrheit zu vergrößern, und wir können also das,
 was er angiebt, für das, was gewöhnlich war, anneh-
 men. Vier Minen sind dreizehn Pfunden Sterling, sechs
 Schillingen, acht Pfennigen Sterling (88 Rthl. 21 ggr. 4
 pf.) gleich: fünf Minen, sechzehn Pfunden, dreizehn
 Schillingen, und vier Pfennigen Sterling (111 Rthl. 2
 gr. 8 pf.) Die höchste dieser beiden Summen war also
 das, was vorzügliche Lehrer der Wissenschaften für ih-
 ren Unterricht forderten. Isokrates selbst verlangte zehn
 Minen, oder drei und dreißig Pfund Sterling, sechs
 Schillinge, acht Pfennige Sterling (222 Rthl. 5 ggr. 4
 pf.) von jedem seiner Schüler *). Wenn er zu Athen
 Vorz

*) Nach Barthelemy, in den, dem Anacharsis angehängten
 Werthangaben der griechischen Münzen ist 1 Mine = 90
 Livres, welche, (den Livre zu 6 ggr. gerechnet,) 22 Rthl.
 12 ggr. ausmachen: also 4 Minen = 90 Rthl. und 10
 Minen = 225. In den von Grose, nach Rome de
 l'Isle herausgegebenen Metrologischen Tafeln kommt
 der von Barthelemy angenommene Werth der Mine S.
 189, unter dem Namen der Attisch, Euklidischen vor.

Vorlesungen hielt: so hatte er, wie erzählt wird, bis hundert Zuhörer. Ich verstehe dieß so, daß hundert Personen zugleich seine Vorlesungen besuchten. Und diese Anzahl wird nicht übertrieben scheinen, wenn man bedenkt, daß es die Schüler sind, die aus einer großen Stadt, zu einem berühmten Lehrer, und zum Unterrichte in derjenigen Wissenschaft zusammenkamen, welche man damals für die unentbehrlichste unter allen hielt. Jede solche Vorlesung muß ihm also tausend Minen, oder 3,333 Pfund Sterling, 6 Schillinge, 8 Pfennige (21,388 Rthlr.) gebracht haben. In einer andern Stelle, beim Plutarch, werden ausdrücklich tausend Minen für sein gewöhnliches Honorar, oder das, was er für einen vollständigen Unterricht in seiner Kunst erhielt, angegeben. Mehrere andre berühmte Lehrer der damaligen Zeit scheinen große Reichthümer erworben zu haben. Gorgias schenkte in den Tempel des delphischen Apolls eine goldne Bildsäule, die ihn selbst vorstellte. Freylich werden wir nicht annehmen dürfen, daß es eine Bildsäule in Lebensgröße gewesen sey. — Die Lebensart dieses Gorgias, so wie des Hippias und Protagoras, zweier andern gleichzeitigen berühmten Gelehrten, wird vom Plato als sehr üppig und Aufwandsvoll beschrieben. Plato selbst soll mit einer gewissen Pracht gelebt haben. Aristoteles, nachdem er schon der Erzieher Alexanders gewesen war, und, nach dem übereinstimmenden Zeugnisse aller Geschichtschreiber, sowohl von ihm, als von dessen Vater, königlich war belohnt worden, hielt es dennoch der Mühe werth, nach Athen zurückzukehren und dabelst einen Lehrsaal zu eröffnen. Ohne Zweifel waren Lehrer der Wissenschaften in diesem Zeitalter noch nicht so häufig, als sie es zwei Menschenalter später wurden. Und sobald dieses geschah, verminderte die wachsende Concurrnz wahrscheinlich, sowohl die Achtung für die Personen, als die Belohnung für die Arbeiten der Lehrer. Doch behaupteten immer
noch

noch die vorzüglichsten unter ihnen einen weit höhern Rang in der Gesellschaft, als ihren Nachfolgern heut zu Tage irgendwo zu Theile wird. Die Athenienser schickten den Akademiker Karneades, und den Stoiker Diogenes, zu einer feierlichen Gesandtschaft nach Rom: zu einer Zeit, wo ihr Staat zwar von seiner vorigen Höhe schon herabgesunken war, aber doch noch eine ansehnliche und unabhängige Republik ausmachte. Karneades war überdies von Geburt ein Babylonier; und da kein Volk jemals mit mehr Eifersucht, als die Athenienser, Fremde von seinen öffentlichen Aemtern zu entfernen gesucht hat: so muß die persönliche Achtung für diesen Mann, welche dieses Vorurtheil überwinden konnte, doppelt groß gewesen seyn.

Die in dieser Absicht zu unsrer Zeit vorgegangene Veränderung der Meinungen und Gewohnheiten, ist im Ganzen dem allgemeinen Besten eher zuträglich, als nachtheilig. Der Stand öffentlicher Lehrer der Wissenschaften hat dadurch freilich verloren; aber der Umstand, daß die gelehrte Erziehung für das ganze Publikum dadurch wohlfeiler geworden ist, verschafft, für jenes kleine Uebel, einen weit überwiegenden Vortheil. Dieser würde noch größer seyn, wenn die Verfassung der öffentlichen Lehr- und Erziehungsanstalten durch ganz Europa, vernünftiger und zweckmäßiger eingerichtet wäre, als sie es noch gegenwärtig an den meisten Orten ist.

Drittens, verursacht das in Europa befolgte System der Staatsverwaltung eine Ungleichheit in den Vortheilen und Nachtheilen, welche mit den verschiedenen Beschäftigungsarten verbunden sind, — und zwar, eine sehr lästige Ungleichheit, — durch die Hindernisse, welche sie dem freien Umlaufe der Kapitalien und der Arbeiten, sowohl von einem Orte zum andern, als von einer Art der Geschäfte zur andern, entgegensezt.

Das

Das Gesetz, welches eine bestimmte Lehrzeit für unentbehrlich erklärt, hindert den arbeitsamen Mann, wenn er, ohne seinen Wohnort zu verändern, von einer Beschäftigung zur andern übergehen will; und die ausschließenden Zunftprivilegien hindern ihn, wenn er mit Beibehaltung derselben, einen Ort mit dem andern vertauschen will.

Es geschieht häufig, daß, zu derselben Zeit, da in der einen Art von Manufaktur den Arbeitern hoher Lohn gegeben wird, die Arbeiter in der andern sich mit einem sehr dürftigen begnügen müssen. Die eine ist vielleicht im Fortgange, und verlangt also immer mehrere und mehrere Hände: die andre geht zurück, und wird von den bei ihr überflüssigen Händen belastet. Zwei dergleichen Manufacturen können oft in derselben Stadt, oder doch in einem eingeschränkten Bezirke neben einander seyn, ohne daß eine der andern den geringsten Beistand leisten könnte. Bald wird dieß, durch die über die Lehrzeit gegebenen Gesetze, bald durch die Zunftprivilegien, bald durch beides zugleich verhindert. Und doch sind, in vielen von einander getrennten Manufacturen, die Einrichtungen so ähnlich, daß die Arbeiter von beiden sehr leicht ihre Gewerbe mit einander verwechseln könnten, wenn nicht diese ungereimten Gesetze entgegenständen. Zum Beispiele, das Weben leinener und das Weben seidener Zeuge ist, wenn von gemeiner, einfacher Waare die Rede ist, beinahe eine ganz gleiche Arbeit. Das Weben wollener Zeuge ist davon etwas verschieden: aber doch so wenig, daß der Leinweber sowohl, als der Seidenweber, durch die Uebung weniger Tage, ein ganz erträglicher Zeug- und Tuchweber werden könnte. Wäre also von diesen drei Hauptmanufacturen eine im Abnehmen: so würden die mit ihr bisher beschäftigten Arbeiter eine Nothhülfe in jeder der beiden andern, mehr
blü-

blühenden Fabriken finden können; und so würde der Arbeitslohn aller, weder bei einem wachsenden Wohlstande zu sehr steigen, noch bei abnehmendem zu tief herunterfallen. In der That ist, durch ein eignes Gesetz, die Leinweberei, in England, ein jedermann freistehendes Gewerbe. Da es aber in dem größern Theile des Landes nur wenig getrieben wird: so kann es auch für den außer Brod gesetzten Arbeiter anderer verfallender Manufacturen nur eine geringe Hülfe seyn. Und diesen bleibt daher allenthalben, wo das die Lehrzeit regulirende Gesetz besteht, keine andere Wahl übrig, als entweder auf die Armenliste des Kirchspiels zu kommen, und vom Almosen zu leben, oder als gemeine Tagelöhner zu arbeiten, wozu sie aber gemeiniglich, vermöge ihrer vorhergehenden Beschäftigungen, weit weniger, als zu den Arbeiten einer mit der ihrigen verwandten Manufactur geschickt sind. Was sie also gemeiniglich unter beiden wählen, ist, von der öffentlichen Mildthätigkeit zu leben.

Alle die Fesseln, welche den Arbeiter hindern, sich von einer Art der Beschäftigung zur andern zu wenden, hindern auf gleiche Weise den Kapitalisten, seine Gelder aus einem Gewerbe herauszuziehen, und sie bei einem andern anzulegen: weil die Größe des, in irgend einem Gewerbszweige anwendbaren Kapitals, größtentheils von der Anzahl der darin beschäftigten Arbeiter abhängt. — Doch stören die Zunftgesetze den freien Umlauf der Kapitalien von Ort zu Orte weniger, als den freien Umlauf der Arbeiten. Es wird allenthalben einem reichen Kaufmanne leichter, in einer Stadt, die in der Regel nur die Eingebornen zu ihren Gewerben zuläßt, ein Handelsprivilegium zu erhalten, als es einem armen Handwerksgefallen wird, sich darin als Meister niederzulassen.

Die

Die bisher betrachtete, von den Zunftgesetzen herührende Störung des freien Umlaufs der Arbeit, ist, wie ich glaube, allen Ländern von Europa gemein. Diejenige, welche in England durch die Armenengesetze veranlaßt wird, ist diesem Lande allein eigen. Sie besteht in der Schwierigkeit, welche ein armer Mann findet, sich in irgend einem andern Kirchspiele, als dem, wozu er gehört, ansässig zu machen, oder auch nur darin arbeiten zu dürfen. Jene Zunft einschränkungen hindern nur den Umlauf der künstlichen Betriebsamkeit, — der Arbeit von Handwerkern und Manufacturisten: diese Erschwerung der Niederlassung hindert auch den Umlauf der gemeinen Tagelöhnerarbeit. Ich halte es der Mühe werth, eine kurze Nachricht von dem Ursprunge, Fortgange und dem jetzigen Zustande dieses Uebels, eines der größten vielleicht, mit welchem die Polizei eines europäischen Landes befaßt ist, zu geben.

Als, bei Aufhebung der Klöster, die Armuth die aus diesen Stiftungen ihr zufließenden Wohlthaten verlor: wurde, nach einigen unwirksamen Versuchen ihr zu helfen, in der drei und vierzigsten Acte der Königin Elisabeth ein Gesetz gegeben, daß jedes Kirchspiel für seine Armen sorgen sollte; — und daß zu dem Ende in jedem, jährlich gewisse Aufseher der Armen ernannt werden sollten, die, in Gemeinschaft mit den Kirchenvorstehern, die dazu nöthige Summe festsetzten, und von den Kirchspielseinwohnern einen verhältnißmäßigen Beitrag erhöben.

Da nun durch dieses Gesetz jedem Kirchspiele die unerläßliche Pflicht auferlegt wurde, seine Armen zu ernähren: so wurde es eine wichtige Frage, welche Armen denn eigentlich jedem Kirchspiele zugehörten. Diese Frage wurde, nach einigen schwankenden und mehrmals abgeänderten Entscheidungen, endlich im dreizehnten

Statute Karls des zweiten auf immer dergestalt beantwortet, daß nach einem vierzigtagigen, ungestörten Aufenthalte in einem Kirchspiele, jeder als sesshaft in demselben angesehen werden soll; daß aber während dieses Zeitraums zwei Friedensrichter Zug und Recht haben sollen, den neuen Einwohner, wenn von Seiten der Armenaufseher und Kirchenvorsteher Klage gegen ihn einläuft, in das Kirchspiel, worin er zuletzt ansässig gewesen ist, zu verweisen: es sey denn, daß er entweder ein Guth in Pacht nehme, welches zehn Pfund St. Renten des Jahres zahlet, oder sonst dem Kirchspiele, wo er hingezogen ist, solche Sicherheit, ihm nicht zur Last zu fallen, verschaffe, als jene beiden Richter für hinlänglich halten.

Dieses Gesetz gab, wie man sagt, zu mehreren Betrügereien Anlaß. Die Kirchspielbeamten erkaufen oft ihre eigenen Armen dazu, daß sie heimlich in ein anderes Kirchspiel gingen, sich vierzig Tage lang heimlich daselbst aufhielten, und auf diese Weise, zur Entlastung des Kirchspiels, wohin sie eigentlich gehörten, in dem fremden ansässig wurden. Daher wurde im ersten Jahre Jakobs des zweiten durch ein neues Gesetz verordnet, daß die, zum Ansässigwerden, oder zur Erlangung der Mitgliedschaft in einem Kirchspiele, erforderlichen vierzig Tage ungestörten Aufenthalts, nur von der Zeit an gerechnet werden sollen, da der neue Ankömmling einem der Armenaufseher, oder Kirchenvorsteher des Kirchspiels, eine schriftliche Nachricht von seinem Wohnorte und der Stärke seiner Familie eingereicht hat.

Indeß waren, wie es scheint, die Kirchspielbeamten in Absicht ihres eigenen Kirchspiels nicht immer gewissenhafter, als in Ansehung fremder: und ließen oft unwillkommene Gäste sich eindringen, indem sie, trotz der empfangenen Nachricht, doch keinen Schritt thaten,
 sie

sie wegzuschaffen. Da nun vorausgesetzt werden konnte, daß jeder Einwohner eines Kirchspiels dabei interessiert sey, die, zur Belastung der alten Einwohner, sich einbringenden Fremdlinge abzuhalten: so wurde durch eine dritte Parlamentsacte, vom dritten Jahre des Königs Wilhelm, den alten Verordnungen hinzugefügt: daß der mehr gedachte vierzigtägige Aufenthalt nur von dem Sonntage an gerechnet werden sollte, an welchem jener Bericht öffentlich von der Kanzel, nach geendigtem Gottesdienste, sey verlesen worden.

„Alles das zusammen genommen,“ sagt D. Burn, „macht, daß durch einen vierzigtägigen Aufenthalt in einem Kirchspiele, selten jemand darin ansässig wird: und daß jene Gesetze weniger darauf abzielen, einem Menschen Mittel anzuweisen, wie er zu einem festen Sitze an einem Orte gelangen könne, als den Kirchspielen die Mittel zu erleichtern, wodurch sie die sich heimlich einschleichenden Fremden an einer beständigen Niederlassung verhindern können. Denn die öffentliche Nachricht, welche der Ankömmling von sich und seinem Aufenthalte geben muß, ist so gut, als eine Aufforderung an das Kirchspiel, ihn wegzuschaffen, wenn er eine Belastung für dasselbe befürchten läßt. Ist aber die Lage eines Menschen von der Art, daß es zweifelhaft ist, ob er gesetzmäßig weggeschafft werden dürfe oder nicht: so soll die öffentlich bekannt gemachte Nachricht, die Entscheidung der Streitfrage befördern, indem sie das Kirchspiel nöthigt, entweder ihm eine unbestrittene Niederlassung zu bewilligen, oder durch ihren Widerstand dagegen die Sache vor den Richter zu bringen.“

Durch dieses Gesetz nun wurde es einem armen Manne beinahe unmöglich, sich, auf dem alten Wege, durch vierzigtägigen Aufenthalt an einem Orte, einen festen

sten Sitz zu erwerben. Damit es aber nicht schiene, als wenn gemeinen Leuten der Weg, von einem Kirchspiele in das andere zu ziehen, ganz verschlossen seyn sollte, wurden vier andere Methoden festgesetzt, wie, ohne solche öffentliche Bekanntmachung, ein Fremder sich in einem Kirchspiele ansässig machen könne. Die erste war, wenn er zu den Kirchspielsauslagen mit gezogen wird, und dieselben wirklich bezahlt; die zweite, wenn er zu einem Amte im Kirchspiele erwählt wird, und dasselbe ein Jahr lang verwaltet: die dritte, wenn er im Kirchspiele die Lehrjahre eines Gewerbes aussteht; die vierte endlich, wenn er sich bei einem Einwohner des Kirchspiels auf ein Jahr als Dienstbothe vermiethet, und im Dienste auch ein Jahr lang aushält.

Die beiden ersten Methoden, in einem Kirchspiele ansässig zu werden, finden nur durch eine öffentliche Handlung des ganzen Kirchspiels statt: und dieses wird sich wahrscheinlich sehr in Acht nehmen, einen Unkösling, der nichts als seine Arbeitsamkeit zu seiner Unterhaltung mitbringt, mit zur Bezahlung der Ortsauslagen zu ziehen, oder ihn zu Kirchspielsämtern zu wählen.

Auf die beiden letzten der gedachten Arten, kann wenigstens ein verheiratheter Mensch nicht leicht eine Niederlassung erlangen. Ein Lehrbursche ist schwerlich jemals verheirathet; und für verheirathete Dienstbothen macht jenes Gesetz eine ausdrückliche Klausel, wodurch sie von der Wohlthat, durch den Dienst eines Jahres eine Niederlassung zu erlangen, förmlich ausgeschlossen werden. Diese Anordnung, daß durch das Dienen bei einer Herrschaft ein Mensch an einem Orte ansässig werden könne, hat im Grunde keine andere Folge gehabt, als daß die alte englische Gewohnheit, Dienstbothen auf ein Jahr zu miethen, (eine Gewohnheit, die ehemals so allgemein war, daß vor Gerichte, wenn im

Dienstcontracte kein Termin benennt ist, allemal ein Jahrestermin vorausgesetzt wird) gänzlich außer Gebrauch gekommen ist. Weder die Herren haben jetzt immer Lust, ihre Dienstbothen und Gesellen, dadurch, daß sie sie für ein Jahr miethen, an ihrem Orte ansässig zu machen: noch sind selbst die Dienstbothen immer geneigt, sich auf diese Weise miethen zu lassen; weil, da jede letzte Niederlassung alle vorhergehenden aufhebt, sie dadurch ihren ersten Wohnsitz, an dem Orte ihrer Geburt, wo ihre Verwandten und Freunde leben, verlieren würden.

Ein unabhängiger Arbeiter also, er sey Tagelöhner oder Handwerksgefelle, hat augenscheinlich wenig Hoffnung, weder durch ausgestandene Lehrjahre, noch durch Herrendienste, in einem Orte ansässig zu werden. Will nun ein solcher sich mit seinem Fleiße in ein neues Kirchspiel wenden: so steht er in Gefahr, so gesund und so arbeitsam er immer seyn mag, nach dem Gutdünken eines eigensinnigen Kirchenvorstehers oder Armenaufsehers, zum Wegziehen genöthiget zu werden: es sey dann, daß er entweder ein Grundstück pachte, dessen jährlicher Pachtzins zehn Pfund Sterling beträgt, — (eine Bedingung, die einem bloß von seiner Arbeit lebenden Menschen zu erfüllen unmöglich ist), oder eine solche Sicherheit stelle, dem Kirchspiele nie zur Last zu fallen, die nach dem Ausspruche zweier Friedensrichter hinlänglich ist. Wie groß die Summe zu dieser Sicherheitsstellung seyn solle, hat das Gesetz gänzlich ihrer Beurtheilung überlassen: sie kann aber schwerlich geringer als dreißig Pfund Sterling seyn, da, nach einer andern Verordnung eben dieses Gesetzes, selbst der Ankauf eines Freigutes, welches weniger als dreißig Pfund Sterling werth ist, den Käufer nicht im Kirchspiel ansässig macht; weil, sagt das Gesetz, solches zur Sicherheit des Kirchspiels von dem neuen Ansiedler nicht belästiget zu werden,

den, nicht zureiche. Aber auch diese Caution, die doch noch für zu klein erklärt wird, kann ein Mensch, der von seiner Hände Arbeit lebt, höchst selten stellen.

Um den freien Umlauf der Arbeiten von einem Orte zum andern, der durch diese verschiedenen Parlamentsacten gestört worden war, einigermaßen wieder herzustellen, ist man auf die Certificate gefallen. Durch die achte und neunte Acte des Königs Wilhelm wurde verordnet, daß wenn irgend jemand ein Certificat, daß er in einem gewissen Kirchspiele gesetzmäßig ansässig sey, — von den Armenaufsehern oder Kirchenvorstehern desselben unterschrieben, — mitbrächte, er in jedem andern Kirchspiele aufgenommen werden müsse: daß dieses letztre ihn nicht aus der Ursache, daß er wahrscheinlich demselben künftig zur Last fallen könne, sondern nur in dem Falle, wenn er wirklich jetzt ihm zur Last fällt, wegschaffen dürfe; und daß, wenn dieser letztre Fall eintritt, das Kirchspiel, welches obiges Certificat gegeben hat, die Kosten sowohl seiner Unterhaltung, als seiner Fortschaffung tragen solle. Und um dem Kirchspiele, wohin ein solcher mit einem Certificate versehener Mensch einwandert, die vollkommenste Sicherheit, nie durch ihn belästigt zu werden, zu verschaffen, wird in der Acte noch hinzugefügt, daß dieser in seinem neuen Wohnorte auf keine Art und Weise ansässig werden könne, außer durch Pachtung eines Grundstückes von zehn Pfund Sterling jährlichen Pachtzinses; oder durch unentgeltliche jährliche Verwaltung eines Kirchspielamtes. Ja sogar verboth die zwölfte Acte der Königin Anna Stat. 1. R. 8. *), daß auch die Dienstbothen und Lehrburschen,

P 2

solcher

*) Zum bessern Verständnisse ähnlicher Anführungen ist zu bemerken, daß die Parlamentsacten, unter jedem Könige, nach

solcher mit Certificaten versehener Ankömmlinge, jemals in dem Kirchspiel, worin sie aufgenommen worden, sesshaft werden könnten.

In wiefern diese Einrichtung in Absicht der Certificate, den durch jene Geseze gestörten freien Umlauf der Arbeit habe wieder herstellen können, werden wir aus folgender scharfsinnigen Bemerkung des D. Burns abnehmen. „Augenscheinlich hat, sagt er, das Kirchspiel, „welches einen fremden Ankömmling aufnimmt, von „solchen Certificaten beträchtliche Vortheile. Es ist sicher, „daß derselbe weder durch Lehrjahre, noch durch Herrendienste, noch durch Bezahlung der Kirchspielsabgaben ansässig werden, — daß er eben so wenig seine Dienstbothen und Lehrburschen ansässig machen könne; „es weiß gewiß, wo es ihn hinsenden soll, wenn er ihm „zur Last wird, und erhält die Kosten dieser Versendung, so wie des, in der Zwischenzeit, gereichten Unterhalts wieder; es kann endlich, wenn er krank wird, „und daher nicht weggebracht werden kann, seine Verpflegung dem Kirchspiele, welches das Certificat ausgefertigt hat, anrechnen. Aber eben diese Vortheile „sind so viele Gründe für alle Kirchspiele, dergleichen „Certificate, nur in außerordentlichen Fällen, zu ertheilen: weil sie mit überwiegender Wahrscheinlichkeit vor- „aussehen können, daß sie den mit ihrem Certificate „versehenen Menschen, wenn er in Noth kömmt, wie- „der

nach seinen Regierungsjahren citirt werden, so, daß also die zwölfte Acte der K. Anna so viel heißt, als die Acte, welche im zwölften Regierungsjahre der K. Anna gegeben wurde. Wenn nun in demselben Jahre mehr als eine Parlaments-sitzung ist gehalten worden; so werden die Acten von jeder durch den Befehl Stat. 1 und 2 unterschieden. Man s. Blackstones mehrmalen angeführtes Werk, 1. Band S. 86.

„der erhalten, — und wahrscheinlich in einem weit hilflosern Zustande wieder erhalten werden.“ Die praktische Schlussfolge aus dieser Beobachtung scheint diese zu seyn: daß Certificate allemal von dem Kirchspiele, wo sich ein armer Mann niederlassen will, gefordert werden, aber sehr selten von demjenigen gegeben werden müssen, welches er zu verlassen gedenkt. „Es ist einige Härte,“ sagt eben dieser einsichtsvolle Schriftsteller, in seiner Geschichte der Armengesetze, „in den die Certificate betreffenden Gesetzen. Sie stellen es in die Gewalt der Kirchspielbeamten, einen Menschen auf Zeit lebenslang so zu fassen, zum Gefangenen zu machen: so nachtheilig es auch für ihn seyn mag, an dem Orte, wo er das Unglück hat, ansässig geworden zu seyn, zu bleiben, und so großen Nutzen er von einer Veränderung seines Wohnplatzes haben kann.“

Ein Certificate enthält kein Zeugniß von der guten Aufführung der darin benannten Person, sondern sagt bloß aus, daß er dem und dem Kirchspiele zugehöre: und nichts desto weniger hängt es ganz von der Willkühr der Kirchspielbeamten ab, ob sie ein solches Certificate ertheilen, oder verweigern wollen. D. Burn sagt, daß in dem Tribunale der königlichen Bank (the court of Kings-bench) der Vorschlag gemacht worden sey, die Armenaufseher und Kirchenvorsteher, durch ein writ of mandamus *) zur Ertheilung von Certificaten, so oft

*) Das Tribunal von Kings-bench hat das besondere Vorrecht, Personen und Corporibus unter seinem Gerichtssprengel, provisorische Vorschriften über einzelne Gegenstände zu ertheilen. Und die Schrift, in welcher dieser Gerichtshof einen solchen Befehl erläßt, heißt nach der juristischen Kunstsprache

oft sie verlangt werden, zu verpflichten; daß er aber von dem Gerichtshofe als eine befremdliche Neuerung verworfen worden sey.

Der so sehr ungleiche Arbeitspreis, durch den sich in England wenig von einander entfernte Orte unterscheiden, rührt ohne Zweifel von diesen Hindernissen her, welche die das Ansässigwerden betreffenden Statute dem Armen entgegen setzen, der ohne Certificat sich mit seinem Fleiße von einem Kirchspiele zum andern wenden will. Ist ein Mensch einzeln, ist er gesund und arbeitsam: so wird ihm zwar zuweilen der Aufenthalt in einem fremden Kirchspiele, aus Nachsicht, verstattet; hat er aber Frau und Kinder, die er mit an den neuen Wohnort bringt: so kann er fast sicher darauf rechnen, daß man ihn nicht daselbst dulden wird. Und auch der einzelne Mann wird wahrscheinlich weggeschickt werden, sobald er sich verheurathet. In England also können die, an dem einen Orte mangelnden Hände, durch die an einem andern Orte überflüssigen nicht auf gleiche Weise, wie in Schottland, und fast in allen andern Ländern Europens, ersetzt werden. In diesen kann zwar auch der Arbeitslohn, in der Nachbarschaft großer Städte, und allenthalben, wo eine außerordentliche Nachfrage nach Arbeitern ist, um etwas höher seyn, und nach Verhältniß der Entfernung von solchen Plätzen, in den übrigen Gegenden abnehmen: aber nirgends werden wir bei ihnen diese schnellen und unerklärlichen Unterschiede des Arbeitslohns antreffen, die in England zwischen

sprache der Engländer ein writ of mandamus. Man s. Blakstone's Commentaries on the Laws of England. Lond. 1770. Vol. III. p. 110.

A. d. U.

schen nahe gelegenen Dörtern gemein sind. Und sie sind deswegen so gemein, weil es hier einem armen Menschen oft mehr Schwierigkeiten macht, durch das künstliche Gehege, welches die Geseze um sein Kirchspiel gezogen haben, zu bringen, als es ihm kosten würde, über einen Arm der See oder über hohe Gebirge, diese natürlichen Gränzen, zu setzen, durch welche in andern Ländern die sehr verschiedenen Arbeitspreise oft von einander abgesondert werden.

In der That ist es eine offenbare Verletzung der natürlichen Freiheit, einen Menschen, der nichts verbrochen hat, aus dem Orte, den er zu seinem Aufenthalte wählet, mit Gewalt wegzuschaffen. Und doch hat das gemeine Volk in England, das über seine Freiheit so eifersüchtig wacht, aber, was wahre Freiheit sey, so wenig als der gemeine Mann anderer Länder, recht versteht, diese Unterdrückung schon über ein Jahrhundert gelitten, ohne um Hülfe bei der Regierung nachzusuchen. Denkende Männer haben zwar zuweilen über die Geseze der Unsässigkeit, als über eine öffentliche Last, geklagt: aber nie haben sie ein so allgemeines Volksgeschrei erregt, als zum Beispiel die General-Warrants *) (oder die allgemeinen Verhaftsbefehle gegen alle verdächtige Personen ohne namentliche Bestimmung der einzelnen) die zwar ohne Zweifel auch unter die Mißbräuche gehörten; aber wahrscheinlicher Weise nie eine allgemeine Bedrückung einer großen Volksklasse veranlassen konnten. Ich getraue mir zu behaupten, daß es kaum irgend einen armen Mann in England giebt, der sein vierzigstes Jahr

*) Man sehe Blakstone's Commentaries on the Laws of England im vierten Bande S. 288.

Jahr erreicht, und nicht schon mehr als einmal das Unterdrückende dieser das Ansässigwerden betreffenden Gesetze gefühlt hat.

Ich schließe dieses lange Kapitel mit der Bemerkung, daß, ob es gleich vor Alters üblich war, das Tagelohn anfangs, vermöge allgemeiner das ganze Königreich betreffender Gesetze — dann, durch besondere Verordnungen der Friedensrichter für jede Grafschaft, zu bestimmen: beide Gewohnheiten doch jetzt gänzlich in Vergessenheit gekommen sind. „Es wäre in der That Zeit,“ sagt D. Burn, „daß die Gesetzgeber, nach gemachten Erfahrungen von vierhundert Jahren, alle Bemühung aufgaben, Sachen, die ihrer Natur nach feiner allgemeinen und fortbauenden Bestimmung fähig sind, positiven Verordnungen zu unterwerfen.“ Dieß ist in Absicht des Arbeitslohnes ganz besonders wahr. Sollten alle, die einerlei Art der Beschäftigung treiben, auch vollkommen gleichen Lohn ihrer Arbeit bekommen: so würde gar keine Racheiferung unter ihnen stattfinden; und vorzüglicher Fleiß, oder vorzügliche Geschicklichkeit würden unvergolten bleiben.

Und doch erscheinen noch zuweilen Parlamentsacten, welche den Arbeitslohn, an besondern Orten und in besondern Gewerben, festzusetzen versuchen. So verbiethet die achte Acte Georgs des dritten, allen Schneidermeistern in, — und fünf Meilen um London, ihren Gesellen mehr Lohn zu geben, — und verbiethet diesen, mehr Lohn zu fordern, als des Tages zwei Schillinge, siebenzehhalb Pfennige Sterling, (21 ggr.) den Fall einer Landstrauer ausgenommen. — Wenn der Souverän Versuche dieser Art macht, den Vertrag zwischen Meister und Gesellen durch Gesetze anzuordnen: so sind allemal die Meister seine Rathgeber. Ist diese Anordnung zum Vortheile der Gesellen: so ist sie gewiß immer billig; aber

aber sie ist es nicht allemal, wenn sie den Vortheil der Meister zur Absicht hat. So ist es, zum Beispiel, ein sehr gerechtes und billiges Gesetz, welches in mehreren Gewerben die Meister verpflichtet, ihre Arbeiter in Gelde, nicht in Waaren zu bezahlen. Dieß legt den Meistern keine neue Last auf: es verbindet sie nur, den wahren Werth des von ihnen versprochenen Lohnes, den sie auch durch die Waaren zu bezahlen, obgleich oft fälschlich, vorgaben, im Gelde wirklich zu bezahlen. Dieses Gesetz ist zum Vortheile der Gesellen gegeben. Das achte Statut Georgs des dritten begünstigt die Meister. Diese treten oft in Verbindung mit einander, sich gegenseitig, bei gewissen Strafen, zu verpflichten, nicht mehr als einen bestimmten Arbeitslohn ihren Gesellen zu geben; und die Gesetze erlauben ihnen diese Verabredung. Wollen die Gesellen einen ähnlichen Vertrag unter sich errichten, für nicht weniger als für einen bestimmten Lohn zu arbeiten: so werden sie von eben diesen Gesetzen sehr streng bestraft. Das oben gedachte Gesetz geht aber noch weiter: es giebt sogar einer solchen Verabredung der Meister die Kraft eines Landesgesetzes. Mit Grunde scheinen die Lohnschneider gegen dasselbe die Beschwerde zu führen, daß es den vorzüglich geschickten und fleißigen Arbeiter, dem mittelmäßigen gleich mache.

In vorigen Zeiten versuchte man den Gewinn der Kauf- und anderer Gewerbsleute nicht weniger, als den Lohn der Arbeiter, gesetzlich zu bestimmen, indem man sowohl Lebensmittel, als andere Waaren einer obrigkeitlichen Taxe unterwarf. Ein einziger Ueberrest ist, so viel ich weiß, von dieser alten Gewohnheit in der sogenannten *Assize of Bread* oder der Brodtaxe noch übrig. Da wo es eine geschlossene Bäckerzunft giebt, mag es vielleicht zweckmäßig seyn, den Preis des Brotes, des ersten unter den Lebensbedürfnissen, festzusetzen.

setzen. Aber, wo die Bäcker nicht günstig sind, da wird die Concurrenz unter ihnen den Preis besser, als Polizeitaxen in Ordnung halten. Das unter Georg dem zweiten gegebene Gesetz, welches diese Polizeitaxen zu machen befiehlt, konnte in Schottland nicht in Ausübung gebracht werden, weil das Gesetz die Vollziehung den Marktschreibern überträgt, und dieses Amt in Schottland gar nicht vorhanden war, bis in der dritten Acte Georgs des dritten diesem Mangel abgeholfen wurde. Indessen hat es weder große Unbequemlichkeiten für dieses Land nach sich gezogen, daß es so lange ohne Brottaxen gewesen ist, noch hat sich, seit Einführung derselben in einigen schottischen Städten, ein merklicher Nutzen davon gezeigt. — Und doch giebt es in den meisten derselben Bäckerinnungen, die sich ausschließender Privilegien anmaßen, obgleich nicht strenge über dieselben gehalten wird.

Das Verhältniß des Arbeitslohnes und Gewinnes bei den verschiedenen Arten, seinen Fleiß oder sein Geld anzulegen, scheint, wie ich schon gesagt habe, durch Reichthum oder Armuth des Landes, durch seinen an Wohlstand fortgehenden, stillestehenden, oder zurückgehenden Zustand wenig verändert zu werden. Diese Revolutionen haben zwar auf die Größe des Arbeitslohnes und Kapitalgewinnes überhaupt einen sehr beträchtlichen Einfluß: aber ihr Einfluß erstreckt sich über alle Beschäftigungsarten, und wird nach und nach bei allen gleich. Das Verhältniß also in dieser Rücksicht zwischen der einen und der andern, kann dadurch nie sehr, wenigstens nicht auf lange Zeit gestört werden.

Fünftes Kapitel.

Von der Landrente.

Die Landrente, oder der, dem Eigenthümer von Grund und Boden, für den Gebrauch dieses Bodens, bezahlte Preis, ist gewöhnlicher Weise immer der höchste, welchen der Pächter unter den gewöhnlichen Umständen des Landes, zu bezahlen im Stande ist. Wenn der Grundherr seinen Vertrag mit dem Pächter schließt: so ist er gewiß bemüht, ihm an den Erzeugnissen seines Bodens keinen größern Antheil zu lassen, als schlechterdings nöthig ist, um dem Pächter theils die Fonds, woraus er die Anschaffung des Saamens bestreitet, die Arbeiter bezahlt, und Vieh und Ackergeräth ankauft und unterhält, theils von diesen Fonds den Gewinn zu sichern, den in dieser Gegend Pächter gewöhnlicher Weise von ihren Kapitalien erhalten. Auf einen kleinern Theil kann auch augenscheinlich der Pächter sich nicht einlassen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, zu Grunde zu gehen: und einen größern wird der Grundherr selten ihm zugestehen. — Was nun von dem Ertrage eines Landgutes, oder, (welches einerlei ist) von dem Preise dieses Ertrages, nach Abzug jenes Theils noch übrig bleibt, das eignet sich der Grundherr unter dem Namen der Rente zu: und, so bestimmt, ist sie gewiß die höchste, welche er, unter gleichen Umständen des Landes, erhalten kann. Zuweilen zwar kann Freigebigkeit, oder noch öfter Unwissenheit, den Grundherrs bewogen, mit einem kleinern, als dem angegebenen Antheile, von den Erzeugnissen seines Bodens

bens zufrieden zu sehn; in einigen noch seltnern Fällen, mag vielleicht ein unverständiger Pächter mehr als diese zu bezahlen versprechen, oder für sich mit weniger, als dem gewöhnlichen Pächtergewinne der Gegend zufrieden seyn. Dessenungeachtet sieht man mit Recht jenen Antheil als die natürliche Landrente, das heißt, als diejenige an, nach welcher, den bekannten Absichten beider contrahirenden Theile gemäß, Land in Pacht gegeben werden soll.

Man könnte auf die Gedanken kommen, die Rente des Grundherrn, als die Zinsen des auf Verbesserung des Bodens gewandten Kapitals anzusehen. In der That können auch, in manchen Fällen, diese Zinsen mit in jener Rente stecken; aber ganz machen sie dieselbe nie aus. Auch von ganz unangebauten und ungedüngeten Ländereien, verlangt der Grundherr eine Rente: und wenn dieser auf die Urbarmachung seines Landes ein Kapital gewandt hat: so sind die Zinsen davon nur ein zufälliger Zusatz zur eigentlichen Landrente. Sehr oft werden jene Verbesserungen nicht auf Kosten des Eigenthümers, sondern durch das Kapital des Pächters gemacht: und doch verlangt der Grundherr davon, bei Erneuerung des Pachts, eine Erhöhung der Rente, so gut, als wenn sie durch ihn und auf seine Kosten wären veranstaltet worden.

Zuweilen wird sogar Rente von Sachen gefordert, die einer Cultur ganz unfähig sind. Kelp ist eine Art von Seegrass, das, zu Asche gebrannt, ein alkalisches, zum Glasmachen, und zu mehreren andern Absichten nützlichcs Salz giebt. Es wächst an verschiedenen Küsten Großbritanniens, besonders in Schottland, auf Felsen, die innerhalb der Gränze der Fluth liegen, — die zweimal des Tages vom Meere bedeckt werden, und also keiner Verbesserung durch menschlichen Fleiß fähig sind.

Dennoch

Dennoch wird ein Gutsbesitzer, an dessen Ländereien ein mit Kelp bewachsenes Meerufer stößt, von diesem so gut, als von seinen Kornfeldern, eine Rente verlangen.

Das Meer ist, in der Nachbarschaft der Schetländischen Inseln, mehr als gewöhnlich mit Fischen angefüllt, welche auch das gewöhnliche Nahrungsmittel der Einwohner ausmachen. Aber um dieses Product der See zu nutzen, müssen die Fischer eine Wohnung auf dem daranstoßenden Lande haben. Was demnach der Gutsbesitzer der Ländereien an solchen Küsten vom Pächter erhält, richtet sich nicht bloß nach dem, was dieser aus dem Lande ziehen kann, sondern auch nach dem Erwerbe, wozu ihm die See die Gelegenheit verschafft. Dieß wird zum Theil in Seefischen bezahlt: und hier findet sich also der sonst seltne Fall, daß auch von dem Preise dieser Waare, die Rente einen Bestandtheil ausmacht.

Die Landrente demnach, betrachtet als eine, für den Gebrauch seines Grundes und Bodens, dem Eigenthümer bezahlte Vergütung, ist natürlicher Weise der Preis eines Monopolisten. Er ist nie dem angemessen, was der Eigenthümer auf die Cultur seines Landes gewandt hat, oder dem, was er nach der Natur der Sache billiger Weise fordern könnte, sondern dem, was der Pächter möglicher Weise schaffen kann.

Nur diejenigen Erzeugnisse eines Landes können zu Märkte gebracht werden, deren gewöhnlicher Preis zu reicht, die auf ihre Fertigung gewandten Gelder, nebst dem üblichen Gewinne, der von einem solchen Kapital gezogen zu werden pflegt, herauszubringen. Beträgt jener Preis mehr: so fällt der Ueberschuß an den Grundbesitzer als Rente. Beträgt er nur gerade so viel: so kann zwar noch die Waare zu Märkte gebracht werden, aber

aber sie kann keine Rente bezahlen. Welches aber von beiden der jedesmalige Fall seyn soll, hängt gänzlich von der Nachfrage der Käufer ab.

Es giebt gewisse Erzeugnisse des Landes, nach welchen die Nachfrage immer groß genug ist, um einen größern Preis derselben, als genau zur Möglichkeit, sie zu Markt bringen zu können, erfordert wird, zu bewirken; bei andern wechselt die Nachfrage dergestalt ab, daß sie bald einen höhern, bald nur diesen Preis gelten. Jene erstern werden, zu allen Zeiten, diese, nur zuweilen, den Grundbesitzern eine Rente verschaffen.

Hieraus folgt die Bemerkung: daß die Rente auf eine andre Weise unter die Bestandtheile des Werthes einer Waare kommt, als der Arbeitslohn und der Kapitalgewinn. Hoher Arbeitslohn und große Gewinnste sind die Ursachen theurer Waarenpreise: hohe Renten sind die Wirkungen derselben. Seinen Lohn muß der Arbeiter, und seinen Gewinnst der Kapitalist bekommen, wenn die Waare soll zu Markte gebracht werden können; und wenn ihr Preis hoch steigt, so ist es deswegen, weil viel Lohn und viel Gewinn bezahlt worden ist. Hingegen ob eine hohe, eine niedrige, oder gar keine Rente bezahlt werden solle: das hängt davon ab, ob der Preis der Waare noch über die Summe, welche zu der Bezahlung des Arbeitslohns und Kapitalgewinnstes nöthig ist, einen großen, kleinen, oder gar keinen Ueberschuß abwirft.

Dieses Kapitel theilt sich also natürlicher Weise in drei Abtheilungen. — Die erste handelt von denjenigen Theilen der Landeserzeugnisse, die immer eine Rente einbringen; die zweite von denen, die bald eine Rente, und bald keine abwerfen; die dritte von den Abwechselungen, die bei verschiedenen Graden der Landescultur, theils

theils in dem Verhältnisse der Werthe dieser beiden Arten der rohen Erzeugnisse unter sich, theils in dem Verhältnisse ihres Werths gegen den Werth der Manufakturwaaren vorgehen.

Erste Abtheilung.

Von denjenigen Erzeugnissen, die zu allen Zeiten eine Rente abwerfen.

Da die Menschen, so wie alle lebendige Geschöpfe, sich, nach Verhältniß der für sie vorhandenen Erhaltungsmittel, vermehren: so ist nach Speise und Trank immer Nachfrage. Wer also Nahrungsmittel in Vorrath hat, kann immer über mehr oder weniger Arbeit anderer Menschen gebiethen, weil sich stets jemand findet, der, um die ersten zu erhalten, die letztere zu übernehmen geneigt ist. Zwar ist die Quantität von Arbeit, über die man durch eine gewisse Quantität Nahrungsmittel gebiethen kann, nicht immer der Anzahl Arbeiter angemessen, die, aufs sparsamste gespeiset, dadurch unterhalten werden können, — und zwar wegen des hohen Lohns, der zuweilen für die Arbeit gegeben wird. Aber so viel ist wenigstens gewiß, daß man mit Nahrungsmitteln immer so viel Arbeit erkaufen kann, als, Arbeiter dadurch, — nach der Art, wie zu der Zeit und in der Gegend Arbeitsleute zu leben pflegen, — ernährt werden können.

Nun bringt aber Grund und Boden, fast in jeder Lage, eine größere Quantität von Nahrungsmitteln hervor,

vor, als zu Erhaltung aller der Arbeiter, welche sich mit der Erzeugung und Einsammlung derselben abgeben, nöthig ist, selbst wenn diese Arbeiter auf das reichlichste unterhalten werden. Der Ueberschuß ist auch noch mehr als hinreichend, um das darin gesteckte Kapital, nebst dem gewöhnlich davon erwarteten Gewinnste, zu erstatten. Etwas bleibt also sicher für den Grundherrs, als Rente übrig.

Die wüsten Brüche in Norwegen und Schweden können doch als Weideplätze für das Vieh genutzt werden, wovon die Milch und der junge Zuwachs stets mehr als hinreichend ist, nicht nur alle die Arbeit zu bezahlen, die auf die Wartung des Viehes verwandt werden muß, um dem Eigenthümer oder Pächter desselben, das Ankaufskapital mit gehörigen Zinsen zu ersetzen; sondern auch dem Grundherrs eine, wenn auch nur kleine, Rente zu bringen. So wie die Weide besser wird: so wächst, natürlicher Weise, diese Rente. Denn nun kann nicht nur eine größere Anzahl Vieh auf demselben Flecke Landes erhalten werden; sondern, da mehr Vieh in einen kleinern Raum zusammengedrängt wird: so sind auch, zur Verpflegung desselben, und zur Einsammlung der davon zu erwartenden Früchte, weniger Hände nöthig. Der Grundherrs gewinnt daher auf beiden Seiten, durch die Vermehrung der Erzeugnisse, und durch die Verminderung der Arbeit, deren Lohn von jenen genommen werden muß.

Die Landrente ändert sich, bei gleicher Fruchtbarkeit des Landes, mit dessen Lage eben so, wie sie, bei einerlei Lage, sich nach der Fruchtbarkeit abändert. In der Nachbarschaft einer großen Stadt giebt ein gleich fruchtbarer Acker mehr Rente, als in einem entfernten Winkel des Landes. Wenn es auch an beiden Orten gleich viel kostet, die Producte zu erzeugen: so kostet es
noch

doch an den ersten weit weniger, sie zu Markte zu bringen. Der Arbeiter, deren Lohn abgezogen werden muß, ehe der Pächter sein Kapital mit Gewinnst, und der Grundeigenthümer seine Rente bekommen kann, sind an dem entfernten Orte mehrere nöthig. Beide, Gewinnst und Rente also müssen hier vermindert werden. Dazu kommt, daß, wie vorhin gezeigt worden ist, in abgelegenen Gegenden, die Gewinnste, welche man von Kapitalien verlangt, größer sind, als in den Hauptstädten und umliegenden Gegenden: ein neuer Abzug von dem Ueberschusse des Erzeugnisses, über den Arbeitslohn, wodurch also auch die Rente des Gutsbesizers vermindert wird.

Gute Landstraßen, Kanäle, und schiffbare Ströme, bringen, indem sie die Kosten des Fuhrlohns verringern, zwischen den entfernten Theilen eines Landes, und den der Hauptstadt nahe liegenden, eine größere Gleichheit hervor. Sie sind, in dieser Rücksicht, die wichtigsten aller Verbesserungen. Sie ermuntern den Anbau der entferntern Gegenden eines Landes, die natürlicher Weise auch den größern Theil desselben ausmachen. Sie sind der Hauptstadt vortheilhaft, da sie dem Monopol steuern, welches sonst die um sie liegende Landschaft, im Verkaufe der Erzeugnisse, darin ausübt. Sie nutzen aber auch selbst dieser Landschaft. Sie geben ihr freilich, für die Waare, welche sie zu Markte bringt, neue Mitwerber; aber sie verschaffen ihr auch für eben dieselben neue Wege des Absatzes. Ein Monopol ist überdieß der größte Feind einer guten Wirthschaft, die nur da festen Fuß faßt, wo durch die allgemeine Concurrrenz jeder, um sich gegen seine Mitwerber aufrecht zu erhalten, zur besten Bearbeitung der Sache, welche er unter Händen hat, gendthigt ist. Vor nicht länger als funfzig Jahren reichten einige der um London liegenden Grasschaften eine Bittschrift beim Parlament ein, daß die sogenannten

Turnpike-Roads, oder die gebesserten Heerstraßen, auf denen Begegeld bezahlt wird, nicht bis in die entferntern Grafschaften verlängert werden möchten. Diese Grafschaften, behaupteten sie, würden wegen des niedrigen Arbeitslohns, ihr Heu und Getreide wohlfeiler, als sie selbst, auf den Londoner Markt liefern können, wodurch ihre Renten vermindert, und ihre Wirthschaften zu Grunde gerichtet werden würden. Das Parlament gab ihnen kein Gehör; und doch sind die Renten in den Grafschaften um London seit der Zeit gestiegen, und ihre Cultur hat merklich zugenommen.

Ein Getreidefeld von mäßiger Fruchtbarkeit bringt eine größere Quantität Nahrungsmittel hervor, als ein Weideplatz von gleichem Umfange. Der Anbau des ersten erfordert freilich mehr Arbeit: aber das, was nach Wiedererstattung des Saamens, und Bezahlung der sämtlichen Arbeiten, noch als Ueberschuß bleibt, ist auch weit größer. Wenn nun ein Pfund Fleisch zu allen Zeiten mit einem Pfunde Brot von gleichem Werthe wäre, so würde der Ueberschuß an Getreide, der dem Kornbauer übrig bleibt, da er an Quantität größer ist, auch immer an Werth größer seyn, als der Ueberschuß, der in den Händen des Viehzuchtreibenden bleibt. Und es müßte also immer, und an allen Orten, der Getreidebau sowohl dem Grundherrs eine größere Rente, als dem Pächter einen größern Gewinn bringen, als die Viehzucht. Und in der That scheint dieß, bei dem noch unvollkommenen Anfange des Ackerbaues, der Fall gewesen zu seyn.

Aber der Werth dieser beiden Nahrungsmittel, des Brotes und des Fleisches, ist in den verschiedenen Perioden des Landbaues sehr verschieden. Bei dem ersten Anfange desselben, bleiben alle nicht urbargemachten Strecken, die alsdann noch den größten Theil des Landes

des einnehmen, ganz dem Viehe überlassen. Zu dieser Zeit ist also des Fleisches mehr, als des Brots: und letzteres macht daher dasjenige Nahrungsmittel aus, welches am meisten gesucht wird, und daher auch den höchsten Preis hat. Zu Buenos-Aires war, wie uns Ulloa erzählt, noch vor vierzig oder funfzig Jahren, der gewöhnliche Preis eines, unter einer Heerde von zwei oder drei hundert Stücken, ausgesuchten Ochsen nicht höher, als vier Realen, ein und zwanzig und einen halben Pfennig Sterling, oder vierzehn gute Groschen, vier Pfennige. Vom Brotpreise sagt er nichts: ohne Zweifel, weil er nichts besonders bei demselben bemerkte. Ein Ochse, sagt er ferner, kostet daselbst nicht viel mehr, als die Mühe, ihn zu fangen. Aber Getreide kann nirgends ohne viel Arbeit erzeugt werden; und in einem Lande, welches an dem Plataflusse, und damals auf der großen Straße von Europa nach dem silberreichen Potosi lag, konnte der Arbeitslohn unmöglich geringe seyn. Ganz anders ist es, wenn der größte Theil eines Landes völlig angebauet ist. Dann ist des Brots mehr als des Fleisches vorhanden; die Concurrenz nimmt die entgegengesetzte Richtung, und Brot wird ein wohlfeileres Nahrungsmittel, als Fleisch.

Dazu kommt, daß, je mehr sich der Anbau in einem Lande erweitert, desto weniger unbebaute Ländereien übrig bleiben; daher diese nicht mehr zur Ernährung einer so großen Menge von Vieh zureichen, als zur Befriedigung der Nachfrage nach Fleisch nöthig wäre. Es muß demnach auch ein Theil der angebaueten Ländereien zum Aufziehen oder zum Masten des Viehes angewandt werden; und dieses muß also, mit seinem Preise, nicht nur die auf Verpflegung desselben gewandte Arbeit bezahlen, sondern auch dem Grundherrn diejenige Rente, dem Pächter denjenigen Gewinnst bringen, wel-

che von einem gleichen, mit Getreide angebauetem Acker hätten gezogen werden können. Giebt es gleich noch alsdann Wüsteneien und Brüche, welche zur Viehzucht gebraucht werden: so wird doch das darauf erzogene Vieh, wenn es mit jenem, das mit künstlich erzeugten Producten aufgezogen ist, auf denselben Markt gebracht wird, auch mit ihm in gleichem Preise bezahlt, wenn es ihm sonst an Güte und Stärke gleich ist. Die Eigenthümer jener Brüche machen sich den vortheilhaften Umstand zu Nuße, und steigern ihre Rente nach dem Verhältnisse, in welchem der Viehpreis gestiegen ist.

Vor nicht mehr als hundert Jahren, war, in vielen Theilen Schottlands, Fleisch so wohlfeil, und sogar wohlfeiler, als Haferbrot. Die Vereinigung von Schottland mit England öffnete dem Viehe der Hochländer den englischen Markt. Jetzt ist der Preis desselben ungefähr dreimal so hoch, als zu Anfange dieses Jahrhunderts, und die Renten der Gutsherrn in jenen Gegenden haben sich um das drei und vierfache vermehrt.

Fast durch ganz Großbritannien ist gegenwärtig ein Pfund des besten Fleisches mehr, als zwei Pfunde des besten Weizenbrotes werth. In wohlfeilen Jahren kann es zuweilen so viel, als drei bis vier Pfunde Brot gelten.

Auf diese Weise werden, bei dem Fortgange des Ackerbaues, die Renten und Gewinnste, welche von unangebaueten Weideplätzen zu ziehen sind, durch die Renten und Gewinnste, welche angebauete Aecker bringen, und diese wieder durch die Renten und Gewinnste von Getreideländern bestimmt. Getreide bringt jährlich eine — Viehzucht bringt nur alle vier oder fünf Jahre eine Ernte. Da also ein Morgen Landes eine viel kleinere Quantität von der einen, als von der andern Art dieser Erzeugnisse hervorbringt: so muß die, welche in geringe-

rer

rer Quantität erzielt wird, durch einen verhältnißmäßig höhern Preis dieses mangelnde ersetzen. Kame durch den Verkauf des Fleisches noch mehr heraus, als dieser Ersatz: so würden bald Getreideäcker in Weideplätze verwandelt werden; und brächte er diesen Ersatz nicht vollständig, so würde ein Theil des der Viehzucht gewidmeten Landes wieder mit Getreide besät werden.

Indeß muß man doch bemerken, daß diese Gleichheit in Absicht der Rente und des Gewinnstes zwischen Grasländern und Getreideländern, — zwischen Ländereien, die unmittelbar für Vieh, und solchen, die unmittelbar für Menschen Nahrungsmittel hervorbringen, — nur so muß verstanden werden, daß sie in Absicht des größten Theils von dem cultivirten Boden eines Landes statt findet. Einzelne seltne Plätze können eine in ihrer Art so einzige Lage haben, daß sich bei ihnen die Dinge ganz anders verhalten, und Gras viel größere Renten darauf abwirft, als Getreide.

In der Nachbarschaft einer großen Stadt kommen zwei Sachen zusammen, den Werth der Grasereien höher zu treiben, als der Werth des, so zu sagen, natürlichsten Erzeugnisses angebaueter Aecker, — des Getreides ist: — das Verlangen nach Milch- u. d. Pferdesutter; und der hohe Preis des Fleisches. Dieser Vortheil ist augenscheinlich der gedachten Lage eigenthümlich, und kann entferntern Gegenden auf keine Weise mitgetheilt werden.

Einige Gegenden sind zuweilen, durch besondere Umstände, so volkreich geworden, daß ihr Gebieth, eben so wie die um eine Hauptstadt gelegenen Ländereien, nicht hinlänglich gewesen ist, beide Erzeugnisse, Getreide und Gras, in der für die Einwohner nöthigen Menge hervorzubringen. Sie haben sich daher größtentheils auf die Hervorbringung von Gras deswegen eingeschränkt,

weil

weil dieses mehr Raum einnehmende Erzeugniß sich schwerer aus der Entfernung herbeibringen läßt: — Getreide aber haben sie von andern Gegenden eingeführt. In dieser Lage ist jetzt Holland, und ehemals, während der Blüthe des römischen Staats, scheint Italien in gleicher Lage gewesen zu seyn. Eine gute Viehzucht, behauptete der ältere Cato, wie uns Cicero berichtet, sey die erste und einträglichste Art der Landwirthschaft; eine mittelmäßige Viehzucht habe den zweiten, eine schlechte den dritten Rang. Dem Ackerbaue räumte er erst die vierte Stelle ein. In der That mußte in dem um Rom gelegnen Theile des alten Italiens, dem Getreidebaue, durch die Gewohnheit dem Volke, von Zeit zu Zeit, Getreide bald umsonst, bald um einen sehr niedrigen Preis auszutheilen, sehr geschadet werden. Das dazu angewandte Getreide wurde aus den eroberten Provinzen gebracht, von denen mehrere, anstatt andrer Abgaben, den zehnten Theil ihrer Ernten, um einen festgesetzten Preis, — ungefähr das Peck *) um sechs Pfennige Sterling, der Republik liefern mußten. Der geringe Preis, für welchen dieß Getreide dem Volke ausgetheilt wurde, mußte nothwendig auch den Preis dessen, das auf den römischen Markt von der nahegelegnen Landschaft gebracht wurde, niederhalten, und dadurch die Einwohner von dem Getreidebau abschrecken.

In einer flachen und offenen Gegend, deren vornehmstes Erzeugniß Getreide ist, kann ein wohl eingezäunter Grasplatz zuweilen höhere Renten geben, als irgend ein benachbartes Getreidefeld. — Er dient zum
Unter-

*) Den vierten Theil eines bushel, also, da 100 Berliner Schiffe! = 152 Bushels, ungefähr $\frac{1}{4}$ einer Berliner Meße.

Unterhalte des Viehes, welches hinwiederum zum Anbaue des Getreides unentbehrlich ist; und die hohe Rente, welche er giebt, wird nicht sowohl von dessen eigenem Erzeugnisse, dem Grase, als von den Getreideländern bezahlt, die durch Hülfe desselben angebauet werden. Wenn je die umliegenden Ländereien alle eingezäunt seyn sollten: so würde wahrscheinlich die Rente eines solchen Grasplatzes fallen. Die gegenwärtige hohe Rente aller eingezäunten Ländereien in Schottland, scheint vornehmlich von der Seltenheit derselben herzukommen; und wird wahrscheinlich mit derselben zugleich verschwinden. Das Einzäunen ist aber bei Weideplätzen nützlicher, als bei Aeckern. Es erspart die Mühe und Kosten, das Vieh hüten zu lassen; und dieses gedeihet überdies besser, wenn es weniger von seinen Hüttern und deren Hunden beunruhiget wird.

Wo aber solche, von der besondern Lage eines Ortes abhängende Vortheile nicht vorhanden sind: da muß natürlicher Weise, die Rente und der Gewinnst, welche Korn, oder jedes andre, zum gewöhnlichen Nahrungsmittel der Menschen dienende Erzeugniß giebt, die Rente und den Gewinnst von Hütungsplätzen bestimmen.

Man sollte denken, daß die Einführung der künstlichen Grasarten, daß der Gebrauch der Rüben, Möhren, und aller der andern Hülfsmittel, durch welche man von einem Flecke Landes eine größere Menge Vieh zu ernähren sucht, als durch den freiwilligen Graswuchs darauf würde leben können, das ungleiche Verhältniß, das in wohlangebaueten Ländern die Fleischpreise gegen den Brotpreis haben, um etwas vermindern würde. Diese Vermuthung trifft auch in der That zu: und man hat Ursache zu glauben, daß, zum wenigsten auf dem Londoner Markte, der Fleischpreis gegen den Brotpreis jetzt
bei

bei weitem nicht so hoch steht, als er im Umfange des vorigen Jahrhunderts stand.

In dem Anhange zum Leben des Prinzen Heinrichs (ältesten Sohns Jakobs des ersten) hat D. Birch uns ein Verzeichniß der Fleischpreise, wie sie in der Haushaltung dieses Prinzen gemeiniglich bezahlt wurden, gegeben. Nach diesem kosteten ihm die vier Viertel eines sechshundertpfündigen Ochsen gewöhnlich neun Pfunde Sterlinge und zehn Schillinge, wornach also ein und dreißig Schillinge, acht Pfennige Sterling auf hundert Pfunde Fleisch kommen. Prinz Heinrich starb den 6ten November 1612, im neunzehnten Jahre seines Alters.

Im März des Jahres 1764 stellte das Parlament eine Untersuchung über die Ursachen der hohen Preise der Lebensmittel an. Unter andern Beweisen der ungewöhnlichen Theuerung, die ein virginischer Kaufmann beibrachte, war auch dieser, daß er sonst zur Proviantirung seiner Schiffe, vier bis fünf und zwanzig Schillinge für hundert Pfund Rindfleisch gegeben hätte, jetzt aber für eine gleiche Quantität gleich guten Fleisches sieben und zwanzig Schillinge geben müsse. Dieser im Jahr 1764 für so hoch gehaltne Preis ist gleichwohl um vier Schillinge und acht Pfennige Sterling niedriger, als der vom Prinzen Heinrich für gewöhnlich bezahlte Preis. Und nun ist es überdieß nur das beste Rindfleisch, welches dazu taugt, für lange Seereisen eingesalzen zu werden.

Der vom Prinzen Heinrich bezahlte Preis giebt beinahe $3\frac{1}{2}$ Pfennig Sterling auf ein Pfund des ganzen Rindes, Fleisch und Knochen, gute und schlechte Stücke zusammengerechnet. Ausgesuchte Stücke müssen also einzeln nicht weniger als vier und einen halben, bis fünf Pfennig Sterling gekostet haben.

Bei

Bei jenen, im Jahr 1764 vom Parlament angestellten Untersuchungen, gaben Zeugen den Preis ausgesuchter Stücke des besten Rindfleisches zu vier bis vier und einen halben Pfennig an, den der schlechten, im Ganzen, von sieben Farthings *) bis zu zwei und einem halben, oder zwei und drei viertel Pfennig: und dieß, sagte man, sey um einen englischen Pfennig mehr, als sonst, im Monate März, solche Stücke wären verkauft worden. Dieses in unsern Tagen für so theuer gehaltene Fleisch ist doch beträchtlich wohlfeiler, als es, nach wahrscheinlichen Berechnungen, zu jenes Prinzen Zeiten würde zu stehen gekommen seyn.

Während der zwölf ersten Jahre des vorigen Jahrhunderts, war der Mittelpreis des besten Weizens auf dem Windsorer Markte, (der Quarter von neun Winchester Bushels) ein Pfund Sterling, achtzehn Schillinge, $3\frac{1}{2}$ Pfennig (12 Rthl. 18 ggr. $1\frac{1}{2}$ pf.)

In den, vor 1764 vorhergehenden zwölf Jahren aber, war der Mittelpreis des besten Weizens, von derselben Quantität, und auf demselben Markte, zwei Pfunde Sterling, einen Schilling, neun und einen halben Pfennig (13 Rthl. 14 ggr. 4 pf.)

So wie demnach der Preis des Weizens in jener Periode beträchtlich niedriger, als in dieser war: so war, umgekehrt, der Preis des Fleisches beträchtlich höher.

In jedem wohl angebaueten Lande wird der größte Theil seines Bodens angewandt, Nahrungsmittel für Menschen, oder Nahrungsmittel für Vieh zu erzeugen. Die von diesem Theile zu erhaltenden Renten und Gewinne,

*) Ein Farthing ist ein Viertel Pfennig Sterling.

winnste, bestimmen die Renten und Gewinnste aller andern Arten des Anbaues. Brächte irgend eine von diesen weniger: so würde bald das darauf gewandte Land in Kornfelder oder Wiesenplätze verwandelt werden; brächte irgend eine mehr: so würde in kurzem ein Theil der Getreide- und Grasländer zu diesem Anbaue übergehen.

Es scheinen zwar diejenigen Erzeugnisse, welche entweder bei dem Anfange ihres Anbaues größere Auslagen, oder zur Fortsetzung, einen größern jährlichen Zuschuß erfordern, als andre, auch, theils dem Pächter größere Gewinnste, theils dem Grundherrschaften größere Zinsen zu geben, als Getreide oder Viehfutter. Wenn man indeß berechnet, was als Interessen dieser größern Ausgaben, oder als Belohnung der angewandten größern Mühe, billiger Weise gefordert werden kann: so wird man das Höhere jenes Preises nur gerade diesen Umständen angemessen finden.

Bei Hopfen-, Obst- und Küchengärten sind gemeinlich die Renten des Herrn, und die Gewinnste des Pächters größer, als bei Getreidefeldern und Wiesen. Aber sie erfordern auch mehr Aufwand, um den Boden in diesen Zustand zu bringen: dieß erklärt die größere Rente des Grundherrn. Sie verlangen einen sorgfältigern und kostbaren Anbau; dieß giebt dem Pächter ein Recht auf größere Gewinnste. Ueberdieß ist bei ihnen, wenigstens bei den Hopfen- und Obstgärten, die Ernte unsicherer. Der Preis ihrer Früchte muß also, außer dem Ersatze der von Zeit zu Zeit zu erwartenden Einbußen, auch noch etwas einer Assuranceprämie ähnliches bringen. Obstgärtner sind gemeinlich in mittelmäßigen, oder selbst geringen Vermögensumständen: ihre wirkliche große Geschicklichkeit muß also nicht allzu reichlich belohnt werden. Ihre, an sich so ergözzende Kunst, wird von so vielen reichen Leuten als Zeitvertreib getrieben, daß

daß sie denen, welche sie als Nahrungszweig treiben, nur wenig einbringen kann, weil gerade die Personen, welche ihre besten Kunden seyn sollten, sich mit den theuersten der Waaren, die sie zu Märkte bringen, selbst versorgen.

Die Vortheile, die der Grundherr von solchen Anlagen zieht, scheinen nie größer zu seyn, als nöthig ist, die ursprünglichen Kosten, die darauf sind gewandt worden, zu ersetzen. In der Landwirthschaft voriger Zeiten scheint, nach dem Weinberge, ein wohlgewässerter Küchengarten, derjenige Theil eines Landguts gewesen zu seyn, von welchem man sich die reichste Einnahme versprochen hat. Demokritus aber, der vor zwei tausend Jahren über die Landwirthschaft schrieb, und von den Alten für einen der Väter dieser Kunst gehalten wurde, war der Meinung, daß diejenigen, welche einen Küchengarten einzäunten, nicht weise handelten. Denn, wäre die Befriedigung eine Steinmauer: so würde der Gewinnst vom Garten die Kosten derselben nicht ersetzen; wäre es eine Mauer von Ziegeln, (ich glaube, er meinte an der Sonne gebackene Ziegel) so ginge sie durch Regen und Winterstürme leicht zu Grunde, und bedürfte unaufhörlicher Ausbesserungen. Columella, der dieses Urtheil des Demokritus berichtet, ohne es zu widerlegen, schlägt eine wohlfeilere, zu Demokritus Zeiten wahrscheinlich noch nicht bekannte Art der Einzäunung, durch eine Hecke von Dornen- und Brombeersträuchen vor, die, wie er aus eigener Erfahrung versichert, zugleich undurchdringlich und immerwährend sey. Palladius und Varro bestätigen die Meinung des Columella. Es scheint, daß, nach dem Urtheile dieser alten Landwirthes, die Erzeugnisse eines Küchengartens gerade nur hinreichend waren, die auf die Wässerung desselben gewandten Kosten zu decken. — Denn in jenen der Sonne nähern Gegenden hielt man es damals, so wie jetzt, für nothwendig,
ein

ein fließendes Wasser in seiner Gewalt zu haben, welches durch jedes Gartenbeet geleitet werden könnte. Auch noch gegenwärtig wird, im größten Theile Europens, ein Küchengarten keiner kostbarern Befriedigung, als einer solchen, wie Columella sie vorschlägt, werth gehalten. In Großbritannien und mehreren nördlichen Ländern, können die feinem Früchte nicht anders, als an einer Mauer, zur Reife gebracht werden. Ihr Preis muß also, in diesen Ländern, die Kosten, sowohl des Baues, als der Unterhaltung einer solchen Mauer, zu bezahlen hinlänglich seyn. Diese Mauer, woran die Früchte gezogen werden, schließt gemeiniglich auch den Küchengarten ein: und dies in wird auf diese Weise eine Einzäunung verschafft, die sonst, für dessen Ertrag zu kostbar wäre.

In dem alten Landwirthschaftssystem wird es als ein unbezweifelter Grundsatz angenommen, daß ein gehörig beplanter und in völligen Staud gebrachter Weinberg das wichtigste Pertinenzstück eines Landgutes ist. Ob es aber ein vortheilhaftes Unternehmen sey, einen neuen Weinberg anzulegen, darüber wurde, wie wir aus dem Columella lernen, unter den Landwirthten Italiens gestritten. Er selbst, als ein ächter Liebhaber der künstlichen Cultur, entscheidet dafür; und bemüht sich, durch eine Vergleichung zwischen Gewinn und Ausgabe, zu zeigen, daß einen Weinberg anzulegen, eine sehr einträgliche Verbesserung eines Grundstückes sey. Solche Vergleichen aber des Ertrags mit den Auslagen, sind, bei neuen Entwürfen, gemeiniglich sehr trügerisch, — und nirgends mehr, als beim Landbau. Hätten sich bei solchen Anpflanzungen die Vorthelle durch die Erfahrung so groß gezeigt, als die Rechnung sie angab: gewiß, man würde nie weiter darüber gestritten haben. Aber noch bis auf den heutigen Tag sind, in den Weinsländern, über jenen Punkt die Stimmen nicht einig.

Frei-

Freilich, wenn man bloß die Schriftsteller über den Landbau, welche gemeiniglich die hohe Cultur lieben und anempfehlen, zu Rathe ziehen wollte: so würde man sie fast allgemein mit Columellas Meinung übereinstimmend finden. Auch scheint in Frankreich der Eifer, mit welchem die alten Weinbergbesitzer die Anlegung neuer Weinberge zu verhindern suchen, ein Bewußtseyn derselben anzuzeigen, daß dieser Anbau für jetzt, in diesem Lande, vortheilhafter als jeder andre sey; — wiewohl dieser Eifer auch auf der andern Seite die Meinung anzeigen kann, daß der Vortheil, welchen Weinberge bringen, nur von der gesetzlichen Einschränkung des Weinanbaues herrühre. Die gedachten Weinbergbesitzer erhielten im Jahr 1731 einen Befehl des Staatsraths, durch welchen sowohl die Anlegung neuer, als die Wiederherstellung alter, durch zwei Jahre nicht angebauter Weinberge, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs, verbotben wurde: eine Erlaubniß, die nicht anders, als auf den Bericht des Intendanten der Provinz, daß der Platz jeder andern Art des Anbaues unfähig sey, ertheilt werden sollte. Der Vorwand, unter welchem man diesen Befehl der Regierung abgedrungen hatte, war, daß Korn- und Wiesenwachs mangelte, und Wein im Ueberflusse vorhanden wäre. Aber in der That, wenn dieser Ueberfluß wirklich wäre vorhanden gewesen: so würde er an und für sich selbst, ohne königlichen Befehl, den Weinbau eingeschränket haben, indem er die davon entstehenden Renten und Pächtergewinnste, unter diejenigen, die von Korn- und Wiesenländern zu ziehen sind, erniedrigt hätte. Was insbesondre die vorgegebene Seltenheit des Getreides betrifft, die durch die Vervielfältigung der Weinberge zu befürchten seyn sollte: so findet sich gerade das Gegentheil wahr, indem in den Weinländern Frankreichs, zum Beispiele in Burgund, Guienne, und Oberlanguedoc, an allen den Orten, wo der Boden zum

Getreid

Getreidebau geschickt ist, auch Getreide am sorgfältigsten erbauet wird. Es ist auch sehr natürlich, daß die eine Art der Cultur die andere ermuntert, insofern sie dem Erzeugnisse derselben neue Abnehmer in der Nähe verschafft. Es ist sicher ein sehr unzweckmäßiges Mittel, den Getreidebau zu befördern, wenn man die Anzahl derjenigen vermindern will, welche das Getreide zu kaufen im Stande sind. Eben so gut könnte man den Ackerbau überhaupt zu befördern hoffen, indem man die Manufacturen in Verfall brächte.

Wenn also auch Renten und Gewinnste, von denjenigen Erzeugnissen, die entweder ursprünglich größere Auslagen zur Zurichtung des Landes, oder jährlich größere Culturkosten erfordern, die Renten und Gewinnste von Getreide- und Wiesewachs weit übertreffen: so werden sie doch in der That, wenn jener Ueberschuß nicht mehr beträgt, als die größern Ausgaben zu decken nöthig ist, durch die Rente und den Gewinnst, die aus diesen gemeinen Erzeugnissen gezogen werden, bestimmt.

Es geschieht zwar zuweilen, daß der zum Anbaue eines gewissen besondern Erzeugnisses einzig schickliche Boden nicht in so großer Menge vorhanden ist, daß von demselben die ganze Nachfrage befriedigt werden kann. Alsdann ist es möglich, alles was darauf erzeugt wird, an solche Leute abzugeben, die etwas mehr zu geben geneigt sind, als genau zu Bezahlung von Arbeitslohn, Gewinnst, und Rente, — nach dem Verhältnisse, wie diese drei Stücke sich bei andern Arten des Anbaues bezahlt machen, — zureicht. In diesem Falle — und in diesem Falle allein — hält der Ueberschuß, der nach Abzug der größern Anlegungs- und Culturkosten übrig bleibt, mit dem bei Getreide- oder Viehfutteranbaue bleibenden Ueberschusse kein regelmäßiges Verhältniß, sondern kann bis zu einer unbestimmbaren Höhe hinanstiegen:

gen: wovon aber immer der größte Theil dem Gutsherrn als Rente zufallen wird.

Zum Beispiele, wenn ich sage, daß Renten und Gewinne vom Weinbaue, mit den vom Getreide- und Wiesenbaue im Verhältnisse stehen: so verstehe ich dieß nur von gewöhnlich gutem Weine, dergleichen in Weinländern fast allenthalben, auf jedem leichten, sandigen oder kieseligen Boden wächst, und der sich durch weiter nichts empfiehlt, als dadurch, daß er ein gesundes und starkes Getränk abgibt. Nur mit solchen Weingärten kann der gemeine Boden des übrigen Landes in Concurrenz treten. Mit denen, wo Wein von einer außerlesenen Art gebauet wird, kann er es augenscheinlich nicht.

Beim Weine kommt es mehr, als bei andern Früchten, auf die Beschaffenheit des Bodens an. An einigen Orten nimmt er, wie man glaubt, bloß von ihm, einen eigenthümlichen Wohlgeschmack an, den weder die Cultur des Weinstocks, noch die Behandlungsart der Trauben ihm geben kann. Zuweilen ist dieser wirkliche oder eingebildete Wohlgeschmack bloß auf etliche wenige Weinberge eingeschränkt; zuweilen erstreckt er sich über alle Weinberge eines kleinen Bezirks, zuweilen ist er dem größern Theile einer ganzen Provinz eigen. Alle solche Weine werden nicht in hinlänglicher Quantität erzeugt, um das Verlangen nach demselben ganz zu befriedigen. Sie kommen also nur in die Hände derjenigen Personen, die etwas mehr, als die zu ihrer Hervorbringung nothwendigen Auslagen, das heißt, mehr, als die bei allen andern Erzeugnissen der Gegend gewöhnlichen Renten, Gewinne und Arbeitslöhne, dafür zu bezahlen bereit sind. Dadurch steigt natürlicher Weise ihr Preis über den Preis gemeiner Weine: — mehr oder weniger, nachdem sie mehr oder weniger gesucht werden, und selten sind. — Die Summe, um welche ihr Preis den gemeinen Weinpreis übersteigt, kommt, sie sey groß oder klein,

klein, hauptsächlich dem Grundherrn zu Gute. Denn, obgleich Weinberge der Art sorgfältiger als andre angebauet werden: so ist doch dieser sorgfältigere Anbau mehr die Wirkung, als die Ursache, jener hohen Preise. Bei einer so kostbaren Waare, ist der durch Nachlässigkeit veranlaßte Verlust so groß, daß selbst der Sorgloseste zur Aufmerksamkeit bewogen wird. Der Theil demnach, der, von dem höhern Preise, auf Bezahlung der mehrern Arbeit, und auf die Gewinnste des größern dabei angelegten Kapitals, abgeht, ist nur geringe: und der größte wird also, natürlicher Weise, der Rente einverleibt.

Mit diesen Weinbergen, welche edle Weine tragen, können die, den Europäern zugehörigen Zuckerpflanzungen in Westindien verglichen werden. Sie bringen nicht so viel hervor, als Europa im Ganzen verlangt: sie können also alle ihre Erzeugnisse denjenigen zuschlagen, die einen höhern Preis dafür zu zahlen geneigt sind, als zur genauesten Vergütung der allgemein bei jedem andern Erzeugnisse gewöhnlichen Renten, Gewinnste und Arbeitslöhne erfordert wird. In Cochinchina wird der schönste weiße Zucker, der Centner für drei Piaster, oder ungefähr dreyzehn und einen halben Schilling englischen Geldes (4 Rthlr. 12 ggr.) verkauft, wie Poivre, *) ein sorgfältiger Beobachter des Ackerbaues jener Länder, erzählt. Der Centner dasiger Gegend wiegt zwischen hundert und funfzig, und zwei hundert Pariser Pfunden — im Durchschnitte, hundert und fünf und siebenzig Pfunde; wonach also der englische Centner oder hundert Pfund Zucker auf acht Schillinge Sterling (2 Rthlr. 16 ggr.) zu stehen kommen würde: — ein Preis, der noch nicht
der

*) Voyages d'un Philosophe.

der vierte Theil dessen ist, was für die, aus Westindien eingeführten braunen, oder Muscovadozucker — und noch nicht der sechste Theil dessen ist, was für den feinsten weißen Zucker bezahlt wird. Der größte Theil des angebauten Landes in Cochinchina ist mit Korn und Reis, den beyden gemeinsten Nahrungsmitteln der Einwohner, besäet. Hier stehen also, wahrscheinlicher Weise, Getreide, Reis und Zucker in ihrem natürlichen Verhältnisse, oder in demjenigen, welches natürlicher Weise sich zwischen diesen verschiedenen Culturarten festsetzt, um bei jeder, den Grundeigenthümer und den Pächter, nach Verhältnisse der ursprünglichen Kosten der Urbarmachung, und der jährlich erneuerten Kosten des Anbaues, schadlos zu halten. In unsern Zuckerkolonien hingegen, steht der Ertrag von Zuckerpflanzungen mit dem von Getreides oder Reisfeldern, in Amerika oder Europa, in keinem solchen Verhältnisse. Man sagt gemeiniglich, daß ein Zuckerpflanzler, von dem Ruin und von dem Syrop allein, die völlige Erstattung seiner Auslagen erwartet, und das Erzeugniß an Zucker für reinen Gewinn rechnet. Wir sehen oft Gesellschaften von Kaufleuten, in London und andern Handelsstädten, wüßte Ländereyen in unsern Zuckerkolonien kaufen, die sie, mit Vortheil, durch Factoren und Verwalter urbar zu machen und anzubauen hoffen, ungeachtet ihnen die weite Entfernung, und die, aus der mangelhaften Rechtspflege in diesen Ländern entstehende Unsicherheit der Zahlungen, dieß Unternehmen erschweret. Niemand hingegen versucht es, selbst die fruchtbarsten Ländereyen in Schottland und Irland, oder den Getreideprovinzen von Nordamerika, auf gleiche Weise anzubauen, obgleich die genaueste Rechtspflege, die in diesen Ländern obwaltet, die von dort zu erwartenden Gewinnste weit mehr sichert.

In Virginien und Maryland wird der Tobacksbau dem Getreidebaue, als einträglicher, vorgezogen. Toback

könnte mit Vortheil in den meisten Ländern Europens angebauet werden: aber er ist allenthalben ein vorzüglich mit Abgaben an den Staat beschwerter Gegenstand geworden; und diese Abgaben glaubt man leichter, wenn er eine fremde Waare ist, bei seiner Einfuhr am Zollhause, als, wenn er ein einheimisches Erzeugniß ist, von den Ländereyen, auf welchen er angebauet wird, erheben zu können. Um deswillen hat man, sehr unweisklich, in den meisten europäischen Ländern den Tobacksbau verbothen, wodurch die Länder, wo er erlaubt ist, eine Art von Monopol über diese Waare bekommen haben. Und da Virginien und Maryland die größte Menge Tobak hervorbringen: so theilen sie sich, obwohl nicht ohne alle Mitwerber, in die Vortheile dieses Monopols. Doch scheint auch hier der Tobacksbau nicht so vortheilhaft zu seyn, als es der Anbau des Zuckerrohrs auf den Inseln ist. Ich habe nie von virginischen Tobackspflanzungen gehört, die von dem Kapital in Großbritannien lebender Kaufleute wären angelegt, oder auf ihre Rechnung angebauet worden; und die Kolonien, wo der Tobacksbau zu Hause ist, senden uns keine so reich gewordenen Pflanzler zu, als wir häufig aus den Zuckerinseln ankommen sehen. Obgleich aus dem Vorzuge, der in jenen Kolonien dem Anbaue des Tobaks, vor dem des Getreides gegeben wird, zu erhellen scheint, daß die europäische Nachfrage nach dieser Waare nicht völlig durch die erzeugte Quantität befriedigt werde: so mag doch die Quantität des erzeugten Tobaks diesem Termine näher seyn, als die Quantität des gewonnenen Zuckers. Tobak muß noch immer, nach Abbezahlung der Landrenten, Kapitalgewinnste und Arbeitslöhne, ohne welche er nicht zu Markte kommen kann, einen größern Ueberschuß geben, als Getreide; aber dieser Ueberschuß beträgt wahrscheinlich nicht so viel, als bey dem Zucker. Daher haben auch die amerikanischen Tobackspflanzler eben
die

die Besorgniß, daß des Tobaks zu viel angebauet werden möchte, geäußert, welche die französischen Weinbergbesitzer in Absicht einer überreichlichen Weinerzeugung geäußert haben. Sie haben durch eine Acte ihrer Representativesversammlung den Tobaksbau auf sechstausend Pflanzen für jeden Neger zwischen sechzehn und sechzig Jahren eingeschränkt, welche, nach ihrer Berechnung, tausend Pfunde Tobak geben sollten. Ein solcher Neger kann noch außerdem, wie sie annehmen, vier Morgen mit indianischem Korne anbauen. Sie haben sogar, nach D. Douglas *) Berichten (denen ich doch hierin nicht völlig traue,) in fruchtbaren Jahren, um zu verhüten, daß der Markt mit Tobak nicht überflütht werde, es eben so mit ihm gemacht, wie es die Holländer mit ihren Gewürzen machen: sie haben einen Theil davon, (von der Ernte jedes Negers eine bestimmte Quantität) verbrannt. Wenn schon solche gewaltsame Mittel nöthig wären, den gegenwärtigen Preis des Tobaks aufrecht zu erhalten: so würde, wofern ja noch sein Anbau vortheilhafter ist, als der Getreidebau, doch dieser Vorzug nicht lange mehr dauern.

Auf diese Weise werden also durch die Renten von denjenigen Länderen, welche Nahrungsmittel für Menschen hervorbringen, die Renten von allen andern angebaueten Länderen bestimmt. Kein anderes Erzeugniß kann, lange Zeit hindurch, weniger einbringen: sonst würde das ihm gewidmete Land in kurzem zu einer andern Cultur gebraucht werden. — Und giebt es einige Erzeugnisse, welche für gewöhnlich mehr einbringen: so kann die Ursache nur darin liegen, daß der dazu schickliche Boden nicht hinlänglich ist, der gesammten Nachfrage nach dem Erzeugnisse Genüge zu leisten.

N 2

In

*) Dougla's Summary, Vol. II. p. 372. 373.

In Europa ist Getreide das vornehmste zur Nahrung der Menschen dienende Erzeugniß. Daher bestimmt auch hier die Rente, welche Getreidefelder geben, die Renten von jedem anders angebauten Lande, einige ganz außerordentlich gelegene Ländereien ausgenommen. England darf weder Frankreich seine Weinberge, noch Italien seine Delgärten beneiden. Beyde werden, bis auf einige wenige, die eine ganz eigne Lage haben, in ihrem Werthe, durch den Werth des Getreides bestimmt: der Frucht, an welcher Britannien gewiß nicht weniger, als jene beyden Länder ergiebig ist.

Wenn in einem Lande das gewöhnlichste und beliebteste Nahrungsmittel des gemeinen Volks von einer Pflanze herkömmt, die, bei gleicher Cultur, in jedem Boden in größerer Quantität erzeugt werden kann, als bei uns das Getreide im besten Boden: so müssen dasselbst, nothwendiger Weise, die Renten der Grundbesitzer größer, als bei uns seyn; weil von ihren Ernten, nach Bezahlung des Arbeitslohns und Pachtergewinnstes, ein größerer Ueberschuß bleibt. Mag in diesem Lande der Arbeitslohn bezahlt werden nach welchem Verhältnisse er wolle: immer muß die größere Summe, die in den Händen des Gutsherrn übrig bleibt, ihm das Vermögen geben, eine größere Quantität von Arbeit zu erkaufen. Der wahre Werth seiner Rente, — die Macht über andrer Menschen Arbeit zu gebiethen, und sich die dadurch erzeugten Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen, muß unstreitig größer seyn.

Ein Reisfeld bringt eine weit größere Quantität von Nahrungsmitteln hervor, als das fruchtbarste Getreidefeld von gleicher Größe. Ein Morgen Landes, mit Reis besäet, soll, wie man sagt, zwey Ernten des Jahres, — jede von dreyßig bis zu sechzig Bushels ($19\frac{2}{3}$ bis $39\frac{1}{2}$ Berliner Scheffel) bringen können. Ob nun gleich der Reisbau weit mehr Arbeit erfordert: so bleibt doch, nach

Bezah-

Bezahlung aller dieser Arbeit, von dem Werthe des Erzeugnisses weit mehr übrig. In Reisländern also, wo das gemeine Volk sich hauptsächlich mit dieser Frucht nährt, und die Landarbeiter selbst, die sie anbauen, damit unterhalten werden, muß, von diesem größern Ueberschusse, auch eine größere Summe dem Gutsherrn zu Theile werden. Selbst in Carolina, wo doch die Reisfelder jährlich nur eine Ernte bringen, und wo die, zur europäischen Lebensart gewöhnten, Einwohner Reis nicht zu ihrem vornehmsten Nahrungsmittel machen, wird doch der Reissbau für vortheilhafter, als der Getreidebau gehalten: wobei aber allerdings in Betrachtung kommt, daß hier, wie in den meisten brittischen Kolonien, der Eigenthümer und Pächter nur eine Person ist, und sich also die Rente mit dem Kapitalgewinnste in derselben Hand vereinigt.

Ein gutes Reisfeld ist das ganze Jahr hindurch ein Sumpf: und zu gewissen Jahreszeiten ein mit Wasser bedeckter Sumpf. Es ist weder als Getreideacker, noch als Wiese, noch als Weingarten zu gebrauchen; und überhaupt irgend ein anderes den Menschen nützlichcs Erzeugniß zu tragen untauglich. Hinwiederum sind die Ländereyen, welche diese leßtern Früchte bringen, zum Reissbaue ungeschickt. Dieser Umstand macht, daß selbst in Reisländern, die Rente, welche die damit angebaueten Aecker bringen, nicht der Maßstab für die Renten aller andern angebaueten Ländereyen seyn kann, weil es unmöglich ist, diese in Reisfelder zu verwandeln.

Ein mit Kartoffeln angebauetes Feld bringt nicht viel weniger nährnde Erzeugnisse hervor, als ein Reisfeld, und sehr viel mehr, als ein Getreidefeld. Zwölf tausend Pfunde Kartoffeln sind von einem Acre (ungefähr ein und ein halber Magdeb. Morgen) Landes, keine reichlichere Ernte, als zwey tausend Pfund Weizen. Zwar steht das wirklich Nahrhafte, was aus jeder dieser bei-

den

den Pflanzen gezogen werden kann, mit ihrem Gewichte nicht im Verhältnisse, weil die Kartoffeln mehr wässerichte Theile enthalten. Wenn man aber auch annimmt, daß die Hälfte dieser Wurzel zu Wasser wird, — eine ohne Zweifel übertriebene Angabe, — so würde doch ein Morgen, mit Kartoffeln besäet, noch immer sechs tausend Pfunde solider Nahrung, und also dreimal mehr hervorbringen, als wenn er mit Weizen angebauet gewesen wäre. Ueberdies wird ein Morgen Landes mit weit weniger Kosten zu Kartoffeln, als zu Weizen, zugerichtet. Wenn auch jene einige besondere Arbeiten, wie zum Beispiele, das Behacken, erfordern: so betragen doch die Kosten davon so viel nicht, als der Verlust, ein Feld ein Jahr lang brache liegen zu lassen, welches fast immer nothwendig ist, wenn man es das folgende mit Weizen besäen will. Sollten jemals die Kartoffeln, in einem europäischen Lande, das gewöhnliche Nahrungsmittel des Volks werden, und daher einen eben so großen Theil seiner Aecker einnehmen, als jetzt mit Weizen oder Roggen besäet ist: so würde, von den Erzeugnissen eines gleich großen Gebiets, eine weit größere Anzahl von Menschen leben können; und da auch die Anbauer desselben mit Kartoffeln genährt würden: so würde, nach Abzug alles dessen, was zur Unterhaltung der Arbeiter und zu Wiedererstattung des Kapitals mit dem üblichen Gewinnste, gezahlt werden müßte, noch ein größerer Ueberschuß von der Kartoffelernte übrig bleiben. — Der Antheil des Grundherrn an diesem Ueberschusse würde auch größer werden; die Bevölkerung würde wachsen, und die Landrenten würden steigen.

Und weil das für den Kartoffelbau schickliche Land auch fast jede andere, den Menschen nützliche Frucht trägt: so würde der Ertrag von Kartoffelfeldern, wenn diese denselben Theil des ganzen angebaueten Landes einnahmen, der jetzt mit Getreide angefüllt ist, — auch
das

das Verhältniß aller Landrenten überhaupt eben so gut bestimmen, wie diese jetzt durch die Getreidepreise bestimmt werden.

In einigen Theilen der Grafschaft Leicester behauptet man, Brot von Hafermehl sey eine viel kräftigere Speise für schwer arbeitende Leute als Weizenbrot: und ich habe in Schottland oft eben die Behauptung gehört. Ich zweifle nichts destoweniger an der Wahrheit derselben. Der mit Hafermehl genährte gemeine Mann in Schottland ist doch, für gewöhnlich, weder so stark, noch so wohlgebildet, als der gemeine Mann in England, der von Weizenbrote lebt. Jener arbeitet nicht so gut, und er sieht nicht so gut aus, als dieser. Da nun zwischen den vornehmern Einwohnern beyder Länder sich derselbe Unterschied nicht findet: so scheint es, daß der gemeine Mann in Schottland, ein dem menschlichen Körper weniger zuträgliches Nahrungsmittel gebrauche, als seine Landsleute von besserem, oder seine Nachbarn von eben dem Stande. — Mit Kartoffeln scheint der Fall verschieden zu seyn. Die Londoner Sänften- und Lastträger, die Kohlenabläder, und die unglücklichen, von ihrer Schande lebenden Weibsbilder gehören vielleicht unter die stärksten Männer und die schönsten Frauenglieder des brittischen Reichs, und doch ist, wie man sagt, der größte Theil von beiden, aus dem irländischen Pöbel, — der fast durchgängig von jener Wurzel allein lebt. Einen stärkern Beweis kann man vielleicht für keine Art der Speisen anführen, um ihre nährende Kraft, und ihre der Gesundheit des menschlichen Körpers zuträgliche Beschaffenheit zu zeigen.

Es ist schwer, Kartoffeln ein ganzes Jahr lang zu erhalten, und unmöglich, sie, so wie Getreide, für mehrere Jahre aufzubewahren. Diese Furcht, daß man sie nicht werde geschwind genug verkaufen können, um ihrem Verderbnißse zuvorzukommen, schreckt von ihrem Anbaue

baue ab, und wird vielleicht auf immer hindern, daß diese Frucht, in irgend einem Lande, gleich dem Brote, das vornehmste Nahrungsmittel aller Klassen von Einwohnern werde.

Zweite Abtheilung.

Von denjenigen Erzeugnissen, die nur zuweilen, und unter gewissen Umständen, eine Rente abwerfen.

Nahrungsmittel für Menschen scheinen die einzigen Erzeugnisse zu seyn, die nothwendiger Weise und immer dem Eigenthümer von Grund und Boden eine Rente bringen.

Nach der Speise, sind Kleider und Wohnung die größten Bedürfnisse des Menschen.

Ein unangebauetes Land bringt für weit mehrere Menschen Materialien zur Bekleidung und Wohnung, als Nahrungsmittel hervor: ein angebauetes hingegen kann oft mehr Menschen ernähren, als mit Kleidungs- und Baumaterialien versorgen, wenigstens mit solchen, wie sie sie begehren, und welche sie anzukaufen Lust haben. In dem ersten Zustande ist daher oft ein Ueberfluß von solchen Materialien, wodurch ihr Werth herabgesetzt: in dem zweiten ist ein Mangel daran, wodurch ihr Preis erhöht wird. In jedem wird ein großer Theil dieser Materialien als unnütz weggeworfen; und was man davon wirklich gebraucht, wird nicht höher im Preise angeschla-

geschlagen, als die auf die Zurichtung dieser Materialien aufgewandten Kosten betragen, so, daß also als Rente für den Grundherrn nichts übrig bleibt. In diesem Zustande werden nicht nur sämtliche Materialien verbraucht, sondern es ist auch oft eine Nachfrage nach einer größern Quantität, als die Fruchtbarkeit des Landes hervorbringt. Einer oder der andere ist also dann immer bereit, etwas mehr dafür zu geben, als bloß zur Bezahlung der Unkosten, ohne welche diese Materialien nicht zu Markte gebracht werden konnten, nöthig ist. Ihr Preis kann also einen Ueberschuß abwerfen, der dem Besizer von Grund und Boden als Rente zu Gute kommt.

Die ersten Materialien zur Kleidung der Menschen waren die Häute der größern Thiere. Bey Jäger- und Hirtenvölkern also, deren Nahrung hauptsächlich in dem Fleische eben dieser Thiere besteht, versorgt jeder, indem er Nahrungsmittel für sich aussucht, sich zugleich mit mehr Materialien zur Kleidung, als er verbrauchen kann. Giebt es nun keinen auswärtigen Handel unter ihnen: so muß das übrige als unnütz weggeworfen werden. Ohne Zweifel war dieß der Zustand der nordamerikanischen Jägervölker, vor der Ankunft der Europäer, an die sie jetzt ihr überflüssiges Pelzwerk gegen Bettdecken, Feuergewehr, und Branntwein vertauschen, wodurch es denn auch für sie einigen Werth erhält. Bei der gegenwärtigen Ausbreitung des Handels, giebt es vielleicht keine so wilde Nation, wosern nur Landeigenthum bei ihr eingeführt ist, die nicht einen auswärtigen Handel dieser Art triebe, und bey ihren reichern Nachbarn, eine so starke Nachfrage, nach den in ihrem Lande erzeugten und ihr selbst entbehrlichen Materialien der Bekleidung fände, daß deren Preis dadurch weit höher steigt, als die Kosten betragen, welche die Arbeit, sie jenen reichern Nachbarn zuzuführen, verursacht. Diese Materialien geben unter solchen Umständen dem Grundherrn eine Rente.

Als der größte Theil des Hochländischen Viehes noch auf den Bergen selbst, wo es weidete, verzehrt wurde, machte die Ausfuhr der Häute den vornehmsten Artikel des Handels dieser Provinz aus; und was dafür eingetauscht wurde, wuchs der Rente der Hochländischen Gutsbesitzer zu. Die Englische Wolle, die in ältern Zeiten zu Hause weder verbraucht, noch verarbeitet werden konnte, fand einen Absatz auf dem Markte von Flanbern, einem damals an Reichthum und Kunstfleiß England weit übertreffenden Lande: und ihr Preis trug etwas zu der Rente der Ländereien bei, worauf die Wolle erzeugt worden war. In Ländern, die nicht besser angebauet sind, als England damals war, oder die schottischen Hochländer jetzt noch sind, kann augenscheinlich der Materialien zur Kleidung eine so überflüssige Menge seyn, daß ein großer Theil davon bloßer Unrath wird, und kein Theil derselben dem Grundherrn eine Rente bringt.

Die Materialien zu Wohngebäuden können nicht immer in so große Entfernungen ausgeführt werden, als die zur Kleidung, und werden nicht so leicht, als diese, ein Gegenstand des auswärtigen Handels. Sind sie in einem Lande in zu großer Menge vorhanden: so kann es sich selbst in dem jetzigen, der Handlung so günstigen Zustande der Welt, ereignen, daß sie dem Gutsbesitzer von gar keinem Nutzen sind. Ein guter Steinbruch in der Nachbarschaft von London bringt eine ansehnliche Rente. In vielen Theilen von Schottland und Wallis bringt er keine. Bauholz ist, in einem volkreichen und wohlangebaueten Lande, von großem Werthe; und das Land, welches es hervorbringt, bringt ansehnliche Renten. In manchen Gegenden von Nordamerika hingegen ist der Eigenthümer jedem verbunden, der sich die Mühe geben will, die großen Bäume von seinem Grund und Boden wegzuschaffen. In einigen Gegenden Schottlands ist

ist, aus Mangel an Land- und Wasserfuhrwerk, die Rinde das Einzige an den Bäumen, was zum Verkaufe auf den Markt geschickt werden kann. Das Holz selbst läßt man in dem Walde liegen und verfaulen. — Wo die Baumaterialien in solchem Ueberflusse sind, da ist der Theil, welchen man davon gebraucht, nicht mehr werth, als die Arbeit und Kosten betragen, wodurch er zu diesem Gebrauche geschickt gemacht wird. Er bringt also dem Besitzer des Grundstücks, worauf er gewachsen ist, keine Rente, und dieser erlaubt dann auch die Nutzung davon gerne einem jeden, welcher die nöthige Arbeit daran wenden will.

Zuweilen macht die Nachfrage reicherer Nationen hierin eine Aenderung. Das Pflastern der Straßen von London hat manchem Eigenthümer dürrer Felsen in den Schottländischen Küsten, eine Einnahme von diesen Grundstücken, die ihm zuvor ganz unnütz waren, zu wege gebracht. Die Wälder in Norwegen und an den Küsten des baltischen Meeres finden in Großbritannien einen Markt, den sie in ihrem Vaterlande nie hätten finden können, und bringen dadurch ihren Besitzern eine Rente.

Die Volksmenge eines Landes richtet sich nicht nach der Menge von Kleidungs- und Baumaterialien, sondern nach der von Nahrungsmitteln, die es hervorbringt. Wenn man nur erst zu essen hat, so findet man Kleidung und Wohnung leichter: aber diese können einem Menschen nahe liegen, der große Mühe hat, Speise zu finden. Eine Hütte kann von einem Menschen durch eines Tages Arbeit verfertiget werden. Aus den Thierhäuten sich eine Kleidung zuzubereiten, kostet, so äußerst einfach sie seyn mag, doch schon etwas mehr Arbeit; doch ist auch diese noch, bei solcher Einfachheit, sehr unbeträchtlich. Unter wilden Nationen wird, im Durchschnitte, der hundertste Theil der Arbeit, welchen die
Mens

Menschen auf die Auffuchung ihrer Nahrung wenden müssen, hinreichen, um sie mit der ihnen nöthigen Kleidung und Wohnung zu versehen.

Wenn aber durch die fortschreitende Cultur des Landes, eine Familie in den Stand gesetzt wird, Nahrung für zwei Familien hervorzubringen: so ist die Arbeit von einer Hälfte der Gesellschaft hinreichend, die ganze zu ernähren. Alsdann kann die andere Hälfte zur Hervorbringung anderer Dinge, oder zur Befriedigung anderer, wirklicher oder eingebildeter Bedürfnisse gebraucht werden. Kleidung, Wohnung, Hausgeräthe machen diese Bedürfnisse aus. Der Reiche verzehrt nicht mehr Nahrungsmittel, als sein armer Nachbar. In Absicht der Qualität mag die Nahrung des ersten von der Nahrung des zweiten sehr verschieden seyn; ihre Auswahl und Zubereitung mag weit mehr Arbeit und Kosten erfordern: an Quantität aber wird sie ihr beinahe gleich kommen. Hingegen vergleiche man den geräumigen Palast und die zahlreiche Garderobe des Reichen, mit der Hütte, worin der Arme wohnt, und den Lumpen, womit er sich bedeckt: und man wird den Unterschied in der Kleidung, Wohnung und dem Hausgeräthe beider, eben so groß in Absicht der Menge, als der Beschaffenheit finden. Die Begierde nach Speise hat bei jedem Menschen ihre natürliche Gränze in der Sättigung: aber die Begierde nach Bequemlichkeit und Schmuck in seiner Wohnung, nach Fuß, Hausgeräthe und Equipage geht ins Unendliche. Diejenigen also, die mehr Nahrungsmittel besitzen, als sie selbst verzehren, sind immer geneigt, den Rest davon, oder, welches einerlei ist, den Werth dieses Restes, an Personen abzutreten, welche zur Befriedigung ihrer übrigen Wünsche etwas beitragen können. Was sie nicht zur Sättigung ihrer durch die Natur eingeschränkten Begierde nöthig haben, geben sie gerne hinweg, um dafür etwas zur Befriedigung ih-

rer gränzenlosen Begierden zu erhalten. Die Armen hingegen, denen es hauptsächlich um Nahrungsmittel zu thun ist, strengen ihren Fleiß an, die Phantasien des Reichen zu vergnügen; und um ihren Endzweck gewisser zu erhalten, wetteifern sie mit einander, wer von ihnen die vollkommenste und wohlfeilste Arbeit verfertigen könne. Die Anzahl dieser Arbeiter wächst mit der Menge der vorhandenen Nahrungsmittel, oder mit dem Anbaue der Ländereien. Und da die Natur ihrer Beschäftigungen eine sehr weit getriebene Theilung der Arbeiten erlaubt: so vermehrt sich, indem die Anzahl der Arbeiter wächst, in noch weit größerem Verhältnisse, die Quantität der Materialien, die von ihnen verbraucht werden können. Hieraus entsteht die Folge, daß alle Materialien, welche auf irgend eine Art durch menschliche Erfindsamkeit zum Nutzen oder zur Verzierung in Gebäuden, Hausgeräthe und Kleidung angewandt werden können — daß die sämtlichen Erdbarten und Mineralien, ganz vorzüglich aber die edlern Steine und Metalle gesucht werden, und eine Nachfrage erregen.

Nahrungsmittel sind also nicht nur die ursprüngliche Quelle, aus welcher Renten fließen; sondern auch jedes andere Erdproduct, welches in der Folge Renten giebt, erhält einen Theil seines Werths, durch die vermehrten Kräfte der auf die Hervorbringung von Nahrungsmitteln, und also der auf den Landbau gewandten Arbeit.

Doch diese Erzeugnisse, welche erst spät Renten einbringen, bringen auch dann solche nicht zu allen Zeiten. Selbst in bevölkerten und angebaueten Ländern ist die Nachfrage nach ihnen nicht immer so groß, daß ein Preis daraus erwüchse, der mehr noch, als die zu ihrer Hervorbringung unumgänglichen Auslagen des Arbeitslohns und der Kapitalgewinnste betrüge. Ob dieß,
oder

oder das Gegentheil wirklich statt finden solle, hängt von vielerlei Umständen ab.

Ob zum Beispiel ein Steinkohlenbergwerk eine Rente abwerfen soll, oder keine, das hängt zum Theile von seiner Ergiebigkeit, zum Theile von seiner Lage ab.

Jedes Bergwerk ist mehr oder weniger ergiebig, nachdem es, bei derselben Quantität von Arbeit, eine größere oder geringere Quantität seines Minerals liefert, als die meisten andern Bergwerke seiner Gattung.

Es giebt einige sehr wohl gelegene Kohlenbergwerke, die doch ihrer Geringshaltigkeit wegen nicht gebauet werden können. Ihr Product bezahlt die Unkosten nicht: es giebt weder dem, welcher sein Kapital dabei anlegt, Zinsen, noch dem Grundherrschaft eine Rente.

Von andern ist das Product gerade nur hinlänglich, die Arbeitskosten kümmerlich zu bezahlen, und das darauf gewandte Kapital mit dem gewöhnlichen kleinsten Gewinnste zu erstatten. Dem Unternehmer des Baues können solche Bergwerke einen Gewinn, aber dem Grundherrschaft keine Rente bringen. Sie können daher auch nur von diesem letztern mit Vortheile gebauet werden: weil, wenn er zugleich der Unternehmer ist, er den ganzen Gewinn von dem darein gesteckten Kapitale behält. In Schottland werden viele Kohlenbergwerke auf diese Weise gebauet, und können auf keine andere Weise benutzt werden; denn der Grundherrschaft würde keinem Fremden erlauben, sie zu bauen, ohne ihm eine Rente dafür zu geben: und niemand ist im Stande, eine Rente dafür zu bezahlen.

Andre Kohlenbergwerke desselben Landes sind fruchtbar, aber übel gelegen, und können deshalb eben so wenig gebauet werden. Hier würde eine zur Bezahlung der Bestellungskosten hinlängliche Quantität dieses Minerals, mit der gewöhnlichen Quantität Arbeit, oder
auch

auch mit einer geringern, aus dem Bergwerke gefördert werden können: aber diese Quantität ist nicht zu verkaufen: weil der Ort vom Meer entfernt liegt, das umliegende Land dünn bewohnt, und weder mit guten Land- noch Wasserstraßen versehen ist.

Kohlen sind eine weniger angenehme Feuerung als Holz: wie man sie denn auch für eine weniger gesunde hält. Der Kohlenpreis muß also an dem Orte, wo sie verbraucht werden sollen, immer etwas weniger betragen, als der Holzpreis.

Die Holzpreise ändern sich mit dem Zustande des Ackerbaues, ungefähr auf gleiche Weise, und aus denselben Ursachen, wie die Preise vom Vieh. Bei dem ersten Anfange des Anbaues, ist der größte Theil eines Landes noch mit Walde bedeckt. Dieser ist alsdann den Eigenthümern der Grundstücke eine Last ohne Nutzen, und sie überlassen das Holz gerne dem ersten dem besten, der sich die Mühe geben will, die Bäume zu fällen und wegzuschaffen. So wie der Landbau zunimmt, nehmen die Wälder mehr und mehr ab, theils, weil immer mehr Theile davon in Acker verwandelt, theils, weil durch das vermehrte Vieh die übrig bleibenden Waldungen mehr beschädigt werden. Das Vieh, ob es gleich nicht so wie Getreide das unmittelbare Erzeugniß des menschlichen Fleißes ist, wird doch, durch die Pflege und den Schutz des Menschen, sehr vermehrt. Er sammelt für dasselbe, in Jahreszeiten des Ueberflusses, einen Vorrath, womit es sich in der Zeit des Mangels erhalten kann; er schafft ihm, durch das ganze Jahr, eine größere Quantität von Nahrungsmitteln, als die unangebaute Natur ihm darbiethet; und er befreiet es, durch die Bekämpfung und Ausrottung seiner Feinde, von denjenigen Gefahren, die es in dem Genuße dieser ihm von der Natur dargereichten Nahrungsmittel stören. Diese zahlreich werdenden Heerden Viehes nun, wenn sie ohne Hüter

Hüter die Wälder durchstreichen, können zwar die alten Bäume nicht zerstören, aber sie hindern die jungen Sproßlinge emporzukommen, und richten dadurch, in dem Laufe von einem oder zwei Jahrhunderten, den ganzen Wald zu Grunde. Nun fängt, mit der zunehmenden Seltenheit des Holzes, sein Preis an zu steigen. Der Eigenthümer des Bodens, auf dem es wächst, bestimmt eine Rente. Und diese kann sich so vermehren, daß es einem Gutsbesitzer vortheilhaft wird, seine besten Aecker mit Bauholz zu bepflanzen; weil, so lange er auch auf die Wiedereinziehung seines Kapitals dabei warten muß, er es doch zuletzt mit so viel größerm Gewinne zurück erhält. — Dieß scheint gegenwärtig der Zustand der Dinge in vielen Gegenden Großbritanniens zu seyn, wo die Gutsbesitzer, die Renten von Holzpflanzungen, der Rente von Aeckern oder Wiesen ziemlich gleich finden. Größer als diese Rente, kann sie auch, wenigstens auf lange Zeit, — nicht werden: und in einer Gegend, die mitten im Lande liegt, und in großer Cultur steht, kann sie auch nicht viel geringer seyn. Nur an der Seeküste, wo Kohlenfeuerung wohlfeil und bequem zu haben ist, vorausgesetzt, daß dieselbe zugleich wohl angebauet ist, kann es vortheilhafter seyn, Bauholz aus andern weniger cultivirten Gegenden kommen zu lassen, als es selbst, an Ort und Stelle, anzupflanzen. In der, innerhalb weniger Jahre erbaueten Neustadt von Edinburg, ist vielleicht kein Span schottischen Bauholzes.

Der Preis des Holzes mag seyn, welcher er will: das bleibt ausgemacht, daß, wenn irgendwo die Feuerung mit Steinkohlen heinahe eben so kostbar wird, als die mit Holz, der Kohlenpreis, an diesem Orte und unter diesen Umständen, der höchste mögliche ist. Dieser Fall ist, wie es scheint, in mehreren innern Theilen von England, besonders in Oxfordshire vorhanden, wo selbst
der

der gemeine Mann zu seiner Feuerung Holz und Kohlen unter einander mischt: ein Beweis, daß die Kosten von beiden dieser Arten Feuerung einander ziemlich nahe kommen.

In den Kohlenländern aber ist der Kohlenpreis al-
lenthalben sehr weit unter diesem höchsten Preise. In
der That könnten auch sonst die Kohlen die Kosten einer
langen Wasser- oder Landfracht nicht tragen, und sie
würden, nur an Ort und Stelle, in kleinen Quantitäten
verkauft werden können. Nun finden aber die Inhaber
der Kohlenbergwerke, und die Kohlenhändler mehr ihren
Vorthail dabei, große Quantitäten um einen etwas nie-
drigern Preis, als kleine um den höchsten zu verkaufen.
Ueberdieß ist es immer das ergiebigste Kohlenbergwerk,
welches den Kohlenpreis in allen andern Bergwerken der
Gegend bestimmt. Der Eigenthümer eines solchen Werks,
und der Unternehmer von dem Baue desselben, finden
beide, jener daß er eine größere Rente bekommen, dieser,
daß er einen größern Gewinn machen kann, wenn sie
sich vereynigen, ihre Kohlen etwas unter dem Preise ih-
rer Nachbarn zu verkaufen. Diese Nachbarn sind da-
durch gezwungen, um denselben Preis loszuschlagen, ge-
setzt auch, daß sie nicht so gut denselben aushalten könn-
en, und selbst dadurch vielleicht ihrer Renten und ih-
rer Gewinnste sich verlustig machten. Die Folge davon
ist, daß einige dieser geringen Bergwerke ganz verlassen
werden, andre nur von den Grundbesitzern angebauet
werden können.

Die Rente, welche Kohlenbergwerke dem Grundherrschaft
bezahlen, macht von dem Ganzen des Kohlenpreises et-
was weit geringern Theil aus, als bei irgend einem an-
dern rohen Landproducte die Rente des Grundes und
Bodens, worauf es wächst, von dem Preise dieses Pro-
ducts ausmacht. Die Rente eines Landguts wird ge-
meiniglich als der dritte Theil der Erzeugnisse desselben
berechnet: und diese Rente ist von den Abwechselungen

guter und schlechter Ernten unabhängig. Bei Kohlenbergwerken ist der fünfte Theil des gewonnenen Products eine sehr hohe, — der zehnte ist die gewöhnliche Rente; und auch diese ist nicht gewiß, sondern hängt von den zufälligen Veränderungen der Ausbeute ab. Diese sind so groß, daß in einem Lande, wo der Mittelpreis eines Landguts dem Einkommen von dreißig Jahren gleich geschätzt wird, es als ein guter Preis eines Kohlenbergwerks anzusehen ist, wenn es das zehnfache des jährlichen Ertrages gilt.

Der Werth eines Kohlenbergwerks für dessen Besitzer, kommt eben so sehr auf die Lage, als auf die Ergiebigkeit desselben an: der Werth eines Metallbergwerks hängt mehr von der Ergiebigkeit, und weniger von der Lage ab. Selbst die gemeinen, — und noch mehr die edlern Metalle sind, wenn sie aus den Erzen geschieden worden sind, von einem solchen Werthe, daß sie die Kosten einer weiten Landfracht und der längsten Seereisen tragen. Ihr Markt ist nicht auf die Gegend, worin sie zu Tage gebracht werden, eingeschränkt; sondern erstreckt sich über alle gesitteten Länder der Welt. Das japanische Kupfer macht einen Artikel in dem europäischen Handel, und das spanische Eisen einen Artikel in dem Handel von Chili und Peru aus. Das peruanische Silber findet nicht nur nach Europa, sondern auch über Europa nach China seinen Weg.

Die Kohlenpreise von Westmoreland und Shropshire haben wenig Einfluß auf die Kohlen von Newcastle; die Kohlenpreise von Lion haben ganz und gar keinen. So weit entfernte Kohlenbergwerke können einander keinen Eintrag thun. — Hingegen kommen die Producte der entferntesten Metallbergwerke häufig mit einander in Concurrenz. Daher muß bei allen, am meisten aber bei den edlen Metallen, der Preis, den sie bei den ergiebigsten Bergwerken in der Welt haben, auf
ihren

ihren Preis bei jedem andern Bergwerke mehr oder weniger Einfluß erhalten. Der Kupferpreis in Japan trägt etwas bei, die Preise der Kupfer bei den europäischen Bergwerken zu bestimmen. Das, was das Silber in Peru gilt, das heißt, die Quantität von Arbeit oder von Waaren, die man dort dafür erkaufen kann, hat Einfluß auf die Silberpreise nicht bloß der europäischen, sondern selbst der chinesischen Bergwerke. Nach der Entdeckung der peruanischen Silberbergwerke, wurden die meisten europäischen verlassen: der Preis des Silbers fiel dergestalt, daß die Ausbeute der letztern die auf ihren Bau gewandten Kosten, oder mit andern Worten, die von den Arbeitern während dieses Baues verbrauchten Nahrungsmittel, Kleidungsstücke, Wohnung und andre Bedürfnisse nicht, mit dem gewöhnlichen Gewinne von den dazu vorgeschossenen Geldern, bezahlen konnte. Derselbe Fall trat bei den Bergwerken von Cuba und S. Domingo, ja sogar bei den ältern peruanischen ein, nachdem die von Potosi entdeckt worden waren.

Da nun der Preis jedes Metalls, in jedem Bergwerke der Welt, durch den Preis, welchen es bei dem ergiebigsten Bergwerke hat, gewissermaßen bestimmt wird: so bezahlt er, bei den meisten Bergwerken, wenig mehr, als die bloßen Kosten der Arbeit, und kann selten dem Eigenthümer von Grund und Boden eine ansehnliche Rente bringen. Dem zu Folge hat an dem Preise der Metalle überhaupt, die dem Eigenthümer von Grund und Boden bezahlte Rente nur einen geringen, — und an dem Preise der edlen Metalle, hat sie den allerkleinsten Antheil. Der Arbeiter mit seinem Lohne, und der Unternehmer des Bergbaues mit seinem Gewinne, nehmen fast die ganze Summe weg, welche aus dem Verkaufe dieser Waare gelöst wird.

Die Zinnbergwerke von Cornwallis sind, wie u. s. Herr Borlace, Vice= Aufseher der Zinnwerke, lehrt, die reich-

sten ihrer Art in der Welt: und doch wird, im Durchschnitte, die Rente eines Zinnbergwerks nicht höher als auf den sechsten Theil des rohen Products gerechnet. — In demselben Verhältnisse steht die Rente einiger sehr fruchtbaren Bleibergwerke in Schottland mit ihrem Producte.

Ulloa und Frezier erzählen uns, daß in den Silberminen von Peru der Grundeigenthümer von dem Unternehmer des Bergbaues oft nichts weiter verlangt, als daß er das Erz auf seiner Mühle pochen lassen, und ihm dafür das gewöhnliche Mahl- oder Pochlohn bezahlen soll. Zwar betrug, bis zum Jahr 1736, die Abgabe an den König von Spanien, ein Fünftel des gewonnenen feinen Silbers; und dieß konnte also bis dahin, als die wahre Rente der peruanischen Silberminen, der reichsten, die man in der Welt kennt, gehalten werden. Hätte die Auflage nicht gegeben werden müssen: so würde jenes Fünftel natürlicher Weise dem Grundeigenthümer zugefallen seyn, und viele Bergwerke hätten alsdann gebauet werden können, die es damals nicht konnten, weil sie nicht genugsame Ausbeute gaben, um die Abgabe für den König zu bezahlen. Die Abgabe, welche von dem gewonnenen Zinne an den Herzog von Cornwallis bezahlt wird, soll sich auf mehr als fünfe vom Hundert, also mehr, als den zwanzigsten Theil des Werths belaufen. Dieser würde, wenn das Zinn von allen Abgaben frei wäre, dem Eigenthümer des Bergwerks zugehört haben. Wenn man nun ein Zwanzigtheil zu einem Sechstel hinzu rechnet: so findet man, daß die ganze von den Cornwaller Zinnbergwerken bezahlte Rente sich zu der von den peruanischen Silberminen wie dreizehn zu zwölf verhält. Aber jetzt sind letztere auch nicht einmal diese kleine Rente zu bezahlen im Stande; und die Abgabe vom Silber hat im Jahr 1736 von $\frac{1}{2}$ auf $\frac{1}{10}$ vermindert werden müssen. Auch diese

diese verminderte Abgabe beim Silber giebt doch noch eine größere Versuchung Unterschleif zu machen, als die Abgabe des zwanzigsten Theils beim Zinn: und bei der kostbarern Waare ist der Unterschleif leichter, als bei der gemeinern, weil sie einen kleinern Raum einnimmt. Der König von Spanien erhält daher seine Abgaben, wie man sagt, sehr unrichtig; die Abgabe an den Herzog von Cornwallis wird sehr richtig bezahlt. Die Rente macht also, in dem Preise des Zinns, bei den ergiebigsten Zinnbergwerken, einen größern Theil aus, als sie in dem Preise des Silbers, bei dem ergiebigsten Silberbergwerke, ausmacht. Die gröbern Metalle scheinen, nach Bezahlung der zu ihrer Hervorbringung nöthigen Kosten, noch einen größern Ueberschuß, als die edlern übrig zu lassen.

Auch der Gewinn der Unternehmer des Bergbaues ist in Peru nicht sehr beträchtlich. Die oben angeführten, glaubwürdigen und wohl unterrichteten Schriftsteller melden uns, daß ein Mann, der in Peru ein neues Bergwerk zu öffnen unternimmt, schon als ein dem Bankerott zueilender, zu Grunde gerichteter Mensch angesehen, und deswegen von jedermann geflohen wird. Der Bergbau wird dort so, wie bei uns, als eine Lotterie betrachtet, in welcher die Gewinnste den Rieten bei weitem nicht gleich kommen, obgleich die Größe einiger Gewinnste immer eine Menge unbesonnener Glücksjäger reizt, ihr Vermögen auf ein so gefährliches Spiel zu setzen.

Weil aber der Landesherr einen beträchtlichen Theil seiner Einkünfte von der Ausbeute der Silberbergwerke erhält: so muntert dort die Regierung auf alle mögliche Weise die Privatpersonen dazu auf, neue zu entdecken und zu bearbeiten. Jeder, welcher eine Mine ausfindig macht, ist berechtigt, einen Raum von 240 Fuß in der Länge —
nach

nach der Richtung, welche er dem Silberberge zuschreibt — und halb so viel in der Breite abzumessen. Von diesem Theile des Bergwerks wird er wahrer Eigenthümer, und braucht dem Grundherrn nichts abzugeben. — In Cornwallis hat das Interesse des Herzogs eine ähnliche Einrichtung veranlassen. Wer dort in unangebauten oder uneingehegten Ländereien ein Innbergwerk entdeckt, kann dessen Gränze, bis auf einen gewissen Umfang abstecken: und dieß heißt (*bounde a mine*) ein Bergwerk abgränzen. Der, welcher dieß thut, wird wahrer Eigenthümer des Bergwerks, und kann dasselbe entweder selbst bearbeiten, oder an einen andern verpachten, ohne deshalb die Einwilligung des Grundherrn einholen zu dürfen, — aber doch nicht, ohne ihm bei erfolgndem wirklichen Bau einen kleinen Grundzins zu entrichten. In diesen beiden Anordnungen wird das geheiligte Recht des Eigenthums, dem, was man für gemeines Beste ansieht, aufgeopfert. Man wendet in Peru dieselben Mittel an, zur Entdeckung und Bearbeitung von Goldminen aufzumuntern. Beim Golde beläuft sich die Abgabe an den König nur auf den zwanzigsten Theil der Ausbeute an reinem Golde. Anfangs war sie ein Fünftel, dann wurde sie ein Zehntel, wie beim Silber; aber auch diese letztere Abgabe war zu hoch, und von dem Ertrage der Goldminen unbezahlbar. Es ist selten, sagen die beiden schon genannten Schriftsteller, Frezier und Ulloa, jemanden zu finden, der durch ein Silberbergwerk, — noch seltner jemanden, der durch ein Goldbergwerk reich geworden wäre. Dieser zwanzigste Theil scheint die ganze Rente zu seyn, die von den meisten Goldminen in Chili und Peru bezahlt wird. Gold kann noch leichter als Silber heimlich eingeführt werden: nicht nur, weil das Verhältniß seines Werths zu seinem Umfange noch größer ist, sondern auch wegen der eignen Art, wie die Natur es hervorbringt. Silber wird
 selten

selten rein, sondern wie die meisten andern Metalle, mit fremden Stoffen vererzt gefunden, von welchen es sich, wenn die Massen beträchtlich sind, (wie sie seyn müssen, wenn die Unkosten bezahlt werden sollen) nur durch mühsame und langweilige Verfahrensarten scheiden läßt: und diese können hinwiederum nicht wohl anders, als in absichtlich dazu erbaueten Werkhäusern, vorgenommen werden, wo sie dann zugleich der Aufsicht der königlichen Officianten unterworfen sind. Gold hingegen wird fast immer rein, — zuweilen in Stücken von beträchtlicher Größe — gefunden. Und wenn es auch zuweilen, mit wenigen und kleinen Sand- Erd- und andern fremdartigen Theilen vermischt ist: so kann es doch von diesen durch ein ganz kurzes und einfaches Verfahren gereinigt werden: ein Verfahren, das in jedem Privathause, mit Hülfe einer kleinen Quantität von Quecksilber vollbracht werden kann. Wenn also die Abgabe an den König vom Silber schlecht bezahlt wird: so wird sie, höchst wahrscheinlich, vom Golde noch schlechter bezahlt; und in dem Preise des Goldes, muß der auf die Bezahlung der Rente zu rechnende Theil noch weit geringer seyn, als in dem Preise des Silbers.

Welches der niedrigste Preis der edlen Metalle, oder welches die kleinste Quantität anderer Waaren sey, gegen welche sie, während irgend eines beträchtlichen Zeitraums, vertauscht werden können, wird durch eben die Principien festgesetzt, welche den Werth jeder andern Waare bestimmen. Das Kapital, welches gemeinlich dazu angewandt werden muß, um eine gewisse Quantität Goldes hervorzubringen, — und die Nahrungsmittel, Kleidung, und übrigen Bedürfnisse, die von den Arbeitern während der Zeit, da sie das Gold aus dem Bergwerke bis auf den Markt fördern, verbranchet werden: diese beide Sachen bestimmen den möglich kleinsten Preis des Goldes. Er muß hinlänglich seyn, den Ur-

Arbeitern diese Bedürfnisse zu verschaffen, und dem Unternehmer jenes Kapital mit seinen Zinsen wieder zu erstatten.

Der höchste Preis des Goldes hingegen scheint durch nichts, als durch Seltenheit oder Ueberfluß dieses Metalls bestimmt zu werden. Man stelle sich vor, daß diese Seltenheit sich immer fort vermehre: und man wird den kleinsten Splitter von diesem Metall endlich theurer als einen Diamant, und gegen eine größere Quantität andrer Waaren, als diesen, austauschen sehen.

Das Verlangen, und mit ihm die Nachfrage nach diesen Metallen, entspringt zum Theil aus ihrem Nutzen, zum Theil aus ihrer Schönheit. Sie sind zuerst, wenn man Eisen ausnimmt, nützlicher als jedes andere Metall. Da sie dem Roste und andern Verberbnissen weniger unterworfen sind: so können sie auch reinlicher gehalten werden; und schon aus dieser Ursache ist das aus ihnen verfertigte Küchen- oder Tischgeschirre das angenehmste. Ein silberner Theekessel ist immer reiner, als ein blecherner, kupferner, oder zinnerner: und dieselbe Ursache würde einem goldnen Theekessel noch vor dem silbernen einen Vorzug geben. Doch das vornehmste Verdienst dieser Metalle besteht in ihrer Schönheit, welche sie vorzüglich geschikt macht, zur Ausschmückung aller übrigen Sachen zu dienen. Keine Farbe giebt einem Kleide oder einem Hausrathe einen solchen Glanz, als die Vergoldung. Dieses Verdienst der Schönheit wird noch durch das der Seltenheit erhöht. Der vornehmste Genuß der Reichthümer besteht darin, sie zur Schau auszulegen; und er ist in den Augen der meisten Reichen niemals größer, als wenn sie Sachen zeigen können, in deren ausschließendem Besitze sie sind. Daher wird ihnen jeder, an sich nützliche oder schöne Gegenstand, schon dadurch werther, wenn er entweder ein seltenes Naturproduct ist, oder so viele Arbeit zu seiner Zubere-

Zubereitung fordert, daß diese nur von ihnen allein bezahlt werden kann. Dinge der Art kaufen sie gerne um einen verhältnißmäßig etwas höhern Preis, als weit schönere und nützlichere, aber gemeinere Sachen kosten. Diese drei Eigenschaften also, Nutzbarkeit, Schönheit und Seltenheit machen die Grundlage von dem hohen Preise der edlen Metalle aus, — oder sind Ursache, daß man eine so große Quantität anderer Güter dafür eintauschen kann. — Dieser ihr Werth ist älter, als die Anwendung, die man von ihnen zum Prägen des Geldes gemacht hat, — ist unabhängig davon, und war selbst eine der Ursachen, warum man sie zu diesem Gebrauche bestimmte. Indesß kann gar wohl der Umstand, daß man aus Gold und Silber Geld machte, indem er die Nachfrage darnach vermehrte, und die zu andern Absichten anwendbare Quantität verminderte, in der Folge der Zeit, ihre Preise aufrecht erhalten, oder auch selbst erhöht haben.

Was die Edelsteine betrifft: so entsteht die Nachfrage nach ihnen lediglich aus ihrer Schönheit. Sie haben gar keinen andern Nutzen als den, Personen und Sachen auszuschnücken; und das Verdienst ihrer Schönheit wird durch ihre Seltenheit, und durch die Schwierigkeit, die es kostet, sie aus den Bergwerken zu ziehen, sehr vergrößert. Daher machen, von ihren Preisen, die beiden Bestandtheile, Arbeitslohn und Kapitalgewinnst, beinahe das Ganze aus. Die Rente des Grundes und Bodens, wo sie gebrochen werden, hat nur einen kleinen Theil daran; oft gar keinen: indem nur die allerergiebigsten Diamantminen dem Eigenthümer des Bodens eine Rente bringen. Als der Juwelier Tavernier die Diamantminen von Golconda und Bistapour bereisete: so erfuhr er, daß der Regent des Landes, für dessen Rechnung sie bearbeitet wurden, alle andern, bis auf diejenigen, welche die schönsten und größten Steine liefert:

lieferten, habe zuschütten lassen. Die übrigen mußten also wahrscheinlich für den Eigenthümer nicht des Bearbeitens werth seyn.

Da der Preis der Edelsteine, so wie der edlern Metalle, in der ganzen Welt, durch den Preis derselben bei den ergiebigsten Bergwerken bestimmt wird: so ist die Rente, welche jedes dergleichen Bergwerk dem Grundherrschaft zu geben im Stande ist, nicht im Verhältnisse mit seiner absoluten, sondern mit seiner relativen Fruchtbarkeit: das heißt damit, um wie viel es ergiebiger ist, als andere Bergwerke der nehmlichen Art. Sollten neue Silberbergwerke entdeckt werden, welche die von Potosi an Fruchtbarkeit um eben so viel, als diese die europäischen, überträfen: so könnte der Werth des Silbers dadurch so herunterkommen, daß es auch die Minen von Potosi zu bearbeiten, nicht mehr die Mühe lohnte. Vor der Entdeckung des spanischen Amerika, brächten die ergiebigsten Bergwerke in Europa ihrem Eigenthümer eine eben so große Rente, als jetzt die reichsten peruanischen ihren Besitzern bringen. Wenn auch das aus ihnen gewonnene Silber an Quantität weniger betrug: so konnte es doch für eine eben so große Quantität andrer Waaren vertauscht werden; und der Eigenthümer erhielt also dadurch einen eben so großen Antheil von Macht über die Arbeiten oder die Güter andrer Menschen. Sowohl das Product selbst, als die Abgabe davon an den Grundherrschaft, konnten eben so viel werth seyn: das Publikum und der Eigenthümer konnten eben denselben Vortheil davon ziehen.

Die reichsten Bergwerke der edlen Metalle und Steine können den Reichthümern der Welt nur wenig zusetzen. Ein Product, dessen Werth größtentheils von seiner Seltenheit herrührt, muß durch den Ueberfluß nothwendig herabgesetzt werden. Nur kann alsdann ein aus diesen Metallen verfertigtes Tischgeschirr, es können alle
ander

andern daraus verfertigten Zierrathen der Kleidung und des Hausraths, für eine geringere Quantität Arbeit erhalten, mit einer kleinern Anzahl anderer Waaren bezahlt werden. Darin besteht aber auch fast der einzige Vortheil, den die Welt aus ihrer Vermehrung ziehen kann.

Ganz anders ist es mit den Grundstücken, die man auf der Oberfläche der Erde besitzt, beschaffen. Der Werth ihrer Erzeugnisse und der Betrag ihrer Renten, richtet sich nach ihrer Fruchtbarkeit an sich, nicht nach dem Vorzuge ihrer Fruchtbarkeit über die Fruchtbarkeit anderer. Das Land, welches eine gewisse Anzahl von Materialien zur Speise, Kleidung und Wohnung erzeugt, kann auch immer eine gewisse Anzahl von Menschen ernähren, kleiden, und mit Wohnung versorgen. Und was auch der Antheil des Grundherrn an diesen Erzeugnissen seyn mag: so wird er ihm immer eine verhältnißmäßige Gewalt über die Arbeit anderer Menschen, und über die Waaren, womit dieselbe ihn versorgen kann, geben. Das unfruchtbarste Land verliert, durch die Nachbarschaft des fruchtbarsten, nichts von seinem Werthe. Im Gegentheil gewinnt es: indem die große Anzahl von Menschen, welche das fruchtbare Land ernährt, auch den Erzeugnissen des ärmeren Landes einen Absatz verschaffet, den es unter den von seinen eignen Erzeugnissen sich nährenden Menschen nie hätte finden können.

Alles, was die Fruchtbarkeit des Landes, Nahrungsmittel hervorzubringen, vermehrt, vermehrt nicht nur den Werth derjenigen Ländereien, auf welchen die Verbesserungen vorgenommen worden sind, sondern auch den Werth vieler andern, für deren Erzeugnisse dadurch neue Abnehmer entstehen. Eben dieser Ueberfluß von Lebensmitteln, der, zufolge des verbesserten Ackerbaues, in den Händen vieler Leute bleibt, nachdem sie das zu ihrem eignen Unterhalte nöthige abgezogen haben, ist das, was
die

die Nachfrage nach den edlen Steinen und Metallen sowohl, als nach allen andern Arten der Bequemlichkeit und des Schmucks, in Wohnung, Kleidung und Hausgeräthe, zuerst veranlaßt. Nahrungsmittel machen nicht nur den größten Theil von den Reichthümern der Welt aus: sondern der Ueberfluß an Lebensmitteln ist es auch, welcher vielen andern Gattungen des Reichthums erst ihren Werth giebt. Die armseligen Einwohner von St. Domingo und Cuba trugen, bei der Ankunft der Spanier, kleine Stückchen Gold, als Zierrathen, in ihren Haaren und an verschiedenen Theilen ihrer Kleidung. Sie schienen sie ungefähr eben so zu schätzen, wie wir Kieselsteine von einer etwas mehr als gewöhnlichen Schönheit; so, daß sie es wohl der Mühe werth hielten, sie aufzulesen, aber nicht, sie irgend jemandem, der sie darum ansprach, zu verweigern. Sie traten sie ihren neuen Gästen auf das erste Zeichen ab, womit diese ihnen das Verlangen darnach zu erkennen gaben, ohne daß es schien, als glaubten sie ihnen ein großes Geschenk damit gemacht zu haben. Sie erstaunten vielmehr über die Heftigkeit der Begierde, welche die Spanier darnach äußerten, und hatten keine Vorstellung davon, wie es in irgend einem Lande Leute geben könne, die an Nahrungsmitteln, diesem bei ihnen so seltenen und so mühsam zu erhaltenden Artikel, einen so großen Ueberfluß hätten, daß sie davon eine, zum vieljährigen Unterhalt einer ganzen Familie hinreichende Quantität, gegen eine geringe Anzahl jener flimmernden Kleinigkeiten, hinzugeben Lust hätten.

Dritte Abtheilung.

Veränderungen in dem Verhältnisse zwischen den Preisen derjenigen Erzeugnisse, welche immer, und derjenigen, welche nur zuweilen eine Rente bringen.

Der wachsende Ueberfluß an Nahrungsmitteln, die Folge des auf den Anbau des Landes gewandten größern Fleißes, muß nothwendig die Nachfrage nach jedem andern Erdproducte, das nicht Nahrungsmittel ist, aber doch zum Nutzen oder zur Zierde gebraucht werden kann, vermehren. In dem ganzen Zeitraume fortschreitender Culturverbesserungen sollte man also, in dem Verhältnisse der Preise von jenen beiden Erzeugnissen, nur eine einzige, ebenfalls fortschreitende Veränderung vermuthen. Die Preise der nur zuweilen Rente bringenden Erzeugnisse sollten, im Verhältnisse gegen die Preise der stets Rente einbringenden, unaufhörlich steigen. So wie Kunst- und Handwerksfleiß wächst, sollten alle Materialien zur Kleidung und Wohnung der Menschen, alle nützlichen Mineralien und Erdarten, — die edlen Metalle und die edlen Steine, immer mehr und mehr gesucht, immer gegen eine größere und größere Quantität von Nahrungsmitteln eingetauscht — mit einem Worte, — theurer werden. Dieß ist bei den meisten jener Dinge, und in den meisten Fällen wirklich geschehen; und wenn es nicht bei allen und in allen Fällen geschehen ist: so rührt dieses daher, weil zuweilen durch besondre Umstände der Zufluß

fluß einiger von solchen Dingen auf dem Markte noch schneller, als die Nachfrage nach ihnen, angewachsen ist.

Zum Beispiele: der Werth eines Quadersteinbruchs muß nothwendig, mit der anwachsenden Cultur und Bevölkerung der umliegenden Gegend, zugleich zunehmen, besonders wenn er der einzige seiner Art in dieser Gegend ist. Der Werth einer Silbermine hingegen wird nicht nothwendig, bei wachsender Cultur und Volksmenge der umliegenden Gegend, steigen, selbst wenn es innerhalb tausend Meilen kein anderes Silberbergwerk gäbe. Für die Producte eines Steinbruchs kann sich der Markt höchstens nur auf fünf Meilen in der Runde erstrecken: und die Nachfrage darnach muß also, in den meisten Fällen, dem Anbaue und der Bevölkerung dieses kleinen Bezirks angemessen seyn. Aber der Markt für das Product eines Silberbergwerks erstreckt sich über die weite bewohnte Erde. Wosern also nicht die Welt im Ganzen an Cultur und Bevölkerung zunimmt: so kann die Nachfrage nach Silber, auch durch das Aufblühen eines großen, in der Nachbarschaft des Bergwerks gelegenen Landes, nicht vermehrt werden. Ja selbst, wenn die Welt im Ganzen in jenen Rücksichten Fortschritte gemacht hätte, zugleich aber neue, mehr ergiebige Bergwerke, als alle bisherigen, entdeckt worden wären: so könnte, ungeachtet der vermehrten Nachfrage nach Silber, doch der Zufluß des Products, womit diese Nachfrage befriedigt werden soll, in einer noch größern Quantität gewachsen, — und also der Preis dieses Metalls wirklich gefallen seyn; welches, zu Folge meiner obigen Entwicklungen, nichts anders heißt, als daß, für das nehmliche Gewicht, zum Beispiel ein Pfund Silber, eine geringere Quantität von Arbeit, oder eine geringere Quantität von Getreide, dem vornehmsten Unterhaltsmittel des Arbeiters, zu erhalten seyn würde.

Die ganze civilisirte und handelnde Welt ist der große Markt für Silber. Wird nun, durch den Fortgang des Menschengeschlechts, die Erde im Ganzen mehr angebauet, und die Nachfrage auf jenem großen Markte vermehrt — indeß, zu gleicher Zeit, des Silbers nicht mehr wird: so muß der Werth dieses Metalls gegen Getreide stufenweise steigen. Eine gegebene Quantität Silbers wird gegen eine größere Quantität Getreide eingetauscht; oder mit andern Worten, der Geldpreis des Getreides fällt.

Wird hingegen, während der aufblühenden Cultur, der Zufluß des Silbers in einem größern Maße, als das Bedürfniß desselben, vermehrt: so wird das Metall wohlfeiler, und der Getreidepreis muß, trotz des erweiterten und verbesserten Ackerbaues, steigen.

Hält endlich der Zuwachs des Silbers mit der Vermehrung der Nachfrage darnach das Gleichgewicht: so bleiben auch die Preise des Silbers mit den Preisen des Getreides in dem alten Verhältnisse; das heißt, die Getreidepreise bleiben unverändert.

Diese drei Angaben scheinen alle bei dem Fortgange der Ländercultur möglichen Fälle zu erschöpfen; und jeder derselben scheint — wenn wir von dem europäischen Markte, nach dem, was in Frankreich und England vorgegangen ist, urtheilen dürfen, — während der drei vor dem unsrigen hergegangenen Jahrhunderte, statt gefunden zu haben, und zwar ziemlich in derselben Ordnung, in welcher wir ihrer erwähnt haben.

Eingeschobene Untersuchung über die Abwechselungen der Silberpreise in den letztern vier Jahrhunderten.

Erste Periode.

Im Jahr 1350, und einige Zeit zuvor, scheint der Mittelpreis von einem Quarter Weizen in England nicht höher, als auf vier Unzen Silber, Towergewicht, geschätzt worden zu seyn, — welches ungefähr zwanzig Schillingen des jetzigen englischen Geldes, (6 Rthlr. 16 ggr.) — gleich ist. Von diesem Preise scheint er, nach und nach, bis auf zwey Unzen, — gleich zehn Schillingen jetzigen Geldes, — heruntergesunken zu seyn, nach welcher Taxe wir ihn, um den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, geschätzt finden, und in welchem Preise er sich bis gegen 1570 erhalten zu haben scheint.

Im Jahr 1350, dem fünf und zwanzigsten Eduards des dritten, wurde das Gesetz, welches unter dem Namen des Arbeiterstatuts (statute of labourers) bekannt ist, gegeben. In der Einleitung dazu wird über den Uebermuth der Dienstbothen und Gesellen sehr geklagt, die ihren Herren einen immer höhern Lohn abzugewinnen trachten. Es wird demnach verordnet, daß in Zukunft alle Dienstbothen und gemietheten Arbeiter, mit demselben Lohne und Deputat (in dem Statute steht livery, welches damals nicht bloß die Kleidung, sondern auch die Lebensmittel, welche einem Dienstbothen gegeben werden, bedeutete) zufrieden seyn sollen, welches sie in dem zwanzigsten Jahre dieses Königs, und während der vier
vor-

vorhergehenden Jahre zu erhalten pflegten; daß ferner der Deputatweizen nirgends höher als der Bushel zu zehn Pfennigen St. angeschlagen werden, und es immer in der freyen Wahl des Meisters oder Herrn stehen solle, ob er Weizen oder Geld geben wolle. Hieraus folgt, daß im fünf und zwanzigsten Jahre Eduards des dritten, zehn Pfennige Sterl. für einen Bushel Weizen, ein sehr mäßiger Preis zu seyn schienen, weil die Dienstbothen durch ein eignes Gesetz mußten angehalten werden, denselben für das ihnen sonst gelieferte Deputat von Weizen anzunehmen: und daß zehn Jahre vorher, oder in dem sechzehnten Jahre dieses Königs, auf welches das Statut zurückweist, dieß für einen billigen Preis sey gehalten worden. Nun enthielten aber im sechzehnten Jahre Eduards des dritten zehn Pfennige Sterling eine halbe Unze Silber, Towergewicht, und waren also ziemlich einer halben Krone ($2\frac{1}{2}$ Schillingen oder 20 ggr.) unsers jetzigen Geldes gleich. Vier Unzen Silbers also, des nehmlichen Gewichts, gleich sechs Schillingen, acht Pfennigen des damaligen, oder fast zwanzig Schillingen des jetzigen Geldes, wurden für einen mäßigen Preis eines Quarters von acht Busheln gehalten.

Diese Parlamentsacte ist sicher eine bessere Urkunde, um den Mittelpreis des Getreides in damaligen Zeiten daraus zu erkennen, als die von Geschichtschreibern und andern Schriftstellern aufgezeichneten Marktpreise einzelner Jahre, die, da sie gemeiniglich nur ihrer außerordentlichen Theurung oder Wohlfeilheit wegen angemerkt wurden, schwerlich zum Maßstabe von den gewöhnlichen Preisen dienen können.

Noch andre Gründe kommen hinzu, es wahrscheinlich zu machen, daß, im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, und einige Zeit zuvor, der Mittelpreis eines Quarters Weizen nicht niedriger, als vier Unzen Sil-

bers war; — womit die Preise der andern Getreidearten im Verhältnisse standen.

Im Jahr 1309 gab Ralph von Born, Prior des Augustinerklosters in Canterbury, am Tage seiner Installation, ein Fest, von welchem uns William Thorn nicht nur das Verzeichniß der Speisen, sondern auch die Preise verschiedener Lebensmittel aufbehalten hat. Bei diesem Feste wurden erstlich drey und funfzig Quarter Weizen verzehrt, welche neunzehn Pfund Sterling kosteten, woben also der Quarter zu sieben Schillingen und zwey Pfennigen, gleich ein und zwanzig Schillingen, sechs Pfennigen (7 Kthlr. 4 ggr.) des jetzigen Geldes, gerechnet wurden. Zweytens acht und funfzig Quarter Malz, welche siebenzehn Pfund, zehn Schillinge kosteten, und also der Quarter sechs Schillinge damaligen, oder ungefähr achtzehn Schillinge unsers Geldes; drittens, zwanzig Quarter Hafer, welche vier Pfund Sterling kosteten: woraus sich der Preis eines Quarters, zu vier Schillingen damaligen Geldes ergibt, die zwölfen des jetzigen gleich sind. — Die angegebenen Malz- und Haferpreise sind, gegen die vom Weizen, höher, als ihr jetziges Verhältniß ist.

Man muß bemerken, daß diese Preise nicht in Rücksicht des Außerordentlichen in Theuerung oder Wohlfeilheit der benannten Artikel, sondern bloß zur Berechnung der Ausgaben eines, seiner Pracht wegen berühmten Festes, sind ausgezeichnet worden, und daß uns also nichts veranlasset, sie für etwas anders, als die damals gewöhnlichen zu halten.

Im Jahr 1262, dem ein und funfzigsten Heinrichs des dritten, wurde ein altes Gesetz, genannt die Bier- und Brottaxe, erneuert, welches, wie der König im Eingange des Statuts sagt, zu einer Zeit war gegeben worden, da seine Vorfahren schon einige Zeit auf dem englischen Throne gesessen hatten. Wahrscheinlich schreibt
sich

sich also dieses Gesetz von der Regierung seines Großvaters, Heinrichs des zweiten, oder wohl gar von der Zeit der Eroberung her. Es bestimmt, wie die Brotpreise jedesmal seyn sollen, wenn die Preise des Quarters Weizen von einem Schillinge bis zu zwanzigen steigen. Nun sind, nach aller Vermuthung, der in solchen Statuten aufgezählten Fälle, eben so viele über, als unter dem Mittelpreise: weil die Verfügung für jene sowohl, als für diese gemacht wird. Man kann also zehn Schillinge, die damals sechs Unzen Silber enthielten, und ungefähr dreißig Schillingen des jetzigen Geldes gleich waren, für den Mittelpreis des Quarters Weizen im ein und funfzigsten Jahre Heinrichs des dritten, halten. Wenigstens werden wir ihn nicht geringer, als zum dritten Theile desjenigen Preises berechnen dürfen, der in jenem Gesetze als der höchste angenommen wird: welches also 6 $\frac{1}{2}$ Schillinge damaligen Geldes seyn würde, die vier Unzen Silber, Lomergewicht, enthielten.

Aus allen diesen Thatsachen können wir mit Wahrscheinlichkeit den Schluß machen, daß um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, und eine beträchtliche Zeit zuvor, der gewöhnliche Weizenpreis nicht niedriger, als vier Unzen Silber, der Quarter, angeschlagen wurde.

Von da an, bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, scheint dieser mittlere Preis des Weizens, nach und nach, bis auf die Hälfte jener Summe heruntergesunken zu seyn, so daß er zuletzt nicht mehr als zwei Unzen, — gleich ungefähr zehn Schillingen des jetzigen Geldes, — betrug. Diese Preise des Weizens dauerten bis gegen das Jahr 1570 fort.

In dem Haushaltungsbuche eines Grafen von Northumberland, Heinrichs, des fünften dieses Namens, vom Jahre 1512, finden wir zwei verschiedene Schätzungen des Weizens. An dem einen Orte wird der Quar-

ter zu sechs Schillingen, acht Pfennigen Sterling, an dem andern zu fünf Schillingen, acht Pfennigen berechnet. In diesem Jahre 1512, enthielten sechs Schillinge acht Pfennige nicht mehr als zwei Unzen Silber, und waren ungefähr zehn Schillingen des jetzigen Geldes gleich.

Von dem fünf und zwanzigsten Regierungsjahre Edwards des dritten an, bis zum Anfange der Regierung der Elisabeth, in einem Zeitraume von zweihundert Jahren, wurden, wie sich aus mehreren Statuten schließen läßt, sechs Schillinge, acht Pfennige für den billigen, — das heißt, für den gewöhnlichen oder Mittelpreis gehalten. Und doch verminderte sich, während dieser Periode, stufenweise die in gleichnamigen Geldsummen enthaltene Quantität Silber, indem durch verschiedene Münzveränderungen der Gehalt der Münzen verschlechtert worden war. Aber der wachsende Werth des Silbers überhaupt hatte die verminderte Quantität des in benannten Geldsummen enthaltenen so reichlich ersetzt, daß die gesetzgebende Macht es nicht für nöthig hielt, auf jene Veränderungen Rücksicht zu nehmen.

So wurde es im Jahre 1436 zum Gesetze, daß Weizen, ohne eine Erlaubniß dazu bei der Regierung zu suchen, ausgeführt werden dürfe, wenn der Preis desselben sechs Schill. acht Pfennige der Quarter wäre: und im Jahre 1463 wurde durch eine andere Parlamentsacte die Einfuhr des Weizens, bei einem gleichen Preise, verbothen. Er schien also denen, welche diese Gesetze gaben, so niedrig, daß bey denselben die Ausfuhr keine übeln Folgen haben könne, und doch so hoch, daß bei der mindesten Steigerung die Einfuhr verstatet werden müsse. Sechs Schillinge und acht Pfennige demnach, die eben so viel Silber enthielten, als jetzt dreizehn Schillinge vier Pfennige (aber nur zwei Drittel so viel, als eine Summe von sechs Schill., acht Pfenn-

Pfennigen zu Edwards des dritten Zeiten enthielt) wurden zwischen 1436 und 1463 für einen mäßigen oder billigen Weizenpreis gehalten.

Im Jahre 1554, wurde durch die erste und zweite Acte Philipps und der Maria, und im Jahre 1558, durch die erste der Königin Elisabeth, die Ausfuhr des Weizens auf gleiche Weise, in dem Falle, daß der Quarter über acht Schillinge acht Pfennige stiege, verbothen; und doch enthielt diese Summe, damals, vielleicht nicht für zwei Pfennige Sterling mehr Silber, als die gleiche Anzahl eben so genannter Geldstücke heute zu Tage enthält. Doch bald wurde man gewahr, daß die Ausfuhr nicht anders, als bei einem so äußerst niedrigen Preise erlauben, eben so viel heißt, als sie gänzlich verbiethen. Dem zu Folge erlaubte man im Jahr 1562 die Weizenausfuhr, so lange der Preis des Quarters nicht zehn Schillinge überstiege: und diese zehn Schillinge waren zehn von den jetzigen fast ganz gleich. Also ward dieß damals für den mäßigen und mittlern Weizenpreis anerkannt; und dieser mäßige Preis ist mit dem, in dem Haushaltungsbuche des Herzogs von Northumberland angemerkten, beinahe völlig einerlei.

Auch in Frankreich war, am Ende des funfzehnten und im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, der mittlere Getreidepreis weit niedriger, als er durch die beiden vorhergehenden Jahrhunderte gewesen war. — Der Herr Dupre de St. Maur, und der Verfasser des sehr wohl geschriebenen Versuchs über die Getreidepolizen foramen beide in dieser Bemerkung überein. Wahrscheinlich waren, in dieser Periode, die Preise durch ganz Europa auf gleiche Weise gesunken.

Es ist zweifelhaft, ob diese Erhöhung des Silberwerths, im Verhältnisse des Werths vom Getreide, ganz allein von der vermehrten Nachfrage nach jenem Metalle, und diese hinwiederum von der zunehmenden Volks-

Volkmenge und Cultur in Europa herrührte: oder ob die Nachfrage zwar dieselbe blieb, der Silbervorrath selbst aber deswegen abnahm, weil die damals bekannten Bergwerke immer mehr und mehr erschöpft, und die Kosten des Baues also immer größer wurden; oder ob sich endlich beide Ursachen, vermehrte Nachfrage und verminderter Vorrath, zu Hervorbringung der gedachten Wirkung vereinigten. So viel ist gewiß, daß gegen das Ende des funfzehnten und am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, die meisten europäischen Länder in eine regelmäßigere Verfassung und zu festern Regierungsgrundsätzen kamen, als sie lange Zeit zuvor gekannt hatten. Daraus entstand größere Sicherheit der Personen und des Eigenthums, und diese vermehrte natürlicher Weise den Trieb zur Landescultur und zum Gewerbfleiß. Mit dem Wachsthum der Anzahl nützlicher Erzeugnisse aber mußte die Nachfrage nach Gold und Silber sowohl, als nach allen andern Artikeln des Luxus und des Schmucks, zunehmen. Um eine größere Quantität jährlicher Erzeugnisse im Umlaufe zu erhalten, war eine größere Quantität Geld erforderlich. Da es mehr reiche Leute gab: so wurde auch eine größere Quantität von silbernem Geschirre und andern aus diesem Metall gefertigten Zierrathen begehrt. — Dazu kam wahrscheinlicher Weise, daß die meisten der Silberbergwerke, welche Europa damals mit dieser Waare versorgten, da es größtentheils uralte, schon seit der Römer Zeit bearbeitete waren, immer weniger Ausbeute gaben, oder mit immer größern Kosten gebauet werden mußten.

Der größere Theil der Schriftsteller, welche über die alten Waarenpreise geschrieben haben, sind der gegenseigen Meinung. Sie nehmen an, daß von der Eroberung der Normänner an, vielleicht sogar von der Zeit an, da Julius Cäsar den Einfall in die brittischen Inseln that, bis zur Entdeckung der amerikanischen Bergwerke, der

Werth

Werth des Silbers in fortgehender Abnahme gewesen seyn. Zu dieser Meinung scheinen sie durch zwei Ursachen veranlaßt zu werden: einmal durch die Bemerkungen, die sie über die Getreidepreise und die Preise einiger andern rohen Erdproducte machten; zum andern, durch den allgemein angenommenen Grundsatz, daß mit den Reichthümern der Länder, sich ihr Silbervorrath vermehrt, und mit dem vergrößerten Vorrathe, der Werth der Sache immer im Verhältnisse abnimmt.

Aber jene Bemerkungen über die Getreide- und Waarenpreise waren, aus mehrern Ursachen, nicht völlig richtig; von denen hauptsächlich drei in die Augen fallen.

Die erste ist diese. In alten Zeiten wurde der Pacht von Ländereien fast immer in Naturallieferungen, zum Beispiel, durch eine bestimmte Quantität von Getreide, Fleisch, und Geflügel bezahlt. Doch wurde es zuweilen unter die Bedingungen der Verträge eingerückt, daß es dem Gutsherrn frei stehen solle, entweder sich jene Früchte in Natura entrichten, oder eine gewisse Summe Geldes dafür zahlen zu lassen. Diese Summe, welche als ein Aequivalent für die Naturallieferungen angenommen wurde, mußte nothwendig, wenn der Pächter nicht gefährdet seyn sollte, da es immer in der Willkühr des Eigenthümers stand, das eine oder das andere zu fordern, eher unter, als über dem mittlern Marktpreise angenommen werden. Und so finden wir auch an vielen Orten die Preise, nach welchen die Getreidezinsen der Pächter in Gelde bezahlt werden dürfen, nicht viel höher, als die Hälfte der gewöhnlichen Marktpreise. Diese Gewohnheit, in den Pachtcontracten dergleichen Preisbestimmungen zu machen, dauert in Schottland, in Absicht des Geflügels, und an vielen Orten auch in Absicht des Viehes, noch jetzt fort. Sie würde wahrscheinlich auch in Absicht des Getreides fortdauern: hätte nicht
die

die Einrichtung, welche den Namen *Fiars* führt, der Sache ein Ende gemacht. Man versteht darunter jährliche Schätzungen des Getreides, die von einer deshalb niedergesetzten Commission gemacht werden, wobei durch Vergleichung der Verschiedenheiten, die in den Marktpreisen des Landes, sowohl in Ansehung der Gegenden, als in Ansehung der Güte des Getreides vorkommen, ein allgemeiner Mittelpreis bestimmt wird. Diese Einrichtung machte, daß es für die Pächter unbedenklich, und für die Gutsherren weit bequemer war, bey der Verwandlung der Getreidezinse in eine Geldzinse, es auf den dergestalt bestimmten Marktpreis jedes Jahres ankommen zu lassen, als irgend einen Preis zum voraus zu bestimmen. — Nun glaube ich also, daß die Schriftsteller, welche die Getreidepreise jener alten Zeiten gesammelt haben, oft den in Pachtcontracten bestimmten Geldpreis der Naturallieferungen für den wirklichen Marktpreis angesehen haben. Fleetwood gesteht aufrichtig, diesen Fehler begangen zu haben. Aber er thut dieses Geständniß nicht eher, als nachdem er schon funfzehnmal diesen Berwechslungspreis (*Conversionsprice*), wie ihn die Schottländer nennen, anstatt des Marktpreises abgeschrieben hatte. Er ist acht Schillinge für den Quarter Weizen; aber diese Summe, die im Jahr 1423, mit welchem er anfängt, sechzehn Schillinge unsers jetzigen Geldes enthielt, war im Jahr 1562, mit dem er schließt, nicht mehr werth, als acht unsrer jetzigen Schillinge.

Die zweite Irrung rührt aus der nachlässigen Art her, mit welcher die alten Statuten über Taxen von Lebensmitteln, theils von den Abschreibern copirt, theils von den Gesetzgebern verfaßt worden sind.

Zuvörderst scheinen bei den alten Brot- und Bier-taxen immer die niedrigsten Weizen- und Gerstenpreise zum Grunde gelegt, und nach diesen die übrigen stufenweise höhern berechnet worden zu seyn. Die Abschreiber solcher

solcher Taxverordnungen hielten es für hinlänglich, wenn sie nur die zwei oder drei ersten Preisbestimmungen auf der Liste abschrieben, weil dieß zureichte, die Regel setzen zu lassen, nach welcher die höhern Preise zu berechnen wären.

So waren, zum Beispiel, in der Brot- und Bier-taxe vom ein und funfzigsten Jahre Heinrichs des dritten, die Preise des Brotes, wie sie nach Maßgabe, als der Quarter Weizen von einem Schillinge bis zu zwanzigen heraufsteigt, stufenweise wachsen müssen, namentlich angegeben. In allen Ausgaben der Parlamentsacten aber, die vor der Ausgabe des Herrn Ruffhead erschienen sind, war diese Verordnung nicht weiter, als bis zu dem Preise von zwölf Schillingen, abgeschrieben worden. Hieraus schlossen mehrere Schriftsteller irrig, daß die Mittelzahl zwischen einem und zwölf Schillingen, folglich sechs Schillinge, welche nach jetzigem Gelde achtzehn ausmachen, auch der Mittelpreis des Quarters Weizen zu damaliger Zeit gewesen sey.

In andern Fällen war es die nachlässige Abfassung der Taxordnungen selbst, welche den Irrthum veranlaßte. So wurden in einer, fast zu derselben Zeit erschienenen Acte, *) die Bierpreise festgesetzt, wie sie, wenn der Quarter Gerste von zwei bis zu vier Schillingen theurer würde, um einen halben Schilling steigen sollten. Damit wollte man nicht sagen, daß vier Schillinge das höchste sey, zu welchem der Preis des Quarters Gerste in der damaligen Zeit zu steigen pflege. Man wollte nur in einigen Beispielen das Verhältniß angeben, nach welchem man alle andern berechnen könnte. Dieses zeigen auch die letzten Worte des Statuts: *et sic deinceps cresce-*

*) Statute of Tumbrel and Pillory.

erescetur vel diminuetur per sex denarios, ganz deutlich an.

Weil Herr Ruddiman*) in einem alten Manuscript eines schottischen Gesetzbuchs eine Taxordnung fand, worin der Brotpreis nach allen verschiednen Weizenpreisen, von dem Preise von zehn Pfennigen an, bis zu dem von drei Schillingen, für ein schottländisches Maß, Doll genannt, bestimmt wird, (welche drei schottländische Schillinge, zur Zeit der Acte, neun jetzigen englischen gleich kommen): so schloß er, daß drei Schillinge der höchste Preis gewesen sey, zu welchem damals Weizen verkauft wurde. Aber beim Nachschlagen des Manuscripts findet man, daß jene Preise nur als Beispiele des Verhältnisses, nach welchem in allen nicht erwähnten Fällen der Preis des Brots aus dem Preise des Getreides berechnet werden sollte, angegeben werden.

Ein dritter Irrthum scheint durch die sehr niedrigen Preise veranlaßt worden zu seyn, um welche zuweilen, in damaligen Zeiten, das Getreide verkauft wurde. Die Schriftsteller glaubten, daß, um so viel der niedrigste Preis jener Zeiten niedriger war, als der niedrigste zu den unsrigen ist, um eben so viel auch der damalige Mittelpreis niedriger, als der gegenwärtige Mittelpreis angenommen werden müsse. Und doch hätten sie in den Denkmählern jener Zeiten finden können, daß ihr höchster Preis gerade um so viel höher war, als unser höchster, um so viel ihr niedrigster Preis niedriger ist, als unser niedrigster. So giebt Fleetwood für das Jahr 1270 zwei Preise des Weizens an; den einen zu vier Pfunden, zehn Schillingen den Quarter, —
gleich

*) S. Ruddimans Vorrede zu Andersons *Diplomatibus Scotiae*.

gleich vierzehn Pfunden, acht Schillingen unsers jetzigen Geldes; — den andern zu sechs Pfunden, acht Schillingen den Quarter, — gleich neunzehn Pfunden, vier Schillingen des jetzigen Geldes. Keiner der Preise vom Ende des funfzehnten und vom Anfange des sechzehnten Jahrhunderts kömmt diesen ausschweifenden Preisen auch nur nahe. Der Getreidepreis ist freilich immer Abwechselungen unterworfen, aber nie größern, als in Zeiten bürgerlicher Unruhen und einer unbefestigten Regierung: weil der dadurch gestörte Verkehr der Provinzen unter einander den Ueberfluß der einen hindert, dem Mangel der andern zu Hülfe zu kommen. Ein solcher Zustand war der von England unter der Regierung der Plantageneten, die von der Mitte des zwölften, bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, das Land beherrschten. Während dieses Zeitraums konnte in dem einen Bezirke Ueberfluß seyn, indeß ein andrer wenig entfernter, dessen Ernten entweder durch Zufälle der Witterung, oder durch Einfälle benachbarter Baronen zu Grunde gerichtet waren, alle Schrecknisse einer Hungersnoth erfuhr. Denn, wenn die Ländereien eines feindlich gesinnten Lords zwischen beiden lagen: so war der eine dieser Bezirke nicht im Stande, dem andern auf irgend eine Weise beizuspringen. Diese Uebel minderten sich unter der Regierung der Tudors, die durch den letzten Theil des funfzehnten und das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch das Zepter mit so vielem Nachdruck führten, daß kein Vasall mächtig genug war, die öffentliche Sicherheit zu stören.

Der Leser wird, am Ende dieses Kapitels, alle von Fleetwood gesammelte Weizenpreise vom Jahre 1202 an, bis zum Jahre 1597, beide Jahre eingeschlossen, auf unser gegenwärtiges Geld reducirt, und nach der Zeitfolge, immer in Abtheilungen von zwölf zu zwölf Jahren geordnet finden. Am Ende jeder Abtheilung habe ich

ich den Mittelpreis angegeben, welcher den Durchschnitt der Preise, von allen zwölf darin enthaltenen Jahren, ausmacht. In dem gedachten langen Zeitraume, hat Fleetwood von nicht mehr, als achtzig Jahren die Preise auffinden können, so daß zwischen den letzten zwölf Jahren, vier Jahre fehlen. Ich habe deswegen die Preise der Jahre 1598, 99, 1600, 1601 aus den Rechnungen des Collegiums zu Eaton hinzugefügt. Dieß ist der einzige Zusatz von meiner Hand. Der Leser wird sehen, daß vom Anfange des dreizehnten Jahrhunderts an, bis nach der Mitte des sechzehnten, der Mittelpreis jeder zwölf Jahre immer geringer und geringer wird; — daß er aber, gegen das Ende des letztern Jahrhunderts, wieder anfängt zu steigen. In der That mögen die Preise, welche Fleetwood zu sammeln Gelegenheit gehabt hat, gerade die gewesen seyn, welche als vorzüglich hoch oder vorzüglich niedrig, der Bemerkung und des Aufbehaltens werth geschienen haben. Ich verlange auch nicht, irgend einen sehr sichern Schluß aus ihnen zu ziehen. Indes, insofern sich irgend etwas aus ihnen schließen läßt, so ist es etwas meiner Theorie günstiges. Fleetwood selbst scheint, mit den meisten andern Schriftstellern, die Meinung gehabt zu haben, daß während dieses ganzen Zeitraums sich der Werth des Silbers, durch die angewachsene Quantität desselben, vermindert habe. Und doch bestätigen die von ihm selbst gesammelten Preise diese Meinung gar nicht. Sie stimmen hingegen genau mit der Meinung des Herrn Dupre de St. Maur und mit der meinigen überein. Gewiß sind Dupre und Fleetwood die beiden Männer, die mit der meisten Sorgfalt und Treue die Preise der Dinge aus alten Zeiten gesammelt haben. Es ist in der That sonderbar, daß, obgleich sie in ihren Meinungen so weit von einander abgehen, doch die von ihnen angeführten Thatfachen so genau mit einander übereinstimmen.

Indes

Indeß ist es nicht sowohl aus den niedrigen Getreidepreisen, als aus den niedrigen Preisen einiger andern rohen Erdproducte, daß die scharfsinnigsten Schriftsteller über diese Materien, den großen Werth des Silbers, in jenen Zeiten gefolgert haben. Getreide, sagt man, ist als eine Art von künstlich verarbeiteter Waare anzusehen; und es war daher natürlicher Weise, in jenem Zeitalter einer noch unvollkommenen Cultur, theurer, als die bloß von der Natur hervorgebrachten Waaren, dergleichen Vieh, Geflügel und Wildpret sind. Dieß lehrt, daß die genannten Artikel, in Ländern und Zeiten, wo Armuth und Barbarei herrschten, merklich wohlfeiler waren, als Getreide, hat seine unstreitige Richtigkeit. Aber diese Wohlfeilheit war nicht eine Folge von dem hohen Werthe des Geldes, sondern die Folge von dem geringen Werthe dieser Waaren selbst. Sie rührte nicht daher, weil eine bestimmte Quantität Silber damals eine größere Quantität von Arbeit oder Waaren vorstellte, als in Zeiten des Reichthums und blühender Cultur; sondern weil eine bestimmte Quantität jener Waaren, einer geringern Quantität Arbeit oder Waaren gleich gehalten wurde. Ohne Zweifel muß Silber in Südamerika wohlfeiler, als in Europa sehn; wohlfeiler in dem Lande, wo es producirt, als in dem, wohin es versahren wird, und wo die Kosten einer langen See- oder Landfracht, verbunden mit den Kosten einer Assurance, den Preis desselben erhöhen. Und dennoch war, noch vor wenigen Jahren, nach den Berichten des Ulloa, zu Buenos Ayres, ein aus einer Heerde von drei bis vierhundert Stücken ausgelesener Dohse für ein und zwanzig und einen halben Pfennig Sterling zu haben. Sechzehn Schillinge waren, wie uns Herr Byron erzählt, zu seiner Zeit, der Preis eines recht guten Pferdes in der Hauptstadt von Chili. In einem von Natur fruchtbaren, aber noch wenig angebauten

bauesten Lande, kann Vieh, Geflügel und Wildpret durch ein sehr geringes Maß von Arbeit erhalten werden: es ist also auch nur eine sehr geringe Quantität von Arbeit dadurch zu erkaufen. Nicht, weil das Silber sehr hoch geschätzt wird, sondern weil jene Artikel selbst noch wenig geschätzt werden, ist ihr Preis, in Gelde bestimmt, so niedrig.

Man vergesse ja nicht, daß das wahre Maß des Werthes von allen Waaren, und also auch vom Silber, die Arbeit ist, — zuerst die, welche man darauf wenden muß, welche man dadurch erkaufen kann.

In Ländern, die wenig bevölkert und theilweise ganz unbewohnt sind, gehören Vieh, Geflügel und Wildpret unter die freiwilligen Geschenke der Natur, und sind in weit größerer Menge vorhanden, als es für die Bedürfnisse der Einwohner nöthig wäre. So wie sie also wenig oder keine Arbeit erfordern: so gelten sie auch, im Tausche, weniger oder keiner Arbeit gleich. Da ihr Vorrath größer ist, als die Nachfrage: so ist der Markt mit ihnen gleichsam übersüßig. Kein Wunder also, daß auf den verschiedenen Stufen der Cultur diese Artikel einen sehr ungleichen Werth haben, oder das Aequivalent von sehr verschiedenen Quantitäten Arbeit sind.

Getreide hingegen ist in jedem Zustande der bürgerlichen Gesellschaft, auf jeder Stufe der Cultur, immer ein Product des menschlichen Fleißes. Von den Producten des Fleißes richtet sich die Quantität nach der Größe des Verbrauchs; es wird mehr oder weniger davon hervorgebracht, nachdem mehr oder weniger davon begehrt wird. — Dazu kommt, daß auch unter allen Verschiedenheiten der bürgerlichen Verfassung und der Cultur, die Hervorbringung gleicher Quantitäten Getreides, in demselben Boden und Klima, im Durchschnitte gleiche Quantitäten von Arbeit erfordert, oder welches
einer

einerlei ist, ungefähr gleiche Kosten macht. Werden auch mit dem Fortgange der Landwirthschaft die hervorbringenden Kräfte der Arbeit vermehrt: so steigt auch mit demselben zugleich der Preis des Viehes, welches unter die vornehmsten Werkzeuge des Ackerbaues gehört. Aus allen diesen Gründen können wir schließen, daß von keinem rohen Erdproducte, in allen Zuständen der Gesellschaft, auf allen Stufen der Cultur, das Verhältniß gegen Arbeit so unverändert bleibt, — von keinem die Quantitäten, welche ein gewisses Maß von Arbeit repräsentiren, oder dasselbe bezahlen können, zu verschiedenen Zeiten, so gleich sind, als vom Getreide. Daher ist, wie ich schon bemerkt habe, Getreide das Maß, wornach man, auf allen Stufen der Cultur und des Reichthums eines Landes, den Werth der übrigen Waaren am sichersten schätzen kann.

Ein neuer Umstand tritt hinzu, der, daß Getreide oder dasjenige Pflanzenproduct, welches die gewöhnlichste und beliebteste Nahrung für den gemeinen Mann überhaupt ist, auch insbesondere dem Arbeiter, der es hervorbringen hilft, zum vornehmsten Unterhaltsmittel dient. Sobald der Ackerbau in einem Lande sich sehr verbreitet hat: so bringt dasselbe weit mehr Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche, als aus dem Thierreiche hervor; und der arbeitende Theil der Menschen lebt größtentheils von dem Nahrungsmittel, welches in größter Menge vorhanden, und daher das wohlfeilste ist. Fleisch macht einen unbedeutenden Theil seiner Nahrung aus, wenn man einige wenige, sehr schnell aufblühende Länder, in welchen der Arbeitslohn ungewöhnlich hoch ist, ausnimmt, — Federvieh einen noch kleinern, und Wildpret gehört gar nicht dazu. In Frankreich, und selbst in Schottland, obgleich hier die Arbeit etwas besser, als in Frankreich bezahlt wird, ist der gemeine Arbeitsmann nur an Festtagen und bei außerordentlichen Gele-

Gelegenheiten Fleisch. — Daher kommt es denn, daß der Geldpreis der Arbeit weit mehr von dem mittlern Geldpreise des Getreides, des gewöhnlichen Nahrungsmittels des Arbeiters — als von dem Preise des Fleisches, oder irgend eines andern rohen Erzeugnisses abhängt. Und so wird denn auch der wahre Werth von Gold und Silber weit besser durch die Quantität Getreide, welches dafür eingetauscht werden kann, als durch die, von jedem andern dafür käuflichen rohen Erzeugnisse bestimmt.

So leichte Beobachtungen über die Getreide- und Waarenpreise wurden, bei dem allen, nicht so viele Schriftsteller irre geführt haben, wenn nicht schon zuvor der Grundsatz bei ihnen festgestanden hätte, daß, so wie in jedem Lande mit dem Reichthume sich der Silbervorrath vermehrt, so, mit Vermehrung des Silbervorraths, sich der Silberwerth verminderte: — ein Grundsatz, der, so allgemein er angenommen wird, doch unrichtig ist.

In jedem Lande kann die Quantität des vorhandenen Silbers aus einer zwiefachen Ursache wachsen: entweder durch die vermehrte Ausbeute der ihm das Silber liefernden Bergwerke; oder durch den vermehrten Reichthum seiner Einwohner, das heißt, durch die Vermehrung des Products seiner jährlichen Arbeit. Die erste dieser Ursachen hat ohne Zweifel die Verminderung des Werths jener edlen Metalle zur nothwendigen Folge; die zweite aber auf keine Weise.

Wenn reichere Bergwerke, als die bisher bearbeiteten, entdeckt werden, und daher eine größere Quantität von Gold und Silber auf den Markt gebracht wird, indeß die Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, gegen welche sie umgetauscht werden soll, an Zahl und Werthe dieselben geblieben sind: so muß, bei diesem Umtausche, eine größere Quantität jener Metalle auf
eine

eine geringere dieser Waaren kommen. Der Werth von jenen muß also, im Verhältnisse gegen diese, nothwendig vermindert werden.

Wenn hingegen der wirkliche Reichthum eines Landes wächst; wenn die Arbeit seiner Einwohner von Jahr zu Jahr immer eine größere und größere Anzahl nützlicher Erzeugnisse liefert; so ist erstlich eine größere Quantität Geldes nöthig, um diese größere Quantität Waaren in Umlauf zu bringen; und es sind zweitens der Leute mehrere, die Gold und Silber auch zum Schmucke, als Tafel- und Theegeschirre, oder unter andern Gestalten zu kaufen Lust haben. Es wird sich also in diesem Lande, die Quantität des Geldes, um des wirklich größer gewordenen Bedürfnisses willen, — die Quantität des silbernen Geräths aber, wegen der mit dem Reichthume zugleich wachsenden Eitelkeit vermehren, — eben der Eitelkeit wegen, welche in diesem Lande auch die Anzahl der Mahlereien, Bildsäulen und aller andern Gegenstände der Sinnlichkeit, oder der Liebhaberei vervielfältigt. So wie nun Mahler und Bildhauer in Zeiten, wo eine Nation reich und blühend ist, gewiß nicht schlechter bezahlt werden, als in denen, wo sie arm, oder im Verfall ist: so wird höchst wahrscheinlich auch für Gold und Silber in jenen mehr, als in diesen gegeben.

Der Preis der edlen Metalle steigt natürlicher Weise mit dem Reichthume jedes Landes, wosern nicht die zufällige Entdeckung reicherer Bergwerke diesen Preis niederhält. Er ist also auch, zu einer und derselben Zeit, in einem reichen Lande höher, als in einem armen. Gold und Silber suchen, wie alle andere Waaren, den Markt, wo sie am besten bezahlt werden. Nirgends aber werden sie besser bezahlt, als wo die meisten Leute sind, welche viel zu bezahlen vermögen. Man erinnere sich, daß Arbeit der Preis ist, welcher zuletzt für jede

Sache bezahlt wird; und daß der Geldpreis der Arbeit nichts anders ist, als der Preis von dem, was der Arbeiter zu seinem Unterhalte während der Arbeit braucht. Nun werden aber für Gold und Silber, in einem reichen Lande, mehr Unterhaltsmittel eingetauscht werden können, als in einem armen, — mehr in einem, das mit solchen Mitteln reichlich, als in einem, das damit kärglich versehen ist. Sind die beiden Länder weit von einander entfernt: so kann der Unterschied der Preise sehr hoch seyn, — weil, so natürlich sich auch die edlen Metalle von dem schlechtern Markte auf den bessern hinziehen, es doch zu schwer seyn kann, sie in hinlänglicher Menge dahin zu führen, um die Preise an beiden Orten in Gleichheit zu bringen. Liegen aber jene Länder nahe bei einander: so wird die Verschiedenheit unmerklich, weil bald der Ueberfluß des einen, dem andern, wo Mangel ist, zuströmt. China ist ein weit reicheres Land, als irgend ein europäisches; und so ist auch der Unterschied zwischen dem Preise der Lebensmittel in China und in Europa sehr groß. Reis ist durchgängig in China viel wohlfeiler, als Weizen irgendwo in Europa. England ist ein reicheres Land, als Schottland; aber der Unterschied zwischen den Getreidepreisen in beiden Ländern ist sehr geringe. Sieht man bloß auf das Maß: so scheint das schottische Getreide um ein gutes Theil wohlfeiler zu seyn; wenn man aber zugleich auf die Güte des Getreides Achtung giebt: so findet man das schottische etwas theurer. — Schottland empfängt jährlich große Quantitäten Getreide aus England. Jede Waare aber muß, an dem Orte, wohin sie geführt wird, wenigstens um etwas theurer seyn, als an dem, von welchem sie gezogen wird; englisches Getreide muß demnach in Schottland um einen höhern Preis verkauft werden, als es in England kostet. Und doch kann dieser Preis, wenn man die Güte jenes Getreides, oder die Quantität des Mehls

Mehls, welches es giebt, mit in Rechnung bringt, nicht höher seyn, als der vom schottischen Getreide, welches ja neben jenem auf dem Markte verkauft wird.

Der Unterschied zwischen den europäischen und chinesischen Geldpreisen der Arbeit ist noch größer, als der zwischen ihren Geldpreisen der Lebensmittel. Die Ursache ist: weil auch der reelle Preis der Arbeit in Europa höher ist, als in China, indem die meisten Länder des ersten in einem steigenden Wohlstande sind, da hingegen Cultur und Reichthum des andern stille zu stehen scheinen. Arbeit wird in Schottland mit weniger Geld, als in England bezahlt, weil sie dort in der That weniger geschätzt und weniger gesucht wird; wovon hinwiederum die Ursache ist, daß Schottland langsamer, als England, in seiner Wohlhabenheit fortschreitet. Die Menge der aus Schottland nach England, und die Seltenheit der aus England nach Schottland wandernden Menschen, beweiset hinlänglich, daß die Nachfrage nach Arbeit in beiden Ländern sehr verschieden seyn muß. Der Leser wird sich unsers obigen Grundsatzes erinnern, daß nicht der wirklich erlangte Reichthum eines Landes, sondern die Schnelligkeit oder Langsamkeit seines Fortganges zu Reichthümern bestimmt, wie hoch in ihm die Arbeit geschätzt, und wie reichlich sie belohnt werden solle.

Gold und Silber sind, aus eben so natürlichen Ursachen, bei armen Nationen von geringem Werthe, aus welchen sie bei reichen Nationen in hohem Werthe sind. Unter Wilden, den ärmsten aller Nationen, werden sie fast gar nicht geachtet.

In großen Städten ist Getreide immer etwas theurer, als in entlegenen Landgegenden. Die Ursache davon ist nicht, daß das Silber in den Hauptstädten wohlfeiler, sondern, daß das Getreide hier wirklich theurer ist. Silber nach einer Hauptstadt, oder nach einer ent-

legenem Landstadt zu führen, erfordert gleiche Kosten: aber Getreide wird mit größern Kosten der Hauptstadt, als dem Landstädtchen zugeführt.

Dieselbe Ursache, welche das Getreide in den Hauptstädten theuer macht, macht es auch in einigen sehr reichen Handelsstaaten theuer. Sie bringen nehmlich das ihren Einwohnern nothwendige nicht selbst hervor. Sie sind an Handwerks, und Kunstfleiß reich; sie sind reich an Maschinen, durch welche sie die Arbeit abzukürzen vermögen; sie sind reich an Schiffen und an allen andern Werkzeugen und Hilfsmitteln der Versendungen: aber sie sind arm an Getreide; und dieses, da es ihnen aus fremden Ländern zugeführt werden muß, erhält durch die dazu geschlagenen Transportkosten einen höhern Preis. Es kostet nicht mehr, Silber nach Amsterdam, als nach Danzig zu bringen; aber die Zufuhr des Kornes kostet am ersten Orte mehr, als am andern. Man vermindere in Gedanken den Reichthum von Holland oder Genua, indeß man die Anzahl seiner Einwohner unverändert läßt; man vermindere das Vermögen von beiden, sich aus entfernten Ländern zu versorgen: und man wird einsehen, daß, obgleich alsdann ihr Silbersvorrath gewiß abnimmt, (es mag dieß Ursache oder Wirkung ihres Verfalls seyn) doch ihr Getreidepreis deßhalb gewiß nicht fallen, sondern selbst bis zu dem Preise einer Hungersnoth steigen wird. Sobald es uns an den Nothwendigkeiten des Lebens fehlt, müssen wir alles Ueberflüssige veräußern. Der Preis dieses letztern steigt in Zeiten des Wohlstandes, und fällt in Zeiten des Mangels. Gerade umgekehrt fällt der Preis des Nothwendigen in Zeiten des Wohlergehens und des Glücks, und steigt in Zeiten der Noth und der Verarmung. Jene sind immer zugleich Zeiten des Ueberflusses: und aus welcher andern Quelle könnte auch Reichthum entstehen? Man mache die Anwendung hiervon auf Silber

ber und Getreide: Silber gehört zu dem Ueberflüssigen; Getreide zu dem Nothwendigen im menschlichen Leben.

So groß also auch immer der Anwachs des Silber- und Goldvorraths in Europa oder Großbritannien, während des Zeitraums von der Mitte des vierzehnten, bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, gewesen seyn mag; — da dieser Zuwachs bloß von der Vermehrung der Nationalreichthümer, und von den Fortschritten der Cultur und des Fleisses herkam: so konnte er nichts dazu beitragen, den Werth des Silbers an jenen Orten zu vermindern. Wenn also die Sammler der alten Waarenpreise die Verminderung des Silberwerths in der gedachten Periode nicht durch die wirkliche Beobachtung der Thatfachen beweisen konnten: so hatten sie noch weit weniger Ursache, sie aus der angeblichen Zunahme des Reichthums und der Cultur zu schließen.

Zweite Periode.

So verschieden aber auch die Gelehrten über den steigenden Werth des Silbers, in der bisher betrachteten ersten Periode, denken mögen: so ist doch über die zweite, deren Untersuchung nun folgt, unter ihnen nur eine Stimme.

Vom Jahr 1570 bis um 1640, während ungefähr siebenzig Jahren, veränderte sich das Verhältniß zwischen dem Werthe des Silbers und dem Werthe des Getreides, auf eine ganz entgegengesetzte Weise. Silber sank in seinem wahren Werthe, oder wurde Aequivalent von einer geringern Quantität Arbeit, als zuvor; und Getreide stieg in seinem Nominalpreise: und, anstatt daß der Quarter desselben zuvor gewöhnlich für zwei Unzen Sil-

Silber, oder ungefähr zehn Schillinge unsers jetzigen Geldes verkauft worden war, wurde er nun um sechs bis acht Unzen Silber, das heißt, zwanzig bis vierzig Schillinge, jetzigen Geldes verkauft.

Von dieser Verminderung der Silberpreise gegen die Getreidepreise, scheint die Entdeckung der amerikanischen Bergwerke die einzige Ursache gewesen zu seyn. Dafür wird sie auch von jedermann erkannt; und hier ist weder über die Thatfachen, noch über die Ursachen derselben, der mindeste Streit. Während eben dieses Zeitraums wuchs in Europa Cultur und Bevölkerung; und die Nachfrage nach Silber mußte also stufenweise größer werden. Aber der Anwachs des Vorraths überstieg, wie es scheint, die Zunahme der Nachfrage so sehr, daß doch der Werth dieses Metalls beträchtlich heruntersank. Dieser Einfluß der amerikanischen Silberbergwerke, auf die Waarenpreise in England, äußerte sich aber nicht eher, als nach 1570, obgleich selbst die Bergwerke von Potosi zwanzig Jahre zuvor entdeckt worden waren.

Von 1595 bis 1620, beide Jahre eingeschlossen, war auf dem Windsorer Markte, (wie aus den Rechnungen des Eatonischen Gymnasiums erhellt,) der Preis von einem neun Bushel enthaltenden Quarter des besten Weizens zwei Pfund Sterling, ein Schilling, $6\frac{3}{4}$ Pfennig.

Wenn man von dieser Zahl die Brüche bei Seite setzt, und den neunten Theil abzieht: so kommt für den Quarter von acht Busheln der Preis von einem Pfunde Sterl. sechzehn Schill. $10\frac{3}{4}$ Pfennigen heraus. Wenn man hier abermals die Brüche vernachlässiget, und ein zweites Neuntel, in Rücksicht auf den Unterschied der Preise des besten und des schlechtesten Weizens abzieht: so bleibt für den Preis des Quarters Mittelweizens ein Pf. Sterling, zwei Schill. $8\frac{3}{4}$ Pfennige, oder ungefähr $6\frac{1}{2}$ Unzen Silber.

Von

Von 1621 bis 1636 findet sich im Durchschnitt der Preis des nehmlichen Maßes des besten Weizens, nach den oben gedachten Rechnungen, zwei Pfund und zehn Schillinge, woraus, wenn, wie oben, das erforderliche abgezogen wird, sich der Preis eines Quarters von acht Busheln Mittelweizen ergibt, zu einem Pfunde Sterl. neunzehn Schillingen und sechs Pfennigen, oder ungefähr $7\frac{2}{3}$ Unzen Silbers.

D r i t t e P e r i o d e .

Um 1636, oder zwischen 1630 und 1640, zeigt sich die Wirkung der entdeckten amerikanischen Silberminen, zu Verminderung des Silberwerths, in ihrer vollen Ausdehnung; und nie scheint der Werth dieses Metalls, gegen den Werth des Getreides, tiefer gesunken zu seyn, als er um diese Zeit stand. In dem jetzt laufenden Jahrhunderte scheint er sich wieder etwas erhoben zu haben; und vielleicht fing er schon am Ende des vorigen an zu steigen.

Von 1637 bis 1700, beide Jahre eingeschlossen, also in den vier und sechzig letztern des vorigen Jahrhunderts, war der Mittelpreis von einem Quarter des besten Weizens, der neun Bushel enthält, zwei Pf. eilf Schillinge $\frac{2}{3}$ Pfennig, also nur einen Schilling und $\frac{1}{3}$ Pf. St. mehr, als er in den sechzehn vorhergehenden Jahren gewesen war. Aber in diesem Zeitraume ereigneten sich auch zwei Begebenheiten, die einen weit größern Mangel an Getreide hervorbrachten, als der Einfluß der Witterung hätte veranlassen können; ein Mangel, welcher diese kleine Preiserhöhung hinlänglich erklärt, wenn man

man auch keine weitere Verminderung des Silberwerths annimmt.

Die erste dieser Begebenheiten war der bürgerliche Krieg, der, da er den Landbau störte, und den Handel unterbrach, den Getreidepreis weit über das natürliche, durch die Fruchtbarkeit der Jahre bestimmte Maß, in die Höhe getrieben haben muß. Diese Wirkung muß der bürgerliche Krieg, mehr oder weniger, in allen Märkten des Königreichs — aber nirgends in einem höhern Grade, als in und um London gethan haben, weil diese Stadt und ihre Nachbarschaft aus der größten Entfernung ihre Vorräthe zieht. Im Jahr 1648 galt der Quarter von acht Busheln des besten Weizens, auf dem Windsorer Markte, vier Pfund Sterling und fünf Schillinge, und im Jahre 1649 vier Pfund Sterling. Dieß übersteigt den Mittelpreis von den sechzehn, vor 1637 vorhergehenden Jahren, welcher zwei Pfund und zehn Schillinge war, um ein Pfund und funfzehn Schillinge; welcher Ueberschuß, wenn er unter die vier und sechzig letztern Jahre des vergangenen Jahrhunderts vertheilt wird, allein schon erklären kann, warum im Durchschnitt derselben, der Preis des Getreides etwas erhöht erscheint. Und doch sind jene beiden Jahre gewiß nicht die einzigen, in welchen die Preise durch den bürgerlichen Krieg erhöht worden sind, ob sie gleich diejenigen waren, in welchen sie am höchsten standen.

Die zweite der gedachten Begebenheiten war die, im Jahr 1688, für das Getreide bewilligte Ausfuhrprämie. Zwar sind viele Leute der Meinung, daß diese Prämie, vermittelt der Beförderung des Ackerbaues, nach einer Reihe von Jahren, einen größern Ueberfluß, und also eine größere Wohlfeilheit des Getreides auf den einheimischen Märkten könne hervorgebracht haben, als sonst würde statt gefunden haben. Ob, und in welchem Grade die Prämie diese Wirkung, in irgend einem Zeitraume, wirklich

wirklich gethan habe, werde ich in der Folge untersuchen; aber so viel ist wenigstens gewiß, daß in dem Zeitraume zwischen 1688 und 1700 sie noch nicht Zeit gehabt hatte, sie hervorzubringen. In dieser ersten Periode muß sie nothwendig, indem sie die Ausfuhr des jährlichen Ueberschusses befördert, und also den Ersatz des in dem einen Jahre mangelnden Getreides, durch den Ueberfluß des andern, verhindert hat, die Preise auf den einheimischen Märkten in die Höhe getrieben haben. Der Mangel, den England in den Jahren 1693 bis 1699, beide eingeschlossen, litt, ob er gleich hauptsächlich von nachtheiliger Bitterung herrührte, und sich deswegen über einen großen Theil von Europa erstreckte, muß doch, durch jene Ausfuhrprämie, um etwas vergrößert worden seyn. Daher wurde auch im Jahre 1699 die weitere Ausfuhr von Getreide auf neun Monate verbothen.

Ein dritter Vorfall ereignete sich in derselben Periode, der zwar weder einen Mangel am Getreide, noch eine Vermehrung der dafür wirklich bezahlten Quantität Silbers veranlassen, aber doch Ursache seyn konnte, daß diese Quantität, als benanntes Geld, eine größere Summe ausmachte. Dieser Umstand war die sehr schlechte Beschaffenheit der Münzsorten, durch die Abnutzung und durch das Beschneiden derselben.

Dieses Uebel hatte mit der Regierung Karls des zweiten angefangen, und war bis zum Jahre 1695 immer höher gestiegen, zu welcher Zeit, wie uns Lowndes berichtet, die gangbare Silbermünze fast um fünf und zwanzig vom Hundert schlechter war, als sie nach dem gesetzmäßigen Münzfuße seyn sollte. Nun benennt man aber, in den Marktpreisen der Dinge, nicht die Quantität Silber, welche gesetzmäßig, in so und so viel Stücken eines gewissen Namens enthalten seyn sollte, sondern die Zahl dieser Stücke. Es ist also natürlich, daß diese Zahl größer ist,

ist, und der dadurch ausgedrückte Preis höher scheint, wenn das Geld abgenutzt und beschnitten ist, als wenn es seinen vollen Gehalt hat, oder demselben nahe kömmt.

In dem Laufe des jetzigen Jahrhunderts, ist das Silbergeld vielleicht niemals so tief unter seinem gesetzmäßigen Gewichte, als gegenwärtig (im Jahr 1772) gewesen. Aber so schlecht es ist: so ist es durch den Werth des Goldes aufrecht erhalten worden, gegen welches es immer *al pari* hat ausgewechselt werden können. Im Jahr 1695 hingegen ward das Silbergeld nicht durch die Goldmünze gehoben; indem damals für eine Guinee dreißig solcher abgenutzten oder beschnittenen Schillingsstücke gegeben werden mußten. Vor der letzten Umprägung des Goldes war der Preis von Silberbarren selten höher, als fünf Schillinge und sieben Pfen. St. für die Unze, welches nur fünf Pfennige über den Münzpreis ist. Im Jahr 1695 hingegen galt die Unze Silber in Barren sechs Schill. und fünf Pfennige *), welches funfzehn Pfennige mehr ist, als der Münzpreis. Also war, selbst vor der letzten Umprägung der Goldmünzen, das englische Gold überhaupt, Gold und Silber zusammen, mit Barrensilber verglichen, nach der öffentlichen Meinung, nicht mehr als acht vom Hundert unter seinem gesetzmäßigen Werthe; im Jahre 1695 wurde es hingegen für fünf und zwanzig vom Hundert schlechter gehalten. Doch im Anfange dieses Jahrhunderts, das heißt, unmittelbar nach der großen, vom Könige Wilhelm vorgenommenen, Umprägung des Geldes, muß die gangbare Silbermünze ihrem gesetzmäßigen Gehalte noch näher gewesen seyn, als jetzt. Dessenfalle, von der Art, wie der bürgerliche Krieg war, welche den Ackerbau hätten in Verfall bringen, oder

den

*) Lowndes's Essay on the Silver-Coin, p. 68.

den innern Handel des Landes unterbrechen können, hat es in diesem Jahrhunderte nicht gegeben. Und die Ausfuhrprämie endlich, welche fast ununterbrochen in diesem Jahrhunderte statt gefunden hat, hat volle Zeit gehabt die von ihr erwarteten günstigen Wirkungen zu Ermunterung des Ackerbaues zu äußern, — und mag in der That, (der von mir in der Folge zu entwickelnden Theorie gemäß) mittelbar etwas zur Minderung der Getreidepreise beigetragen haben, indeß sie auf der andern Seite diese Preise unmittelbar erhöhte. Und dem zu Folge finden wir auch, daß in den ersten vier und sechzig Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts, der neun Bushel enthaltende Quarter vom besten Weizen, auf dem Windsorer Markte, im Durchschnitte zwei Pfund Sterl., 0 Schilling, $6\frac{1}{2}$ Pfennige gegolten habe, welches ein, um zehn und einen halben Schilling geringerer, — also um mehr, als fünf und zwanzig vom Hundert, wohlfeilerer Preis ist, als der von den vier und sechzig letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, — und ein, um neun Schillinge und sechs Pfennige geringerer Preis, als der von den sechzehn Jahren vor 1636, zu welcher Zeit die Entdeckung der reichen amerikanischen Silberminen vermuthlich schon ihre volle Wirkung gethan hatte; — und endlich ein, um einen Schilling wohlfeilerer Preis, als der in den sechs und zwanzig Jahren vor 1620, einer Zeit, da jene Wirkung sich gewiß noch nicht völlig geäußert hatte. — Nach dieser Rechnung ergiebt sich nun, für diese vier und sechzig ersten Jahre des gegenwärtigen Jahrhunderts, ein Mittelpreis des Weizens von mittlerer Güte, — von zwei und dreißig Schillingen, für den Quarter von acht Busheln.

Es scheint also, während des jetzigen Jahrhunderts, der Silberpreis gegen die Getreidepreise etwas gestiegen zu seyn; und vielleicht mag dieses Steigen schon am Ende des vergangenen Jahrhunderts angefangen haben.

Im

Im Jahr 1687 war der Weizen im niedrigsten Preise, den er je seit 1595 gehabt hatte. Es galt auf dem Windsorer Markt, der neun Bushel enthaltende Quarter des besten Weizens, ein Pfund Sterling, fünf Schilling, zwei Pfennige.

Im Jahr 1688 setzte Gregorius King, (ein Mann, der wegen seiner Einsichten in diesen Fächern berühmt war) den Mittelpreis des Weizens, in Jahren mittelmäßiger Fruchtbarkeit, für den Erbauer, auf drei Schillinge und sechs Pfennige für den Bushel, und also acht und zwanzig Schillinge für den Quarter. Dieser (Grosvers-) Preis ist, wenn ich ihn recht verstehe, das, was andre den Contractenpreis nennen, das heißt, einen Preis, um welchen ein Landwirth sich anheischig macht, mehrere Jahre hinter einander eine gewisse Quantität Getreide dem Getreidehändler zu liefern. Da ein Contract dieser Art dem Landwirth die Mühe und Kosten erspart, sein Erzeugniß auf den Markt zu führen: so wird in demselben der Preis gemeiniglich etwas niedriger, als der Marktpreis ist, bestimmt. Acht und zwanzig Schillinge für den Quarter, hat also King damals für den gewöhnlichen Contractenpreis, in mittelmäßig fruchtbaren Jahren, gehalten. Und in der That findet man auch vor der neulichen Theurung, die durch einige ungewöhnlich schlechte Ernten veranlaßt wurde, diesen Preis in den meisten solcher Contracte angegeben.

Im Jahre 1688 war es, daß das Parlament die Prämie auf die Ausfuhr des Getreides festsetzte. Die Landedelleute und Gutsbesitzer, die damals einen weit größern Theil der gesetzgebenden Versammlung, als jetzt, ausmachten, wurden gewahr, daß die Getreidepreise im Fallen begriffen wären. Sie sahen die Prämie für ein gutes Mittel an, sie durch Kunst wieder zu der Höhe hinaufzutreiben, in welcher sie zu Karls des ersten und des zweiten Zeiten oft gestanden hatten. Die Prämie sollte

sollte deshalb nur so lange statt haben, bis der Quarter Weizen auf acht und vierzig Schillinge im Preise stiege, das heißt, zwanzig Schillinge, oder $\frac{1}{2}$ höher, als nach Rings Angabe, der Growerspreis in mittelmäßig fruchtbaren Jahren gewesen war. Wenn die Berechnungen dieses Schriftstellers nur einigermaßen den Ruhm von Wahrheit und Genauigkeit verdienen, in welchem sie allgemein stehen: so muß der Preis von vier und zwanzig Schillingen für den Quarter Weizen damals ein so hoher Preis gewesen seyn, daß ohne ein solches künstliches Hülfsmittel, dergleichen die Ausfuhrprämie war, er sich nur in außerordentlichen Mißjahren erwarten ließ. Die Cache verhielt sich aber so. König Wilhelms Regierung war noch nicht völlig befestiget. Er konnte den Gutsbesitzern, von denen er eben damals die Bewilligung einer fixen Landsteuer erwartete, unmöglich etwas, worauf sie bestanden, abschlagen.

Der Silberwerth scheint also, gegen den Werth des Getreides, schon vor dem Anfange gegenwärtigen Jahrhunderts, etwas gekiegen zu seyn, — und während desselben fortdauernd zugenommen zu haben: obgleich die Ausfuhrprämie hindern mußte, daß dieses Steigen nicht so weit ging, als es sonst, bei dem wirklichen Zustande des Ackerbaues, zu erwarten gewesen wäre.

Von Jahren großer Fruchtbarkeit ist es klar und unstreitig, daß die Prämie, indem sie eine sonst nicht statt findende Ausfuhr des Getreides verursacht, dessen Preis über das den Umständen angemessene Maß erhöhte. Und eben dieß war der laut angekündigte Endzweck jener Einrichtung, daß die Getreidepreise auch in fruchtbaren Jahren bei einer Höhe erhalten werden sollten, die vom Ackerbaue nicht abschrecken dürfte.

In theuren Jahren wird zwar die Prämie gemeiniglich aufgehoben. Indes äußert sie ihre Wirkung gewiß auch auf die Preise von diesen. Da sie in den reichen

chen und fruchtbaren Jahren eine Ausfuhr veranlaßt, die ohne sie unmöglich seyn würde: so verhindert sie, daß der Ueberfluß des einen Jahres nicht in dem Grade, als ehemals, den Mangel des andern ersetzt.

Wenn also in den vier und sechzig ersten Jahren unsers Jahrhunderts die Getreidepreise etwas niedriger gewesen sind, als in den vier und sechzig letzten Jahren des vergangenen: so würden sie, bei gleichem Flor des Ackerbaues, noch tiefer unter diese herabgesunken seyn, wenn nicht die Ausfuhrprämie entgegen gewirkt hätte.

„Über, wird man sagen, eben dieser Flor des Ackerbaues ist eine Folge der Ausfuhrprämie gewesen.“ — In wiefern die Prämie wirklich jenen Flor befördert hat, werde ich in der Folge untersuchen. Jetzt merke ich bloß an, daß nicht England das einzige Land ist, in welchem der Preis des Silbers, gegen die Preise des Getreides, in den benannten Perioden, zugenommen hat. Auch in Frankreich ist er, zu derselben Zeit, und fast in gleichem Verhältnisse, gestiegen, wie uns die sorgfältigen und treuen Sammler der französischen Kornpreise, Herr Dupre de St. Maur, Herr Messance, und der Autor des Versuchs über die Getreidepolizey belehren. Und doch war in Frankreich, bis zum Jahre 1764, die Getreideausfuhr verbothen. Es ist schwer zu glauben, daß fast eben die Verminderung der Getreidepreise, welche in einem Lande, ungeachtet des Verboths der Ausfuhr, statt fand, in einem andern, durch die außerordentliche Ermunterung der Ausfuhr, Tolle verursacht worden seyn.

Wahrscheinlich ist es also richtiger, die in den Mittelpreisen des Getreides vorgegangene Veränderung davon herzuleiten, daß der Silberwerth auf dem europäischen Markte vielleicht um einige Stufen gestiegen ist, als davon, daß der Getreidepreis in seinem reellen Werth gefallen ist. Getreide ist, wie ich schon bemerkt habe,
wenn

wenn man entfernte Zeitalter vergleichen will, ein richtigerer Maßstab des Werths, als Silber, oder irgend eine andre Waare. Als, nach der Entdeckung der reichen amerikanischen Bergwerke, das Getreide in Europa auf das drei- oder vierfache seines vorigen Preises stieg: so wurde dieses Steigen von jedermann, nicht dem vermehrten Werthe des Getreides, sondern dem verminderten Werthe des Silbers zugeschrieben. Wenn daher in den vier und sechzig ersten Jahren dieses Jahrhunderts der Getreidepreis im Durchschnitte niedriger gewesen ist, als während des größten Theils des letzten Jahrhunderts: so sollten wir es auf gleiche Weise nicht einem wirklichen Fallen in dem Werthe des Getreides, sondern einer vorgegangenen Steigerung des wahren Silberwerthes zuschreiben.

Der hohe Getreidepreis in den vergangenen zehn oder zwölf Jahren, (zwischen 1760 und 1772) hat in der That den Verdacht erregt, das Silber sey auf den europäischen Märkten noch immer im Fallen. Aber augenscheinlich war er die Folge schlechter Ernten, und muß also als ein vorübergehender Zufall, nicht als ein bleibender Zustand angesehen werden. Die Witterung ist im größten Theile von Europa, diese zehn Jahre hindurch, den Feldfrüchten ungünstig gewesen; und die Zerrüttung von Polen, dem Lande, aus welchem sich sonst alle jene Länder mit Getreide zu versorgen pflegen, hat diesen Mangel noch vermehrt. So eine lange Reihe unfruchtbarer Jahre ist zwar nicht eine gewöhnliche, aber doch keine in ihrer Art einzige Erscheinung. Jeder, der die Fruchtpreise voriger Zeiten durchzugehen sich die Mühe nimmt, wird ähnliche Beispiele genug finden. Uebrigens sind zehn hinter einander folgende ausnehmend unfruchtbare Jahre nicht befremdender, als zehn dergleichen außerordentlich fruchtbare. Die niedrigen Preise, die zwischen 1741 und 1750 herrschten, können gar wohl
den

den hohen Preisen in den letzten zehn oder zwölf Jahren entgegengesetzt werden. Von 1741 bis 1750 galt auf dem Marke zu Windsor, wie sich aus den Rechnungen der Schule zu Eaton ergibt, der Quarter des besten Weizens, (den Quarter zu neun Bushels gerechnet) ein Pf. Sterl. dreyzehn Schill., 9 $\frac{1}{2}$ Pfen., welches beinahe um sechs Schill. und drei Pfennige weniger ist, als was er, im Durchschnitte, in den letzten sechzig Jahren des vorigen Jahrhunderts gegolten hat. Der Mittelpreis eines Quarters von acht Busheln Mittelweizens fand, nach dieser Rechnung, während gedachter zehn Jahre, auf ein Pfund Sterling, sechs Schillinge, acht Pfennige.

Und doch that, zwischen 1741 und 1750, die Ausfuhrprämie schon ihre Wirkung, und ließ gewiß den Getreidepreis nicht so tief fallen, als er sonst natürlicher Weise herabgesunken wäre. Nicht weniger als 8,029,156 Quarter und einen Bushel beträgt die Quantität des in diesen zehn Jahren ausgeführten Getreides, wie die Zollbücher zeigen. Die dafür ausgezahlte Prämie betrug 1,514,962 Pfund Sterling, 17 Schillinge, 4 $\frac{1}{2}$ Pfennige. Daher auch im Jahre 1749 Pelham, der damals Premierminister war, das Unterhaus auf die außerordentliche Summe aufmerksam machte, die in den drei vorhergehenden Jahren für ausgeführtes Getreide bezahlt worden war. Er hatte große Ursache zu dieser Bemerkung, und hätte das Jahr darauf noch eine viel triftigere gehabt, in welchem einzigen Jahre die Ausfuhrprämie sich auf die erstaunliche Summe von 324,176 Pfund Sterling belief. *) Es ist unnöthig, zu bemerken, wie sehr diese erzwungene Ausfuhr den Preis des Getreides über das Maß erhöht haben müsse, auf welchem er natürlicher Weise würde gestanden haben.

Am

*) Tracts on the Corn-Trade; Tract 3.

Am Ende der, diesem Kapitel beigelegten Rechnungen, wird der Leser eine abgesonderte Rechnung der gedachten zehn Jahre finden. Er wird eben daselbst auch eine besondre Rechnung der vorhergehenden zehn Jahre finden, deren Mittelpreis ebenfalls, obgleich nicht so tief unter dem Mittelpreise der vier und sechzig ersten Jahre dieses Jahrhunderts war. Nur das Jahr 1740 war ein außerordentlich theures Jahr. Diese vor 1750 hergehenden zwanzig wohlfeilen Jahre können den zwanzig theuren Jahren, die vor 1770 hergiengen, füglich entgegengesetzt werden. So wie der Mittelpreis in jenen, ungeachtet eines oder zweier dazwischen fallender theuern Jahre, beträchtlich niedriger war: so war der Mittelpreis dieser, trotz der Wohlfeilheit einiger derselben, beträchtlich höher, als der Mittelpreis des ganzen Jahrhunderts. Wenn der erste Unterschied nicht so viel betrug, als der letztere: so muß dieß ohne Zweifel als eine Wirkung der Ausfuhrprämie angesehen werden. — So viel ist wenigstens sicher: der Uebergang von Wohlfeilheit zur Theuerung war hier zu schnell, als daß er von der Abnahme des Silberwerths herkommen sollte, die immer allmählig und stufenweise geschieht. Eine so plötzliche Wirkung kann nur einer plötzlichen Ursache zugeschrieben seyn, dergleichen die Abwechselungen der Witterung sind.

Zwar hat in Großbritannien, in diesem Jahrhunderte, auch der Geldpreis der Arbeit in der That zugenommen. Dieß kommt aber wahrscheinlich nicht sowohl von einer Verminderung des Silberwerths auf dem allgemeinen europäischen Markte, als von der Vermehrung der Nachfrage nach Arbeit, die Großbritannien eigen gewesen, und die aus dem großen und fast allgemeinen Wohlstande dieses Landes entstanden ist. In Frankreich, einem nicht ganz so schnell emporblühenden Lande, hat, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, der Geldpreis

der Arbeit mit dem Mittelpreise des Getreides zugleich abgenommen. Man behauptet, daß der gemeine Tagelohn in Frankreich, sowohl im vergangenen, als jetzigen Jahrhunderte, fast immer dem zwanzigsten Theile des Mittelpreises von einem Septier Weizen gleich gewesen sey, — welcher Septier ungefähr vier Winchester Bushel und etwas darüber enthält. In Großbritannien ist, wie wir gezeigt haben, der reelle Arbeitspreis, das heißt, die Summe der dem Arbeiter zu Theil werdenden Bequemlichkeiten des Lebens, im Laufe des jetzigen Jahrhunderts, gewachsen. Und hiervon, nicht von dem abnehmenden Werthe des Silbers, ist es gekommen, daß dem Arbeiter auch in Gelde ein höherer Preis ist bezahlt worden.

Einige Zeit nach der Entdeckung von Amerika, blieb das Silber in seinem vorigen Preise, oder fiel nicht viel unter denselben. So lange dieß dauerte, gewannen die Bergwerksinhaber in jenem Welttheile sehr ansehnlich, und weit mehr, als die gewöhnlichen Gewinnste von den darauf gewandten Kapitalien betragen hätten. Aber bald wurden die, welche das Silber nach Europa brachten, gewahr, daß sie die ganze jährlich eingeführte Quantität zu so hohen Preisen nicht absetzen konnten. Sie schlugen also herunter; und Silber wurde stufenweise gegen eine kleinere und kleinere Quantität andrer Güter ausgetauscht. Dieses Fallen ging so lange fort, bis der Preis des Silbers auf sein natürliches Maß gekommen war: das heißt, bis dahin, daß für die Arbeiten, für den Grund und Boden, und für die Kapitalien, durch deren gemeinschaftliche Verwendung das Silber aus den Bergwerken bis auf den Markt war geschafft worden, gerade nur der gewöhnliche Arbeitslohn, die gewöhnliche Landrente, und der gewöhnliche Kapitalgewinnst bezahlt werden konnte. Ich habe schon gesagt, daß jetzt, bei den meisten peruanischen Silberminen, die Abgabe an den

den König, die ein Zehntel des rohen Products beträgt, die Landrente verschlingt. Diese Abgabe war ursprünglich die Hälfte dieses Products, fiel erstlich bis auf ein Drittel, dann bis zum Fünftel, endlich bis zum Zehntel, auf welcher Stufe sie bis jetzt stehen geblieben ist. Dieses Zehntel scheint, bei dem größern Theile der peruanischen Silberbergwerke, alles zu seyn, was nach Wiedererstattung des auf den Bau gewandten Kapitals, und Bezahlung der gewöhnlichen davon zu erwartenden Gewinnste, übrig bleibt; und diese Gewinnste sind schon, nach aller Geständnisse, so geringe, als sie nur seyn können, wenn die Bergwerke fernerhin sollen gebauet werden.

Es war im Jahr 1504 *), und also ein und vierzig Jahre vor Entdeckung der Minen von Potosi, die 1545 geschah, daß die Abgabe an den König auf ein Fünftel des registrirten Silbers herabgesetzt wurde. In einem Zeitraume von neunzig Jahren, oder bis 1636, hatten jene Minen, die reichsten in ganz Amerika, Zeit genug gehabt, ihre volle Wirkung zu thun, das heißt, den Preis des Silbers so tief, als er unter diesen Umständen nur fallen konnte, herunter zu bringen. Neunzig Jahre sind ein hinlänglich langer Zeitraum, um jede Waare, mit der nicht ein Alleinhandel getrieben wird, auf ihren natürlichen Preis, oder mit andern Worten, auf den niedrigsten Preis zu bringen, um welchen sie auf die Dauer geliefert werden kann.

Der Preis des Silbers hätte auf den europäischen Märkten vielleicht noch tiefer fallen können, so, daß es wäre nothwendig geworden, entweder die Abgabe von demselben nicht nur, wie es im Jahre 1736 geschah, auf ein Zehntel, sondern, wie es mit der Abgabe vom Golde

§ 2

gesches

*) Solorzano Vol. II.

geschehen ist, auf ein Zwanzigtheil herabzusetzen, oder den größten Theil der jetzt gebauet werdenden amerikanischen Bergwerke ganz und gar liegen zu lassen. Daß dieß nicht geschehen ist, davon ist ohne Zweifel die allmähliche Zunahme der Nachfrage nach Silber, oder die stufenweise Erweiterung des Marktes für dieses Metall, Ursache; und diese beiden Umstände haben den Silberpreis, auf den europäischen Märkten, nicht nur in der Höhe erhalten, auf welcher er in der Mitte des vorigen Jahrhunderts stand, sondern auch etwas darüber erhoben.

In der That hat sich der Markt für die Erzeugnisse der amerikanischen Silberminen, seit der Entdeckung dieses Landes, stufenweise immer und mehr erweitert, und dieß vornehmlich auf folgende dreifache Weise.

Erstlich. In Europa selbst ist der Markt für Silber stufenweise größer und ausgebreiteter geworden. Seit jener Entdeckung hat der größere Theil der europäischen Länder merklich an Cultur zugenommen. England, Holland, Frankreich und Deutschland, selbst Schweden, Dänemark und Rußland haben, in Ackerbau und Manufacturen, große Fortschritte gemacht. Italien scheint nicht rückwärts gegangen zu seyn. — Der Verfall Italiens ging vor der Entdeckung von Amerika vorher; seit derselben hat es vielleicht eher wieder etwas Kräfte gewonnen. Spanien und Portugall sollen zwar in der That seit dieser Zeit an Wohlstand abgenommen haben. Aber Portugall ist nur ein sehr kleiner Theil von Europa; und die Abnahme von Spanien ist nicht so groß, als man gemeinlich vorgiebt. Schon im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts wurde Spanien, selbst in Vergleichung mit Frankreich, welches doch seit der Zeit so beträchtliche Fortschritte gemacht hat, für ein armes Land gehalten. Die Bemerkung Karls des fünften, der beide Länder so oft durchreiset war, ist bekannt: „daß
in

in Frankreich alles im Ueberfluß sey, und in Spanien alles fehle.“ — Diese Zunahme nun in den Erzeugnissen des europäischen Ackerbaues und Kunstfleißes erforderte nothwendig eine Zunahme in der Quantität des, zum Umlaufe dieser Waaren angewandten Silbergeldes; und mit der größern Anzahl reicher Privatpersonen, mußte auch die Quantität des zu Tischgeschirre und andern Zierrathen angewandten Silbers wachsen.

Zweitens. Amerika selbst ist ein neuer Markt für die Producte seiner Bergwerke geworden; und da dessen Fortschritte in Ackerbau, Volksmenge und Kunstfleiß schneller sind, als die Fortschritte des blühendsten Landes von Europa: so muß auch die Nachfrage nach Silber dort schneller zunehmen. Die englischen Kolonien, oder die jetzt freien Staaten in Nordamerika, machen einen ganz neuen Markt aus, auf welchem, theils um Geld, theils um allerley Geschirre daraus zu verfertigen, Silber in immer größerer Menge gesucht wird, da ehemals hier nicht die geringste Nachfrage darnach geschah. Auch die spanischen und portugiesischen Kolonien in Amerika sind größtentheils neue Märkte. Neu Granada, Yucatan, Paraguay und Brasilien waren, ehe sie von den Europäern entdeckt wurden, von wilden Nationen bewohnt, die weder den Ackerbau, noch die Künste kannten; und jetzt sind beide, bis zu einem beträchtlichen Grade, bei ihnen eingeführt. Selbst Mexico und Peru, ob sie gleich nicht als ganz neue Märkte für die edlern Metalle angesehen werden können, sind doch weit ansehnlicher geworden, und verschaffen ihnen einen weit größern Absatz, als ehemals. Denn nach allen den wunderbaren Erzählungen, die über den ehemaligen Zustand dieser Länder erschienen sind, und worin er als äußerst glänzend vorgestellt wird, erkennt doch der unbefangene und nachdenkende Leser leicht, selbst aus der Geschichte ihrer Entdeckung und Eroberung, daß ihre Einwohner an Künsten,

Künsten, Ackerbau und Handel, noch hinter den jetzigen Kosacken in der Ukraine zurück gewesen seyn müssen. Selbst die Peruaner, die am meisten gebildete Nation unter beiden, brauchten Gold und Silber nur zu Zierathen, nicht zum Mittel des Tausches. Ihr ganzer Handel war ein bloßer Waarentausch, und eben deswegen konnte die Theilung der Arbeiten weniger unter ihnen statt finden. Die, welche das Land anbaueten, mußten sich ihre Häuser selbst aufführen, sich ihr Hausgeräthe selbst verfertigen, sich ihre Kleider, Schuhe und die Ackerwerkzeuge selbst bereiten. Die wenigen Handwerker von Profession, die unter ihnen waren, wurden, wie es heißt, von dem Könige, den Priestern und dem Adel unterhalten, und waren wahrscheinlicher Weise deren Knechte. Alle alte in Mexico und Peru getriebenen Künste haben nie eine einzige Fabrikwaare auf den europäischen Markt geliefert. Die spanischen Armeen, ob sie gleich die Anzahl von fünfhundert Mann selten überstiegen, und oft nicht halb so viel Mannschaft enthielten, fanden doch allenthalben große Schwierigkeit, sich Lebensmittel zu verschaffen. Die Hungersnoth, die sie fast an jedem Orte, wo sie hinkamen, verursachten, beweiset, daß der Bericht von der Bevölkerung und dem Reichtume dieser Länder, den die ersten Geschichtschreiber gaben, in hohem Grade fabelhaft war. Die spanischen Kolonien stehen unter einer Regierung, die in vieler Betrachtung, dem Ackerbaue, den Künsten und dem Handel weniger günstig ist, als die englische. Nichts desto weniger machen sie in allen diesen Dingen schnellere Fortschritte, als irgend ein Land in Europa. Bei einem glücklichen Klima und fruchtbaren Boden, ist der große Ueberfluß von Ländereien und der wohlfeile Preis, um den sie zu haben sind, — dieser allen neuen Kolonien gemeinschaftliche Umstand, — ein Vortheil, welcher viele Fehler der Regierung wieder gut macht, und deren Folgen über-

überwiegt. Im Jahre 1713 stellte Frezier die Stadt Lima, die er damals besuchte, als eine Stadt von 25 bis 28,000 Einwohnern vor. Zwischen 1740 und 1746 hielt sich Ulloa in ihr auf, und dieser redet von ihr, als einer Stadt, die 50,000 Einwohner enthielte. Die Verschiedenheit beider Schriftsteller, in Absicht ihrer Angaben von dem Bevölkerungszustande der übrigen vornehmsten Städte in Chili und Peru, ist ungefähr dieselbe. Und da wir bei keinem von ihnen Ursache zu zweifeln haben, daß sie den Gegenstand kannten, den sie schildern: so erhellet daraus eine Zunahme an Bevölkerung, die nicht viel geringer, als die in den englischen Kolonien, ist. Amerika also ist für seine eigenen Silberbergwerke ein neuer Markt, ein Markt, wo das Begehr nach dieser Waare schneller wächst, als in irgend einem Lande von Europa, selbst die blühendsten nicht ausgenommen.

Drittens. Ostindien ist ein dritter Markt für die Producte der amerikanischen Bergwerke, und zwar ein Markt, der von dem Zeitpunkte der Entdeckung dieser Minen an, eine immer größere und größere Menge Silbers weggenommen hat. Seit dieser Zeit hat der unmitteldbare Handel, der zwischen Amerika und Ostindien durch die Acapulco-Schiffe getrieben wird, beständig zugenommen; und der mittelbare, der über Europa geht, ist in einem noch weit größern Maße gewachsen. Im sechzehnten Jahrhunderte waren die Portugiesen die einzigen Europäer, die einen regelmäßigen und beständigen Handel mit Ostindien führten. Gegen das Ende des erwähnten Jahrhunderts fingen die Holländer an, in dieses Monopol der Portugiesen Eingriffe zu thun, und vertrieben sie in kurzem aus ihren vornehmsten Besitzungen in Indien. Beide Nationen theilten sich, während des größten Theils des vorigen Jahrhunderts, in den ostindischen Handel: nur so, daß der holländische immerfort stieg, indeß der portugiesische sank. Franzosen und Engländer

Engländer machten zwar, zu Ende des gedachten Jahrhunderts, auch einige kleine Versuche, nach Ostindien zu handeln: aber erst in dem gegenwärtigen haben sie einen beträchtlichen Antheil an diesem Verkehr bekommen. Schweden und Dänemark fingen erst in diesem Jahrhundert an, mit Ostindien in Verbindung zu treten. Jetzt handeln selbst die Russen mit China, durch Caravanen, die zu Lande über Sibirien und die Tartaren nach Peking gehen.

Aller dieser Nationen ostindischer Handel hat, (wenn wir den französischen ausnehmen, welcher durch den siebenjährigen Krieg beinahe vernichtet worden ist) bis jetzt ununterbrochen zugenommen. Es scheint, daß der Verbrauch ostindischer Waaren in Europa in dem Grade zunimmt, daß er der Handlung in allen Artikeln eine stets sich mehrende Beschäftigung giebt. Thee war, zum Beispiele, vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts, ein in Europa wenig gekanntes und wenig gebrauchtes Kraut. Jetzt beläuft sich der Werth des Thees, den die englische ostindische Gesellschaft bloß zum Gebrauche ihrer eigenen Landsleute jährlich einführt, auf mehr als anderthalb Millionen. Und dieß ist noch bei weitem nicht die eingeführte Quantität ganz: denn ein beträchtlicher Theil des in England verbrauchten Thees kommt durch Schleichhandel heimlich aus den holländischen Häfen, aus Gothenburg in Schweden, und kam auch, so lange die ostindische Gesellschaft in Frankreich noch bestand, von den Küsten dieses Landes. Fast in gleichem Verhältnisse hat der Verbrauch des chinesischen Porzellans, der molukfischen Gewürzwaaren und der Seiden- und Baumwoll-Waaren aus Bengalen zugenommen. Dem zu Folge war auch vielleicht die Befrachtung der sämtlichen, im ostindischen Handel beschäftigten europäischen Schiffe, während des vorigen Jahrhunderts, jährlich nicht größer, als die Befrachtung der Schiffe der einzigen englischen ostin-

ostindischen Gesellschaft, vor der neuen Verminderung ihrer Schiffsausrüstungen.

Aber in Ostindien, und besonders in China und Hindostan, war, als die Europäer dahin zu handeln anfangen, der Werth der edlern Metalle weit höher, als in Europa; und dieses Verhältniß dauert noch jetzt fort. In Reisländern, die zwey, auch wohl drey Ernten in einem Jahre geben, deren jede reicher, als eine unsrer gewöhnlichen Getreideernten ist, muß der Ueberfluß an Nahrungsmitteln weit größer seyn, als in irgend einem Getreidelande von gleichem Umfange. Solche Länder sind daher auch mehr bevölkert. In ihnen behält der Reiche, wenn er von dem ihm zuwachsenden Vorrathe an Lebensmitteln sein eigenes Bedürfniß abgezogen hat, einen größern Ueberschuß in Händen, um die Arbeiten der Aermern damit zu erkaufen, und kann also über eine größere Quantität Arbeit gebiethen. Daher ist auch, nach allen Berichten, das Gefolge eines chinesischen oder ostianischen Großen weit zahlreicher und glänzender, als das Gefolge der reichsten Unterthanen in den europäischen Reichen. Eben dieser Ueberfluß von Unterhaltungsmitteln, über den sie nach Belieben schalten können, setzt sie in den Stand, eine größere Quantität davon, zum Ankauf solcher seltener, oder in ihrer Art einziger Naturproducte hinzugeben, dergleichen die edlen Metalle und Edelsteine sind: diese Gegenstände wetteifernder Begierden bei den Reichen aller Zeiten und Länder. Wenn also auch die Bergwerke, die Ostindien mit Silber und Gold versorgten, eben so ergiebig gewesen wären, als die, welche Silber auf den europäischen Markt lieferten: so würden dennoch diese Waaren dort gegen eine größere Quantität von Nahrungsmitteln, als hier, haben vertauscht werden können. Das war aber, wie es scheint, nicht der Fall. Die Bergwerke, welche die edlern Metalle für den ostindischen Markt lieferten, waren wahr-

scheins

scheinlich lange nicht so reich, — aber die, welche Edelsteine dahin lieferten, waren weit reicher, als die Bergwerke gleicher Art, welche diese Waare nach Europa sandten. Daher mußten natürlicher Weise die edlen Metalle in Ostindien für eine etwas kleinere Quantität edler Steine, und für eine weit größere Quantität Nahrungsmittel, als in Europa, vertauscht werden können. Der Geldpreis der Diamanten, des überflüssigsten aller Producte, mußte etwas geringer, und der Preis der Nahrungsmittel, des nothwendigsten aller Producte, um sehr viel geringer in dem einen, als in dem andern dieser Länder, seyn.

Nun ist aber auch, wie ich schon bemerkt habe, in China und in Hindostan, den beiden großen ostindischen Märkten, der reelle Preis der Arbeit, das heißt, die Summe der Bequemlichkeiten des Lebens, die dem Arbeiter dafür zu Theile werden, geringer, als im größten Theile von Europa. Der Arbeiter bekommt ein Tageslohn, für welches er wirklich nur eine kleinere Quantität von Nahrungsmitteln eintauschen kann. Und da nun noch der Preis der Nahrungsmittel selbst dort geringer, als in Europa ist: so muß der Geldpreis der Arbeit, aus einer zwiefachen Ursache, geringer ausfallen; weil weniger Nahrungsmittel dafür gegeben werden, und diese wohlfeiler zu stehen kommen. — Nun richten sich aber in Ländern, wo Kunst und Fleiß ungefähr auf derselben Stufe der Vollkommenheit stehen, die Geldpreise aller Manufacturwaaren nach dem Geldpreise der Arbeit. China und Hindostan sind, in Kunstfleiß und Manufacturen, hinter keinem europäischen Lande weit zurück, wenn auch nicht allen vollkommen gleich. Es muß demnach der Geldpreis der meisten Manufacturwaaren, in jenen beiden Ländern, weit niedriger, als in irgend einem Theile von Europa seyn.

In

In den meisten Ländern Europens kommt noch die theure Landfracht hinzu, den reellen sowohl, als den Nominal- oder Geldpreis der Manufacturwaaren zu erhöhen. In China und Hindostan ist die inländische Schifffahrt, vermöge der Flüsse und Kanäle, so mannichfaltig und ausgebreitet, daß dadurch der größte Theil jener Kosten erspart, und also der reelle sowohl, als der in Gelde ausgedrückte Preis der Waaren, vermindert wird.

Alle diese zusammenkommenden Ursachen machen, daß die edlern Metalle sich zu allen Zeiten, die gegenwärtige mit eingeschlossen, mit großem Vortheile aus Europa nach Indien haben führen lassen. Es giebt kaum irgend eine Waare, die dort einen bessern Preis hätte, das heißt, im Verhältniß dessen, was sie an Arbeit oder andern Waaren in Europa kostet, dort eine größere Quantität von Arbeit und Waaren ihrem Verkäufer zuwenden könnte.

Es ist vortheilhafter, Silber, als Gold hinzuführen, weil in China und in den meisten ostindischen Märkten, das Verhältniß von Silber zu Golde nur, wie zehn, höchstens zwölf zu Eins, — in Europa hingegen wie vierzehn oder fünfzehn zu Eins ist. — Daher kommt es, daß in den Ladungen der meisten nach Ostindien segelnden Schiffe, Silber durchgängig einen der Hauptartikel ausgemacht hat. Es ist die vornehmste Waare auf den Acapulco-Schiffen, die von da nach Manilla segeln. Das Silber der neuen Welt scheint auf diese Weise zum Mittel bestimmt zu seyn, die beiden äußersten Punkte der alten Welt in Handelsverkehr zu bringen; und großentheils geschieht es durch seine Hülfe, daß diese entfernten Theile der Erde mit einander verknüpft werden.

Um Märkte, die sich so sehr erweitert haben, zu versorgen, muß die alljährlich aus den Bergwerken ge-

för-

förderte Menge Silbers hinlänglich seyn, nicht nur die stets sich vermehrende Nachfrage aller, in ihrem Wohlstande fortschreitenden Länder, die des Silbers theils zum Gelde, theils zum Geschirre, immer mehr und mehr bedürfen, zu befriedigen, sondern auch den Abgang zu ersetzen, den das Silber durch das Abnutzen in allen den Ländern leidet, wo dieses Metall im Gebrauch ist.

Der Theil des Silbers, der beim Gelde durch den Gebrauch, — beim Geschirre durch den Gebrauch und durch das Reinigen desselben abgerieben wird, und also verloren geht, ist sehr beträchtlich, und bloß diesen Verlust bei einer Waare, die von so allgemeinem Gebrauche ist, zu ersetzen, würde schon einen jährlichen ansehnlichen Zuschuß erfordern. In einigen Manufacturen geht dieses Metall noch auf besondere Arten verloren; und wofern der dadurch verursachte Abgang im Ganzen nicht größer ist, als jener, den die gewöhnliche und allgemeine Abnutzung verursacht: so ist er doch gewiß schneller. In den Manufacturen von Birmingham soll die Quantität Silbers und Goldes, die zum Vergolden und Plattiren jährlich gebraucht, und auf diese Weise gänzlich ungeschickt wird, in der Gestalt dieser Metalle je wieder zu erscheinen, sich auf mehr, als 50,000 Pfund Sterling belaufen. Daraus können wir beurtheilen, wie viel von dieser Waare in der ganzen Welt, es sey in ähnlichen Manufacturen, als die Birminghamischen sind, oder bei Verfertigung goldener und silberner Vorten, in Stickereien, in reichen Stoffen, in den Vergoldungen der Bücherbände und anderer Geräthschaften, jährlich verbraucht, das heißt, vernichtet und unnütz gemacht werden müsse. Auch bei der Verführung dieser Metalle von einem Lande ins andre, zu Schiffe und zur Achse, geht gewiß ein beträchtlicher Theil derselben verloren. Einen noch größern Verlust muß

muß das, bei den Einwohnern Asiens, so gewöhnliche Begraben ihrer Schätze, verursachen, da oft alle Kenntniß derselben mit dem Tode der Personen, welche das Ihrige auf diese Weise gegen Räubereien zu sichern suchten, erlischt.

Nach den besten Nachrichten, beträgt das nach Cadix und nach Lissabon eingeführte Gold und Silber, (nicht bloß das, was in den Zollregistern angegeben wird, sondern auch das heimlich eingeführte mit gerechnet) jährlich ungefähr sechs Millionen Pfund Sterling.

Meggens *) giebt die jährliche Einfuhr der edlen Metalle in Spanien, nach einem Durchschnitte der sechs Jahre von 1748 bis 1753, beide Jahre mit eingeschlossen, und die Einfuhr derselben Waare in Portugall, nach einem Durchschnitte von sieben Jahren, von 1747 bis 1753 an, und sie betrug zusammen am Gewichte 1,101,107 Pfund Silber, und 49,940 Pfund Gold. Dies macht, an Silber, das Pfund Tronegewicht zu zwei und sechzig Schill. gerechnet, 3,413,431 Pfund Sterl. und zehn Schillinge; — und das Pfund Gold des nehmlichen Gewichts, zu vier und vierzig und einer halben Guinee, 2,333,446 Pfund Sterl. und vierzehn Schill. Beides zusammen genommen beträgt 5,746,888 Pf. St. und vier Schill. Meggens versichert uns, daß in dieser Angabe die Summe desjenigen Goldes und Silbers, welches öffentlich und verzollt eingeführt worden, genau richtig ist. Er giebt uns das Verzeichniß der verschiedenen Plätze, aus welchen das eine, oder das andere dieser Metalle gebracht wird, und bestimmt die Summe, die

*) Nachschrift zu dem Universal Merchant S. 15. u. 16. Aber diese Nachschrift, die mehrere Fehler des Buchs berichtigt, ist nur bei wenigen Exemplarien finden.

die jeder dieser Plätze geliefert hat. Für die heimlich eingeführte Quantität Goldes und Silbers, giebt er eine muthmaßliche Summe an, die, wegen der großen Erfahrungheit dieses geschickten Kaufmanns, für beinahe richtig angenommen werden kann.

Der beredte und zuweilen gut unterrichtete Verfasser der Geschichte der europäischen Pflanzungen in beiden Indien behauptet, daß, nach einem Durchschnitte von eils Jahren, von 1754 bis 1764, beide eingeschlossen, die jährliche Einfuhr des registrirten Goldes und Silbers nach Spanien, 13,984,185 $\frac{1}{2}$ Piafter betrug, den Piafter zu zehn Realen gerechnet. Doch glaubt er, wenn man die heimlich eingebrachten Quantitäten dieser Metalle mitrechnet: so könne wohl die gesammte Einfuhr sich auf siebenzehn Millionen Piafter des Jahrs belaufen haben, welches, den Piafter zu vier Schill. und sechs Pfennigen gerechnet, 3,825,000 Pfund Sterling gleich ist. Auch er giebt, im Einzelnen, Nachricht von den Plätzen, woher das Gold und Silber gebracht wurde, und von den Summen, die jeder Platz lieferte. Er berichtet uns ferner, daß, wenn wir die jährlich aus Brasilien nach Portugall eingehende Quantität Goldes, nach der davon dem Könige bezahlten Abgabe, — welche, wie es scheint, ein Fünftheil des reinen Metalls ist, — schätzen dürfen: jene Quantität achtzehn Millionen Cruzaden, oder fünf und vierzig Millionen französische Livres, das heißt, ungefähr zwei Millionen Pfund Sterling beträgt. Hierzu kann man, sagt er, ganz sicher ein Achttheil darüber rechnen, welches heimlich eingeführt worden ist; und dieses würde also 2,250,000 Pfund Sterling ausmachen. Alle diese Rechnungen zusammen geben für die sämmtliche Einfuhr der edlern Metalle, nach Spanien und Portugall, des Jahrs ungefähr 6,075,000 Pfund Sterling.

Mehrere andere handschriftliche, aber wohl beurkundete Nachrichten stimmen, wie man mir versichert, mit diesen Angaben überein, und lassen sämmtlich die jährliche Gold- und Silbereinfuhr nach Europa, weder viel höher, noch viel niedriger, als sechs Millionen Pf. Sterling ansetzen.

Zwar ist das, was jährlich an edlen Metallen nach Cadix und Lissabon gebracht wird, nicht das Ganze, was davon in den amerikanischen Bergwerken gewonnen wird. Etwas davon wird mit den Acapulco-Schiffen nach Manilla geschickt; etwas wird zum Schleichhandel mit den übrigen europäischen Kolonien angewandt, und ohne Zweifel bleibt ein dritter Theil zum innern Verkehr im Lande selbst. Ueberdies sind auch die amerikanischen Bergwerke nicht die einzigen in der Welt, welche Gold und Silber liefern, ob sie gleich bei weitem die ergiebigsten sind. Das Metall aller andern bekannten Bergwerke ist gegen das aus den Bergwerken von Peru und Brasilien kommende unbedeutend; und selbst von jenem unbedeutenden Producte kommt doch auch der größte Theil nach Lissabon und Cadix.

Es beträgt also bloß der, in den birminghamschen Manufacturen vorgehende jährliche Verlust an edlen Metallen, wenn er auf 50,000 Pfund Sterling berechnet wird, so viel, als der hundert und zwanzigste Theil der sämmtlichen jährlichen Gold- und Silbereinfuhr nach Europa, wenn diese zu sechs Millionen Pfund Sterling angenommen wird. Daraus sollte man schließen, daß das, was von diesen Metallen, in allen Theilen der Welt, jährlich verbraucht wird, und wirklich verloren geht, wohl so viel betragen könne, als jährlich aus den Bergwerken gewonnen wird. Wenigstens mag, was übrig bleibt, nur gerade hinreichen, die wachsende Nachfrage nach Gold und Silber zu befriedigen. Vielleicht ist selbst jener Ueberschuß um so viel kleiner, als diese

Verz

Vermehrung der Nachfrage, daß dadurch schon eine kleine Erhöhung in den Preisen dieser Metalle, auf dem europäischen Markte, veranlaßt wird.

Die Summe des jährlich aus den Bergwerken zu Markte gebrachten Eisens und Kupfers, ist, ohne allen Vergleich, größer, als die Quantität des jährlich gewonnenen Goldes und Silbers. Niemand bildet sich aber deswegen ein, daß diese gemeinern Metalle sich über das Bedürfniß vermehren, und daher stufenweise wohlfeiler werden müßten. Warum glauben wir also dieß von den edlern Metallen? Es ist wahr, daß die gemeinen Metalle, ob sie gleich fester sind, als jene, auch im Gebrauche auf härtere Proben gesetzt werden: und daß, da sie von geringerem Werthe sind, auch nicht eine gleiche Sorgfalt angewandt wird, sie zu erhalten. Indeß sind auch die edlen Metalle so wenig unzerstörbar, als die übrigen; auch sie können auf unzähligen Wegen verbraucht und vernichtet werden, und also verlohren gehen.

Die Preise der Metalle, ob sie gleich langsam und allmählig sich allerdings verändern, wechseln doch von Jahr zu Jahre weniger, als irgend ein andres rohes Product. Und der Preis der edlern Metalle ist noch weniger schnellen Veränderungen, als der Preis der gemeinen, unterworfen. Der Grund dieser so unwandelbaren Preise der Metalle liegt in ihrer Dauerhaftigkeit. Das Getreide, welches das vergangene Jahr zu Markte gebracht wurde, ist lange vor dem Ende des jetzigen, ganz, oder zum größten Theil aufgezehrt. — Aber von dem Eisen, das vor zwei oder drei hundert Jahren, — und vielleicht von dem Golde, das vor zwei oder drei tausend Jahren aus dem Bergwerke kam, kann jetzt noch ein Theil im Gebrauche seyn. Beim Getreide richtet sich die Quantität, welche in jedem Jahre auf der ganzen Erde verbraucht wird, ziemlich genau nach der

Quans

Quantität, welche in diesem Jahre erzeugt worden ist. Beim Eisen hingegen wird die Quantität, die jedes Jahr davon im Gebrauch^e seyn soll, wenig durch die größere oder geringere Ergiebigkeit der Eisenbergwerke in demselben Jahre verändert. Und noch weniger wirken die Zufälle, in dem jährlichen Ertrage der Gold- und Silberbergwerke, auf die Quantität des jährlich gebrauchten Goldes und Silbers. Vielleicht wechselt zwar die Ausbeute der meisten Metallbergwerke, von einem Jahre zum andern, weit mehr ab, als der Ertrag der Getreidesfelder. Aber jene Veränderungen haben auf den Preis der ersten Waare bei weitem nicht den Einfluß, als diese auf den Preis der andern.

Veränderungen, die in dem Verhältnisse des Goldwerths zum Silberwerthe vorgegangen sind.

Vor der Entdeckung von Amerika, stand das Verhältniß des Goldpreises gegen den Silberpreis, in den europäischen Münzstätten, wie Zehn zu Eins, oder wie Zwölf zu Eins, das heißt, eine Unze feines Gold wurde so viel werth gehalten, als zehn oder zwölf Unzen feines Silber. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts veränderte sich dieses Verhältniß, und Gold fing an gegen Silber, wie vierzehn oder funfzehn zu Eins zu stehen; eine Unze Gold galt vierzehn oder funfzehn Unzen Silber gleich. Gold stieg in seinem Nominalwerthe, das heißt, die Quantität Silber, die man dafür bezahlen mußte, wurde größer. Beide Metalle sanken in ihrem wahren Werthe, oder in der Quantität Arbeit, die

man dafür erkaufen konnte: aber Silber sank mehr, als Gold. Obgleich für beide Metalle in Amerika ergiebigere Bergwerke, als alle zuvor bekannten, entdeckt wurden: so war doch die Reichhaltigkeit der neuen Silberminen bei weitem die größere.

Die großen Quantitäten des jährlich nach Ostindien geführten Silbers haben, in einigen der dortigen englischen Niederlassungen, den Preis dieses Metalls, im Verhältnisse des Goldpreises, stufenweise herunter gebracht. In der Münze von Calcutta wird zwar ein Pfund Gold, so gut wie in Europa, für das Aequivalent von funfzehn Pfunden Silbers angenommen. Aber vielleicht steht Gold, in der Calcuttischen Münze, gegen den Preis, den es auf dem bengalischen Markte hat, zu hoch. In China wenigstens steht noch jetzt das Verhältniß von Gold zu Silber, wie zehn zu Eins; in Japan gar wie acht zu Eins.

Das Verhältniß zwischen den Quantitäten des eingeführten Goldes und Silbers, ist, nach den Berechnungen des Herrn Meggens, wie eins zu zwei und zwanzig; das will sagen, für ein Pfund Gold werden immer zwei und zwanzig Pfunde Silber nach Europa gebracht. — Durch das nach Ostindien ausgeführte Silber aber wird, wie er glaubt, dieses Verhältniß dergestalt abgeändert, daß das in Europa zurück bleibende Gold ungefähr den vierzehnten oder funfzehnten Theil des vorhandenen Silbers ausmacht. Seiner Meinung nach, müssen sich die Preise dieser Metalle wie ihre vorhandenen Quantitäten verhalten; und der Preis des Goldes würde also zwei und zwanzig Mal höher seyn, als der des Silbers, wenn nicht die gedachte Ausfuhr des Silbers hiezu eine Aenderung machte.

Aber diese Meinung ist irrig. Die Preise zweier Waaren richten sich, in ihrem Verhältnisse, nicht nothwendig nach dem Verhältnisse der Quantitäten, in welchen

den sie für gewöhnlich auf dem Markte vorhanden sind. Der Preis eines Ochsen, zu zehn Guineen gerechnet, ist ungefähr sechzig mal so viel, als der Preis eines Lammes, zu drei Schillingen und sechs Pfennigen gerechnet. Daraus aber zu schließen, daß, gewöhnlicher Weise, sechzig mal so viel Lämmer, als Ochsen, zu Markte gebracht würden, wäre in hohem Grade ungereimt. Eben so ungereimt wäre es zu schließen, daß, weil ein Pfund Gold auf unsern Märkten für vierzehn oder funfzehn Pfund Silber verkauft wird, es vierzehn oder funfzehn mal mehr Silber, als Gold, bei uns gebe.

Wahrscheinlich übertrifft die Quantität des zu Markte kommenden Silbers, die Quantität des vorhandenen Silbers um vieles mehr, als der Preis des Goldes den Preis des Silbers übertrifft. Gewöhnlicher Weise ist die ganze Quantität, die von einer wohlfeilern Waare zu Markte kommt, nicht nur größer, sondern auch von größerm Werthe, als die Quantität der dahin gebrachten theuern Waare. Alles Brot, was ein Jahr lang zu Markte gebracht wird, beträgt nicht nur der Quantität, sondern auch dem Werthe nach, mehr, als das sämtliche zum Verkauf kommende Fleisch. — Das sämtliche Fleisch, das von Fleischern verkauft wird, beträgt an Menge und Werth mehr, als das sämtliche zum Verkauf gebrachte Federvieh; und dieses beträgt wieder mehr an Quantität und Preis, als das Wildpret. Die Käufer der wohlfeilern Waare sind in so viel größerer Anzahl, als die Käufer der theuern, daß an sie gemeiniglich nicht nur eine größere Quantität, sondern auch ein größerer Werth der erstern Waare abgesetzt werden kann. Es muß daher das Verhältniß zwischen der ganzen Summe der wohlfeilern, zu der ganzen Summe der theuern Waare gewöhnlicher Weise größer seyn, als das Verhältniß zwischen dem Werthe

V 2
einer

einer bestimmtern Quantität der erstern, zu dem Werthe einer gleichen Quantität der andern.

Unter den Metallen ist Silber die wohlfeilere, Gold die theurere Waare. Wir können also nach der Analogie erwarten, daß nicht nur eine größere Quantität von Silber, als von Gold, sondern in jener Quantität auch ein größerer Werth, als in dieser, zu Markte kommt.

Jeder, der nur etwas von beiden besitzt, vergleiche sein eigenes silbernes mit seinem goldenen Geräthe: und er wird wahrscheinlich finden, daß das erstere, nicht nur an Menge, sondern auch an Werthe, weit mehr als das zweite beträgt. Es giebt viele Leute, die von silbernen Geräthschaften ziemlich viel, aber von goldenen gar nichts haben; und selbst bei den Besitzern dieser letztern schränkt sich ihr Gold gemeiniglich auf Uhrgehäuse, Schnupftobacksdosen und dergleichen Kleinigkeiten ein, deren Betrag selten auf einen hohen Werth steigt. Was das Geld betrifft: so übersteigt zwar, in Großbritannien, die Goldmünze die Silbermünze sehr weit an Werthe. Aber dieß verhält sich nicht in allen Ländern so. In den Geldsorten einiger Länder ist das ausgeprägte Gold dem ausgeprägten Silber an Werthe ziemlich gleich. In den schottischen Münzen war, vor der Vereinigung des Landes mit England, (wie aus den damaligen Münzrechnungen erhellet) zwar ein geringes, aber doch eini- ges Uebergewicht des Goldes über das Silber. In vielen andern Ländern ist dieses Uebergewicht des Werths auf Seiten des Silbergeldes *). In Frankreich werden gemeiniglich die größten Zahlungen in diesem Metalle geleistet; und es ist schwer, daselbst mehr Gold zu be-
kom-

*) Rudolmans Vorrede zu Andersens Diplomatus Scotiae.

kommen, als man für die Börse nöthig hat, die man bei sich tragen will. Doch, wenn auch in dem Goldgelde einiger Länder ein größerer Werth steckt, als in ihrem Silbergelde: so überwiegt dafür in allen Ländern der Werth der silbernen Geräthschaften den Werth der goldenen um weit mehr: so, daß im Ganzen das Uebergewicht des Werths gewiß auf Seiten des Silbers bleibt.

Obgleich, in dem gemeinen Sinne des Wortes, Silber immer wohlfeiler gewesen ist, als Gold, und wahrscheinlich immer so seyn wird: so kann man doch in einem andern Sinne sagen, daß auf diesem oder jenem besondern Markte, zum Beispiel jetzt in Schottland, Gold etwas wolfeiler sey, als Silber. Eine Waare wird nemlich theuer oder wohlfeil genannt, nicht bloß, nachdem ihr Preis überhaupt, gegen den Preis anderer Waaren, hoch oder niedrig ist, sondern auch, nachdem in einem besondern Falle, der Preis derselben mehr oder weniger über dem kleinsten möglichen Preise steht, um welchen sie fortdauernd zu Markte gebracht werden kann. Dieser niedrigste Preis ist derjenige, der nur gerade hinreicht, dasjenige Kapital nebst mäßigen Zinsen zu ersetzen, wodurch die Bergwerke im Gange erhalten werden. Es ist derjenige, der dem Besitzer von Grund und Boden keine Rente davon einbringt, sondern sich lediglich in die beiden Theile, den Arbeitslohn und den Kapitalgewinn auflösen läßt. — So wie nun die Sachen jetzt auf dem spanischen Markte stehen, ist Gold sicher diesem niedrigsten Preise näher, als Silber. Vom Golde wird dem Könige von Spanien nur der zwanzigste Theil, oder Fünfe vom Hundert, vom Silber hingegen der zehnte Theil, oder Zehn vom Hundert, abgegeben. In diesen Abgaben steckt, wie ich schon bemerkt habe, der größte Theil der von dem amerikanischen Bergwerksbaue bezahlten Landrenten. Diese Landrente wird von den
Gold-

Goldbergwerken noch schlechter, als von den Silberbergwerken bezahlt. — Und da die, welche auf ihre Kosten Goldbergwerke bauen, seltner zu großen Reichthümern gelangen, als die Unternehmer des Baues von Silberbergwerken: so muß auch der Gewinnst am Kapitale bei jenen geringer seyn, als bei diesen. Da also das spanische Gold sowohl weniger an Landrente, als weniger an Kapitalgewinnst abwirft, als das spanische Silber: so muß auch jenes auf dem spanischen Markte, dem niedrigsten Preise, um welchen es möglicher Weise dahin geliefert werden kann, etwas näher seyn, als dieses. Es scheint, daß, wenn man auf alle Unkosten Rücksicht nimmt, die ganze Quantität spanischen Goldes nicht so vortheilhaft, als die ganze Quantität des Silbers abgesetzt werden kann. — Auf der andern Seite ist in Portugall die Abgabe von dem aus Brasilien kommenden Golde noch so hoch, als die alte Abgabe an den König von Spanien von dem mexikanischen und peruanischen Silber war: ungefähr ein Fünftel des reinen Metalls. Dadurch wird es wieder ungewiß, ob auf dem allgemeinen Markte von Europa die ganze Masse des amerikanischen Goldes, dem niedrigsten Preise, bei dem die Lieferung desselben noch möglich bleiben soll, näher gekommen ist, als die ganze Masse des amerikanischen Silbers.

Vielleicht sind die Preise der Diamanten und anderer Edelsteine diesem niedrigsten Preise noch näher, als selbst der Goldpreis.

So wenig wahrscheinlich es ist, daß von einer Abgabe, die theils auf einen so schicklichen Gegenstand gesetzt ist, als Silber, einer an sich überflüssigen und bloß zum Luxus dienenden Waare, theils eine so ansehnliche Summe einbringt, als die Silberabgabe, — irgend etwas werde erlassen werden, so lange es nur noch möglich ist, sie zu erheben: so können doch in der Folge Umstände

stände eintreten, welche die Verminderung derselben eben so unvermeidlich machen, als es die war, welche im Jahr 1736 das königliche Fünftel auf ein Zehntel herabsetzte, — Umstände denen ähnlich, welche die Abgabe vom Golde bis auf ein Zwanzigtheil herabgebracht haben. Daß die amerikanischen Silberbergwerke, so wie alle Bergwerke in der Welt, einen immer kostbarern Bau erfordern, in eine je größere Tiefe sie getrieben werden, und je mehr Anstalten nöthig sind, die Wässer aus solchen Tiefen heraus, und frische Luft hineinzuschaffen, wird von allen, die den Zustand derselben etwas genauer untersucht haben, anerkannt.

Diese Ursachen, welche einer zunehmenden Seltenheit des Silbers gleichgelten, (denn es ist einerlei, ob eine Waare seltener wird, oder ob es mehr Arbeit und Geld kostet, eine bestimmte Quantität derselben zum Vorschein zu bringen) müssen mit der Zeit eine von den drei folgenden Wirkungen hervorbringen. Entweder müssen die zu Gewinnung des Metalls erforderlichen größern Kosten, durch den steigenden Preis desselben vergütet werden; oder sie müssen eine verhältnißmäßige Verminderung der darauf gelegten Abgabe bewirken; oder sie werden endlich zwischen beiden getheilt, so, daß ein Theil davon durch den erhöhten Preis, ein anderer durch die verminderten Abgaben getragen wird. Dieser dritte Erfolg ist der wahrscheinlichste unter allen. Gold stieg gegen Silber im Preise, obgleich, zu eben derselben Zeit, die Abgabe vom Golde vermindert wurde. Auf gleiche Weise könnte auch wohl das Silber einen erhöhten Werth, im Verhältnisse gegen andere Waaren, und besonders gegen Arbeit bekommen, und doch zugleich ein Erlaß in den darauf gelegten Abgaben nöthig werden.

Doch, wenn die Verminderung der Abgaben allein nicht im Stande ist, das Steigen der Silberpreise auf dem europäischen Markte zu verhindern: so kann sie doch

doch dasselbe mehr oder weniger verzögern. Vermöge der Verminderung können alsdann Bergwerke gebauet werden, deren Ausbeute die alte Abgabe nicht zu ertragen vermochte; daraus folgt, daß die Quantität zu Märkte gebrachten Silbers etwas größer wird, als sie ohne den Nachlaß in den Abgaben gewesen seyn würde. So hat, zum Beispiel, die im Jahr 1736 geschehene Verminderung der Abgaben von Silber in Spanien, zwar nicht gemacht, daß der nachmalige Silberpreis geringer worden ist, als der vorhergehende war: aber gewiß hat sie gemacht, daß er um zehn vom Hundert geringer ist, als er ohne diesen Nachlaß gewesen seyn würde.

Allerdings glaube ich, nach den oben angeführten Thatsachen und Gründen, oder ich vermuthe vielmehr, (denn ein wirklicher Beweis findet bei einem so unvollkommen bekannten Gegenstande nicht statt,) daß die Silberpreise, trotz jener verminderten Abgabe, in dem Laufe dieses Jahrhunderts, ein wenig gestiegen sind. Dieses Steigen beträgt freilich so wenig, daß es eben deswegen vielen Leuten ganz unsichtbar seyn muß, und daß andern selbst das Gegentheil glaublicher scheinen kann.

Es sey indeß mit der Richtigkeit der angenommenen Summen, von dem jährlich nach Europa gebrachten Gold und Silber, wie es wolle: so ist doch so viel ausgemacht, daß ein Zeitpunkt kommen muß, wo der jährliche Verbrauch dieser Metalle der jährlichen Einfuhr gleich ist. Jener Verbrauch muß mit der Masse dieser Metalle zugleich, aber in einem weit größern Verhältnisse, als diese, zunehmen. Nämlich, wie ihre Masse zunimmt, nimmt ihr Werth ab. Sie werden also mehr gebraucht, und weniger sorgfältig erhalten, und die dadurch verloren gehende Quantität nimmt doppelt zu, weil eine größere Masse, und weil diese mehr und nachlässiger gebraucht wird. — Nach einem gewissen Zeitraume
muß

muß also endlich der jährliche Verbrauch dieser Metalle der jährlichen Einfuhr gleich werden: vorausgesetzt, daß diese nicht immerfort steigt, welches von niemandem, als der jetzt vorhandene Fall, angesehen wird.

Sollte, nachdem zwischen der jährlich verbrauchten, das heißt, vernichteten, und der jährlich eingeführten Quantität der edlern Metalle, das Gleichgewicht sich eingefunden hat, die Einfuhr abnehmen: so könnte wohl eine Zeitlang der Verbrauch die Einfuhr übertreffen. Alsdann aber würde sich die Masse dieser Metalle unmerklich und stufenweise vermindern; ihr Preis würde eben so unmerklich und stufenweise steigen, — bis die jährliche Einfuhr wieder in das alte Gleichgewicht käme, — und der Verbrauch sich nach derselben bequeme.

Ursachen zu der Vermuthung, daß das Silber auf dem europäischen Markte noch jetzt im Fallen ist.

Da die Reichthümer in den europäischen Ländern augenscheinlich zunehmen; und da, nach der gemeinen Meinung, mit wachsendem Reichthume, der Werth der edlern Metalle fallen muß, so wie sich ihre Masse vermehrt: so hat dieß bei vielen Leuten die Meinung begünstigt, daß noch jetzt auf dem europäischen Markte der Silberpreis im Fallen sey. Und die wachsende Theuerung vieler rohen Landproducte scheint dieselbe zu unterstützen.

Ich habe aber gezeigt, daß der Zuwachs in der Quantität der edlern Metalle, welcher von der wirklichen

chen

chen Vermehrung des Reichthums eines Landes herkömmt, die Verminderung ihres Werths nicht zur Folge habe. Gold und Silber fließt einem reichen Lande aus eben dem Grunde zu, aus welchem alle Gegenstände des Luxus und der Liebhaberei dasselbe auffuchen, nicht, weil sie dort wohlfeiler, sondern weil sie theurer sind, als in armen Ländern, und dem Verkäufer höhere Gewinnste bringen. Der höhere Preis ist es, welcher sie, wie alle Waare dahin zieht; und sobald dieser für die Verkäufer nicht mehr zu erhalten steht, so hört auch der Zufluß auf.

Ich habe ferner gezeigt, daß, — wenn man Getreide und diejenigen Erzeugnisse des Pflanzenreichs, die ganz durch den menschlichen Fleiß hervorgebracht werden, ausnimmt, — alle andre Naturproducte, als Vieh, Federvieh, Wildpret, immer theurer und theurer werden, je mehr Fortschritte die bürgerliche Gesellschaft an Cultur und Reichthum macht. Wenn demnach solche Waaren anfangen, einer größern Quantität Goldes und Silbers im Tausche gleich zu gelten: so ist die Ursache davon nicht nothwendig diese, daß das Silber wohlfeiler geworden ist, oder eine geringere Quantität Arbeit, als zuvor, erkaufen kann. Jene Waaren können auch wirklich theurer, oder das Aequivalent einer größern Quantität von Arbeit geworden seyn. Nicht der Nominalpreis bloß, sondern der reelle Preis der Dinge steigt mit dem Fortgange der Cultur. Nicht das Silber ist weniger, sondern sie sind mehr werth geworden.

Verschiedener Einfluß der fortschreitenden Cultur auf
drei verschiedene Arten der rohen Producte.

Die rohen, das heißt, nicht von Menschenhänden umgebildeten Producte eines Landes, können in drei Klassen getheilt werden. Die erste begreift diejenigen, welche zu vervielfältigen, der menschliche Fleiß beinahe gar nichts beitragen kann. Die zweite diejenigen, welche dieser Fleiß, genau in dem Verhältnisse der Nachfrage, zu vermehren im Stande ist. Die dritte endlich diejenigen, bei denen die Wirkung des menschlichen Fleißes ungewiß und Zufällen unterworfen ist. Bei fortschreitender Cultur und Reichthum eines Landes, können die Preise der ersten Art von Producten ausschweifend hoch werden, und ihr Steigen hat gar keine bestimmte Gränzen. Die Producte der zweiten Art können auch im Preise sehr steigen, aber nicht über einen gewissen Punkt, der durch die Natur der Dinge zur Gränze ihrer Preiserhöhung bestimmt wird. Von den Producten der letzten Art sind die Preise am wandelbarsten und ungewissesten. Im Ganzen hat auch auf sie der anwachsende Reichthum des Landes den Einfluß, daß er sie in die Höhe treibt. Aber, weil andere veränderliche Zufälle dabei mitwirken, so sind sie bald steigend, bald fallend, bald stillstehend, nachdem der sie hervorbringende Fleiß mehr oder weniger von den Umständen begünstigt wird.

E r s t e G a t t u n g.

Diese enthält diejenigen Producte, welche der menschliche Fleiß fast gar nicht im Stande ist, zu vervielfältigen.

gen. Dazu gehören alle diejenigen, bei welchen die Natur in ihrer hervorbringenden Kraft vom Menschen weder geleitet noch unterstützt wird, und die, da sie nur in gewisser Menge zum Vorschein kommen, zugleich von so vergänglichlicher Natur sind, daß sie nicht aufbewahrt und daher nicht aufgehäuft werden können. Von dieser Art sind seltene und außerordentliche Vögel und Fische, verschiedene Arten des Wildprets, alles wilde Geflügel, besonders die Zugvögel, und viele andere Dinge. Wenn Reichthum, und der Luxus, welcher eine Folge des Reichthums ist, wächst: so nimmt die Nachfrage nach diesen Dingen in eben dem Maße zu; und doch kann kein menschlicher Fleiß den Borrath derselben größer machen, als er schon vor der entstandenen Nachfrage war. Da also die Quantität dieser Waare ganz oder beinahe dieselbe bleibt, indeß der Wetteifer der Käufer zunimmt: so kann ihr Preis ohne Maß und Ziel in die Höhe steigen. Gesetzt, Schnepfen würden ein so gesuchtes Gerichte auf den Tafeln der Reichen, daß das Stück für zwanzig Guineen verkauft würde: so könnte doch keine menschliche Kunst, noch Arbeit machen, daß mehr Schnepfen, als bisher, zu Markte kämen. — Hieraus lassen sich die ausschweifend hohen Preise erklären, welche die Römer, in dem Zeitraume ihres größten Glanzes, für seltene Fische und Vögel bezahlt haben. Diese hohen Preise waren nicht Folgen von dem Unwerthe des Silbers in jenen Zeiten, sondern von der großen Schätzung solcher Seltenheiten, welche der menschliche Fleiß nicht zu vermehren im Stande ist. Das Silber stand in Rom, einige Zeit vor und nach dem Untergange der Freiheit, höher im Werthe, als es jetzt in dem größten Theile von Europa steht. Drei Sestertien, ungefähr sechs englischen Pfennigen gleich, war der Preis, welchen die Republik für den Modius des, als Zehnten gelieferten, *ficiliae*

ficilianischen Weizens zahlte. *) Doch war dieser Preis wahrscheinlich unter dem gewöhnlichen Marktpreise, da die Verpflichtung, den Weizen um diesen Preis zu liefern, den ficilianischen Pächtern als eine Art von Abgabe aufgelegt wurde. Wenn also die Römer mehr Getreide, als der Weizenzehnte betrug, nöthig hatten; so mußten sie, nach den gemachten Verträgen, den Ueberschuß mit vier Sestertien, oder acht Pfennigen Sterling den Modius bezahlen. Ohne Zweifel wurde dieß für einen mäßigen und billigen, das heißt, für den gewöhnlichen oder Mittelpreis jener Zeiten angesehen. Er beträgt für den Quarter ungefähr ein und zwanzig Schillinge. Nun war, vor den letzten theuern Jahren, der gewöhnliche in Pachtcontracten angenommene Preis des englischen Weizens, der für schlechter, als der ficilianische gehalten wird, und auf dem europäischen Markte gewöhn-

*) In den deutsch übersehten metrologischen Tafeln des Rome de l'Isle, S. 309 wird der Sestertius auf einen Ggr. $1\frac{3}{4}$ Pf. Conventionsmünze angegeben: so, daß drey Sestertien gleich sind drel Ggr. $5\frac{1}{4}$ Pfennigen, welches von sechs englischen Pfennigen = vier Ggr. nicht viel unterschieden ist. Der Modius wird in obigem Werke (S. 78), $2\frac{1}{2}$ Berliner Meßen gleich gerechnet. Smith, der, wenn der Modius acht englische Pfennige ist, den Preis des Quarters zu ein und zwanzig Schillingen berechnet, nimmt also an, daß der Modius ungefähr $\frac{1}{4}$ von einem Quarter sey, also etwas wenigens mehr, als ein Peck oder der vierte Theil eines Bushels, welcher, da, (nach Gerhards allgemeinem Contoristen, erster Theil, S. 118) hundert Berliner Schefel gleich sind hundert zwei und funfzig gemeinen englischen Busheln, nur $\frac{1}{2}$ einer Berliner Meße ausmachen würde.

gewöhnlich weniger gilt, acht und zwanzig Schillinge der Quarter. Der Silberwerth also in jenen alten Zeiten mußte zu dem in den jetzigen sich verhalten, wie drei zu vier, das heißt, drei Unzen Silber hätten damals eben so viel Arbeit oder Waare erkaufte, als vier Unzen heut zu Tage thun. Wenn wir daher im Plinius lesen, daß Sejus *) für eine weiße Nachtigall, die er zu einem Geschenke für die Kaiserin Agrippina bestimmte, 6000 Sestertien, — ungefähr fünfzig Pfunde Sterl. des jetzigen englischen Geldes gegeben hat, und daß Asinius Celer **) einen Meerbarben (mullus), um 8000 Sestertien, die ungefähr sechs und sechzig Pfunden, dreizehn Schillingen und vier Pfennigen englischen Geldes gleich gelten, gekauft hat: so werden diese Preise, so ausschweifend sie uns auch vorkommen, doch vielleicht von uns noch um ein Drittel zu niedrig geschätzt. Der reelle Preis, das heißt, die Quantität Arbeit und Lebensmittel, die für jene Vögel und Fische hingegeben wurde, war um ein Drittel mehr, als ihr im Gelde benannter Preis uns heut zu Tage anzuzeigen scheint. Sejus gab für seine Nachtigall die Anweisung auf eine Quantität Arbeit und Nahrungsmittel, die mit sechs und sechzig Pfund Sterling, dreizehn Schillingen vier Pfennigen heut zu Tage würde erkaufte werden müssen; und Asinius Celer gab für seinen Fisch, die Anweisung auf eine Quantität Arbeit, die jetzt acht und achtzig Pfunden Sterling und siebenzehn Schillingen gleich gelten würde. Was diese ausschweifenden Preise veranlaßte, war nicht der Ueberfluß von Silber, sondern der Ueberfluß von Arbeit und Nahrungsmitteln, über den jene Römer zu gebieten hatten,

*) S. Plinius Naturhistorie, 10. B. 29. K.

**) 9. B. 17. K.

hatten, nachdem ihr eigenes Bedürfnis schon abgezogen war. Die Quantität Silber, über die sie zu gebieten hatten, war ein gut Theil geringer, als die ist, welche sie sich heut zu Tage mit gleicher Quantität von Arbeit und Nahrungsmitteln würden verschaffen können.

Zweite Gattung.

Unter sie gehört die Art von Producten, welche der menschliche Fleiß, nach Gefallen, und in dem Maße als die Nachfrage darnach sich mehrt, vervielfältigen kann. Sie besteht aus denjenigen nützlichen Pflanzen und Thieren, welche in unangebauten Ländern die Natur in so großem Ueberflusse hervorbringt, daß sie von geringem oder gar keinem Werthe sind, und die daher, so wie die Cultur fortschreitet, nützlichen Producten Platz machen müssen. Während einer langen Periode der aufblühenden Cultur nehmen die Producte dieser Art an Quantität beständig ab, indeß die Nachfrage nach ihnen beständig zunimmt. Daher nimmt auch ihr reeller Werth, die Quantität Arbeit, welche man durch sie erkaufen kann, stufenweise zu; bis endlich ihr Werth so hoch steigt, daß es eben so vortheilhaft wird, diese Producte künstlich anzubauen, als irgend ein anderes, welches durch menschlichen Fleiß auf dem fruchtbarsten Boden erzeugt wird. Höher kann ihr Preis nicht wohl steigen. Gesähete es, so würde bald auf ihre Vermehrung mehr Land und mehr Arbeit angewandt werden.

Wenn, zum Beispiel, der Preis des Viehes so hoch gestiegen ist, daß es vortheilhaft wird, die Fütterung für dasselbe auf angebauten Aeckern zu erzeugen: so kann er nun nicht mehr leicht höher steigen. Stiege er noch höher: so würden sogleich Getreideäcker mit Futterkräutern angebaut werden. — So wie der Ackerbau zunimmt, nimmt die Anzahl unangebauter Weideplätze für das

das Vieh ab. So wie diese abnehmen, vermindert sich die Quantität von Schlachtviehe, welche das Land zuvor als freiwilliges Product, ohne Arbeit und Cultur, hervorbrachte. Zugleich aber wächst, mit fortschreitendem Ackerbau, die Anzahl der Menschen, die Getreide, oder, welches einerley ist, den Werth von Getreide in Händen haben, um Fleisch dafür einzutauschen, und folglich wächst das Verlangen nach Fleisch. Aus diesen beiden Dingen entsteht, daß Fleisch, und folglich auch Vieh, stufenweise im Preise steigt, und endlich so hoch steigt, daß es dem Landmanne eben so großen Vortheil bringt, seine Aecker zur Aufzuehung von Vieh, als sie zur Hervorbringung von Getreide anzubauen. — Aber immer muß es mit dem Fortgange der Cultur schon weit gekommen seyn, ehe durch die Ausbreitung des Getreidebaues der Preis des Viehes zu dieser Höhe steigt. Und bis er diese Höhe erreicht, muß er, wenn die Landescultur überhaupt Fortschritte macht, immerfort steigen. Noch giebt es vielleicht einige Theile Europens, wo der Preis des Viehes diese Höhe nicht erreicht hat. In Schottland war er, vor der Vereinigung mit England, nirgends so hoch. In einem Lande, wo so große Strecken zu nichts, als zur Viehhutung, brauchbar sind, und eine im Verhältnisse so kleine Anzahl von Gegenden sich durch Cultur anders nutzen läßt, faun der Viehpreis schwerlich je so hoch steigen, daß es vortheilhaft seyn sollte, die angebaueten Länder zur Fütterung des Viehes anzuwenden. Um London herum stieg, wie ich schon bemerkt habe, der Viehpreis bis zur gedachten Höhe, schon im Anfange dieses Jahrhunderts. Aber in den entferntern Provinzen Englands, geschah dieß weit später; und vielleicht giebt es noch jetzt Gegenden, wo es gar nicht geschehen ist. Indesß mag vielleicht unter allen Erzeugnissen, die in diese zweite Klasse gehören, Vieh das erste seyn, dessen Preis so weit hinan steigt.

Bis

Bis auf diese Höhe aber muß der Viehpreis steigen, wenn alle Ländereien, die einer guten Cultur fähig sind, wirklich angebauet werden sollen. Auf allen Landsgütern, die zu weit von den Städten entfernt sind, als daß ihnen aus diesen Düngung zugeführt werden könnte, — das heißt, auf dem größten Theile der Güter jenes großen Landes, steht die Anzahl der wohl angebauten Aecker mit der Quantität der Düngung, welche auf dem Gute selbst gewonnen wird, und diese Quantität hinwiederum mit der Menge Viehes, welche darauf gehalten wird, im Verhältnisse. Der Acker wird durchs Vieh gedüngt, entweder, indem man es darauf weiden läßt, oder indem man es im Stalle füttert, und den Dünger auf den Acker hinausführt. Nun wird aber kein Gutsbesitzer, noch Pächter, sein Vieh auf angebauten Aeckern weiden lassen, wenn nicht dessen Preis ihm die Rente und den Gewinnst zu verschaffen im Stande ist, die er von andern angebauten Aeckern gleicher Größe und Güte zieht. Und noch weniger wird er alsdann sein Vieh im Stalle füttern können. Die Stallfütterung ist nur möglich, wenn das Vieh mit angebauten Futterkräutern oder mit Körnern genährt wird. Denn das auf unangebaute Fluren zerstreuet und sparsam wachsende Futter zusammen zu suchen, würde zu viel Arbeit und Kosten verursachen. — Da nun, wo der Viehpreis nicht groß genug ist, um das Weiden des Viehes auf angebauten Aeckern zu erlauben, wird er noch weniger die Stallfütterung gestatten; wird bei ihr, außer der verlohrenen Nutzung des Ackers, auch noch die Arbeit und Kosten in Rechnung kommen, welche das Sammeln und Nachhausebringen des Futters verursacht. Unter diesen Umständen wird also nicht mehr Vieh im Stalle gehalten, als zur Ackerarbeit gebraucht wird. Aber diese Anzahl reicht niemals zu, um Düngung für alle des Anbaues fähigen Aecker, auf einem großem Gute, zu verschaffen.

schaffen. Die, welche sie also liefert, da sie für die sammtlichen Ländereien des Guts unzureichend ist, wird natürlicher Weise bloß für diejenigen aufgespart, auf die sie am vortheilhaftesten oder am bequemsten angewandt werden kann, das heißt, auf die vom besten Boden, oder auf die dem Vorwerke am nächsten liegenden. Diese sind daher die einzigen, die in beständiger Düngung gehalten und zum Ackerbau tüchtig gemacht werden. Die entfernten bleiben größtentheils brach liegen, und bringen nichts, als etwas elendes Viehfutter hervor; gerade so viel, als nöthig ist, um das darauf herumirrende magere und kleine Vieh nicht Hungers sterben zu lassen. Um so viel auch die Anzahl des so gehaltenen Viehes zu klein seyn mag, im Verhältnisse dessen, was die vollständige Cultur des Guts erforderte: so ist sie doch noch um vieles zu groß, im Verhältnisse des Futters, welches zur gehörigen Unterhaltung dieses Viehes nöthig wäre. Ein Theil dieses brach liegenden Landes, indem es auf solche Weise sechs oder sieben Jahre hindurch als eine elende Viehhutung gebraucht worden ist, wird dann wohl vielleicht einmal mit dem Pfluge umgekehrt, und bringt eine oder zwei Ernten mageren Hafers; diese erschöpfen aber auch die Fruchtbarkeit des Bodens so gänzlich, daß er von neuem ruhen und behütet werden muß, indeß ein anderes Stück jener Lehen auf gleiche Weise umgerissen und besäet wird. Dieß war die gewöhnliche Ackerwirthschaft durch das ganze flache Schottland, ehe die Vereinigung mit England zu Stande kam. Kaum betrugen die Aecker, welche vom Landgute wohl bedüngt, und vollständig angebauet waren, den dritten oder vierten Theil desselben; zuweilen machten sie nicht den fünften oder sechsten Theil aus. In diesem Zustande der Dinge mußten augenscheinlich die Erzeugnisse, die das Land hervorbrachte, gegen diejenigen, welche es, seiner natürlichen Fruchtbarkeit nach,

nach, hätte hervorbringen können, nur wenig betragen. Diese Art von Landwirthschaft ist augenscheinlich äußerst fehlerhaft: aber vor der Vereinigung war sie in Schottland, wegen des zu niedrigen Viehpreises, fast die einzige mögliche. Wenn sie auch jetzt noch, nachdem dieser Preis so beträchtlich gestiegen ist, an vielen Orten jenes Landes fortdauert: so liegt die Schuld ohne Zweifel zum Theil an der Trägheit der Einwohner und ihrer Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten; aber noch weit häufiger an den natürlichen und unvermeidlichen Hindernissen, die sich der Einführung einer bessern Wirthschaft in den Weg stellen. Das erste dieser Hindernisse ist die Armuth der Landleute; und daß sie noch nicht Zeit genug gehabt haben, sich eine hinlängliche Anzahl Vieh, so wie sie zur vollständigen Bestellung ihrer Felder nothwendig wäre, anzuschaffen; indem eben der erhöhte Viehpreis, der es ihnen vortheilhaft macht, mehr Vieh, als ehedem zu halten, ihnen zugleich die Anschaffung des Viehes erschwert. Das zweite Hinderniß ist, daß ihre Felder noch nicht haben in den Stand gesetzt werden können, die vermehrte Anzahl Vieh gehörig zu ernähren, wenn sie auch vermögend wären, es anzukaufen. Der Viehstand und der Ackerbau sind zwei Sachen, welche immer mit einander Hand in Hand gehen müssen, und wovon keine in ihren Fortschritten der andern sehr zuvorlaufen kann. Ohne vermehrten Viehbestand, kann keine besondere Verbesserung des Ackerbaues vorgehen; und der Viehbestand kann nicht um viel vergrößert werden, wenn nicht der Ackerbau zuvor verbessert worden ist, weil sonst keine Früchte vorhanden sind, von welchen man das Vieh unterhalten kann. Diese natürlichen Hindernisse, die der Einführung jedes neuen verbesserten Wirthschaftssystems im Wege stehen, können nur mit der Länge der Zeit, und durch anhaltenden Fleiß und Sparsamkeit überwunden werden. Vielleicht muß noch ein halbes, oder selbst

ein ganzes Jahrhundert hingehen, ehe die alte Art der Wirthschaft, die nach und nach in Schottland aus der Mode kömmt, in allen Theilen dieses Landes völlig abgeschafft wird.

Indeß ist vielleicht unter allen Vortheilten, in Absicht des Nahrungsstandes, welche Schottland, von der Vereinigung mit England, eingeerntet hat, dieses Steigen der Viehpreise einer der größten. Es hat nicht nur allen Landgütern in den Hochländern einen höhern Werth gegeben: sondern es hat auch die bessere Cultur des ganzen niedern Landes befördert.

In allen neu angelegten Kolonien ist die große Menge wüsten Landes, die zu nichts anderm, als zur Weide fürs Vieh, angewandt werden kann, Ursache, daß dieses sich ausnehmend vermehrt; und jeder Ueberfluß einer Sache bringt Wohlfeilheit derselben hervor. Obgleich ursprünglich alles Vieh, was den europäischen Kolonien in Amerika zugehörte, aus Europa dahin war gebracht worden: so vervielfältigte es sich doch dort so schnell, und verlorh dadurch so sehr seinen Werth, daß man selbst Pferde frei und wild in den Wäldern herumlaufen ließ, ohne daß ihre Eigenthümer es der Mühe werth hielten, sie aufzusuchen. Sehr lange Zeit muß nach der Errichtung solcher Kolonien vergehen, ehe es ihnen vortheilhaft seyn kann, Vieh mit den Erzeugnissen künstlich bestellter Aecker zu füttern. Sehr wahrscheinlich also wird dort durch den Mangel an Düngung, und durch das Mißverhältniß, zwischen der Größe der zu bebauenden Ländereien, und der Anzahl des zu ihrem Anbau gebrauchten Viehes, eben das Landwirthschaftssystem entstehen, welches noch jetzt in so vielen schottischen Gegenden herrscht. Kalin, ein schwedischer Reisender, sagt in dem Berichte, den er uns von dem Zustande der nordamerikanischen Landwirthschaft, im Jahre 1749, giebt, daß er dort den Charakter des englischen Landes

Landwirths, der in allen Zweigen des Landbaues einen so wohl erworbenen Ruhm besitze, nicht habe wieder erkennen können. „Sie düngen,“ sagt er, „ihre Getreidefelder beinahe gar nicht: sondern, wenn ein Stück Land durch mehrere ihm hinter einander abgeforderte Ernten erschöpft ist, so lassen sie es wüste liegen, und bauen dafür ein anderes, noch unberührtes, an, welches sie eben so, wenn es erschöpft ist, mit einem dritten vertauschen. Ihr Vieh lassen sie in Wäldern und Wüsten herumirren, wo es beinahe Hungers stirbt, weil alle die nur ein Jahr dauernden Grasarten längst schon durch die zu zeitige Abhütung im Frühjahr, die weder Blüthen noch Saamen von ihnen zu Stande kommen läßt, ausgerottet worden sind. *)“ Diese einjährigen Gräser waren ehemals in diesem Theile von Amerika, wie es scheint, vortreflich. Als die Europäer sich daselbst festsetzten, wuchsen sie sehr dicht, und drei bis vier Fuß hoch. Ein Stück Wiese, sagt jener Verfasser, das zur Zeit, als er schrieb, nur kümmerlich eine Kuh ernähren konnte, würde, nach glaubwürdigen Zeugnissen, in vorigen Zeiten vier ernährt haben, — und Röhre, wovon jede viermal so viel Milch, als eine der gegenwärtigen gegeben hätte. Nach seiner Meinung kommt die in Amerika bemerkliche Verschlechterung des Viehes, die von einer Generation zur andern zunimmt, von der Armuth der Weide her. Ohne Zweifel war die dürstige, kleine Race von Vieh, die vor dreißig oder vierzig Jahren durch ganz Schottland so gemein war, eben dieser Ursache zuzuschreiben. Wenigstens hat sie sich seit der Zeit, ohne daß die Race selbst wäre verändert worden, bloß dadurch merklich verbessert, daß man das Vieh besser genährt hat.

Obz

*) Kalms Reisen, I. Th.

Obgleich der Fortgang des Ackerbaues schon weit gediehen seyn muß, ehe der Preis des Viehes so hoch steigt, daß es die Mühe lohnt, das Futter für dasselbe auf gepflügten Aeckern anzubauen: so ist doch unter allen Producten dieser zweiten Gattung, Vieh das Erste, welches zu diesem Preise gelangt. Und die Ursache ist, weil, ehe und bevor das Vieh auf diese Art unterhalten wird, die Landwirthschaft überhaupt nicht zu derjenigen Vollkommenheit gelangen kann, welche sie in vielen Theilen von Europa wirklich erreicht hat.

So wie zahmes Vieh wahrscheinlich zu den ersten Producten gehört, so gehört Wildpret wahrscheinlich zu den letzten Producten, die einen solchen Preis erlangen. Der Preis des Wildprets in England, so übermäßig hoch er scheinen mag, ist doch nicht hoch genug, um die Unkosten von der Anlage eines Thiergartens zu vergüten, wie alle die wissen werden, welche den Versuch damit gemacht haben. Wäre das Gegentheil: so würde bald, Wildpret aufzuziehen, ein gemeiner Artikel der Landwirthschaft werden, so wie es bei den alten Römern einer war, die kleinen Vögel, die sie *turdos* nannten, aufzuziehen. Varro und Columella versichern uns, daß dieses ein sehr einträglicher Artikel war. Eben so einträglich soll, in einigen Gegenden von Frankreich, das Fettmachen der Ortolanen seyn, einer Art Zugvögel, die ganz mager ins Land kommen. Bleibt das Wildpret eine so beliebte Speise der Reichen und Vornehmen, und steigt Reichthum und Luxus in Großbritannien, wie bisher: so wird dessen Preis gewiß noch höher werden, als er gegenwärtig ist.

Zwischen dem Zeitpunkte, in dem Fortschritte der Cultur, wo ein so nothwendiger Artikel, als Vieh, die größte mögliche Höhe seines Preises erreicht, und dem, wo eine so überflüssige Sache, als Wildpret, eben dahin kommt, ist ein weiter Raum, während dessen mehrere

rere andre rohe Erzeugnisse nach und nach zu diesem höchsten Preise gelangen; einige früher, andre später, nachdem die Umstände die eine Gattung vor der andern begünstigen.

Auf jedem Landgute wird, zum Beispiel, von den Abgängen aus Scheuern und Ställen, eine Anzahl Federvieh unterhalten. Dieses, da es mit Sachen genährt wird, die außerdem ganz unnütz wären, kann als ein künstliches Hülfsmittel angesehen werden, ein Eigenthum, welches man sonst verlieren würde, aufzubewahren und zu nutzen. Da es nun dem Landmanne in diesem Falle wenig kostet: so kann er es auch um einen geringen Preis verkaufen. Alles, was er von dem Verkaufe einnimmt, ist immer reiner Gewinn; und kaum kann der Preis davon je so tief sinken, daß er ihn abschrecken sollte, jene Anzahl aufzuziehen. In Ländern, die schlecht angebauet, und also dünn bewohnt sind, ist das, auf diese Weise, groß gezogene Federvieh oft völlig hinlänglich, die ganze darnach vorhandene Nachfrage zu befriedigen. In diesem Zustande der Dinge ist also Geflügel oft so wohlfeil, als Schlachtvieh, oder als irgend eine Art Nahrungsmittel aus dem Thierreiche. Indeß kann die ganze Quantität des auf solche Art, ohne Unkosten, groß gezogenen Federviehes, auf jedem Landgute nicht anders, als ein geringer Theil des ebendasselbst gezogenen Schlachtviehes seyn. Was aber selten ist, wird in Zeiten des Reichthums und des Wohllebens, bei gleicher innern Nützbarkeit, dem, was gemein ist, vorgezogen. So wie also, zu Folge der zunehmenden Landescultur, auch Reichthum und Luxus in einem Lande steigen: so steigt auch der Preis des Federviehes nach und nach über den Werth des Schlachtviehes; bis er endlich so hoch kömmt, daß auch zur Fütterung des Federviehes eigene Ländereien mit Vortheil angebauet werden können. Diese Höhe des Preises ist das Ziel, über welches er nicht

nicht wohl steigen kann. Stiege er höher: so würde mehr Land zu diesem Gebrauche angewandt, mehr Federvieh gezogen, und dadurch der Preis wieder ins Gleichgewicht gebracht werden.

In mehreren Provinzen Frankreichs wird das Aufziehen von Federvieh für einen sehr wichtigen Artikel der Landwirthschaft gehalten; und der Gewinnst davon ist groß genug, um den Landmann zu bewegen, daß er indianisch Korn und Buchweizen ausdrücklich zu diesem Behufe anpflanzt. Ein Pächter eines mittelmäßigen Landgutes kann daher vielleicht auf vierhundert Stücke in seinem Hofe herumlaufend haben.

In England scheint das Aufziehen des Federviehes nicht für eine Sache von so großer Erheblichkeit gehalten zu werden. Und doch ist es in England theurer, als in Frankreich; — welches schon daher erhellet, daß noch viel Federvieh aus Frankreich nach England geführt wird.

Natürlicher Weise geht in den verschiedenen Perioden des fortschreitenden Landbaues, die, wo jede Gattung von Nahrungsmitteln aus dem Thierreiche am theuersten ist, unmittelbar vor derjenigen vorher, wo es allgemein üblich wird, diese Gattung auf eigends dazu bearbeiteten Aeckern zu erzielen. Denn einige Zeit zuvor, ehe dieser Anbau allgemein wird, muß die Seltenheit nothwendig den Preis erhöhen. Ist er aber einmal allgemein: dann wird über die Methode, diese Art Thiere zu füttern, so viel nachgedacht, daß der Landmann bald lernt, wie er ihrer eine größere Anzahl auf demselben Flecke Ackers unterhalten könne. Die vermehrte Anzahl nöthigt ihn sodann, wohlfeiler zu verkaufen; sie setzt ihn aber zugleich in den Stand, ohne seinen Schaden wohlfeiler verkaufen zu können. Könnte er dieß nicht: so würde sich der reiche Vorrath gar bald wieder vermindern. — Wahrscheinlich ist es auf diese Weise geschehen, daß

daß der eingeführte Anbau des Klees, der Rüben, der Möhren und des Krauts, den gewöhnlichen Preis des Fleisches auf dem Londoner Markte um etwas niedriger gemacht hat, als er im Anfange des letzten Jahrhunderts war.

Das Schwein, welches seine Nahrung im Unflath findet, und Dinge begierig verschlingt, die von allen andern nützlichen Thieren verschmäht werden, wird auch ursprünglich, so wie das Federvieh, bloß als Mittel, das sonst wegzuworfende noch zu nutzen, aufgezogen. So lange diejenige Anzahl dieser Thiere, welche auf solche Art ohne Kosten, oder mit sehr geringen Kosten erzogen wird, noch hinlänglich ist, die ganze Nachfrage nach denselben zu befriedigen: so lange kommt Schweinefleisch viel wohlfeiler, als jedes andre Fleisch zu Markte. Wenn aber die Nachfrage größer wird, als daß durch diese Quantität ihr Genüge geschehen könnte, und es also nothwendig wird, zum Füttern und Fettmachen der Schweine, eben sowohl eigene Producte anzubauen, wie sie zur Fütterung und Mästung anderer Thiere angebauet werden: so muß auch der Preis des Schweinefleisches steigen. Und es wird bloß von den zufälligen Umständen des Landes und des Ackerbaues, welche die Fütterung des Schweines kostbarer oder minder kostbar machen, abhängen, ob der Preis des Schweinefleisches theurer oder wohlfeiler seyn soll, als der Preis andrer Arten von Fleisch. In Frankreich steht, nach dem Grafen Buffon, das Schweinefleisch mit dem Rindfleische in gleichem Preise; in England ist es gegenwärtig an den meisten Orten etwas theurer.

Man hat mehrmahlen in Großbritannien den so sehr gestiegenen Preis des Feder- und des Schweineviehes, der Verminderung der Häusler und kleinen Ackerleute auf dem Lande zugeschrieben; einem Ereignisse, das in allen Ländern von Europa unmittelbar vor der Verbesserung

ferung des Ackerbaues vorhergegangen ist, aber auch an sich schon beigetragen haben kann, den Preis dieser Artikel sowohl etwas früher, als etwas schneller, in die Höhe zu treiben, als es sonst geschehen seyn würde. So wie die ärmste Familie doch oft einen Hund oder eine Katze unterhält, weil diese Thiere ihr wenig oder nichts kosten: so kann auch der Eigenthümer des kleinsten Flecken Ackers doch etwas Federvieh oder ein Paar Schweine aufziehen. Die geringen Ueberreste seiner eigenen Mahlzeiten, die Kleien von seinem Mehl, die Molken von seiner Milch, versorgen diese Thiere mit einem Theile ihrer Nahrung, und das übrige finden sie in den benachbarten Feldern, ohne irgend jemanden merklichen Schaden zu thun. Wenn die Anzahl dieser kleinen Eigenthümer vermindert wird: so muß auch nothwendig die Quantität dieser, mit wenigen oder ohne alle Kosten, erzeugten Lebensmittel vermindert werden: und ihr Preis muß dadurch eher und schneller in die Höhe gehen, als es, ohne diesen Umstand, geschehen seyn würde. Indesß würde dieser Preis auf alle Fälle gestiegen seyn, wenn die Landescultur ihren Fortgang behielt, und würde, früher oder später, die größte mögliche Höhe, das heißt, diejenige erreicht haben, wo er die Unkosten und die Arbeit einer ausdrücklich zu der Erzeugung dieser Art von Nahrungsmitteln veranstalteten Cultur, eben so reichlich bezahlt, als sie durch die meisten übrigen Arten des Unbaues bezahlt werden.

Auch die Milchwirthschaft wird, wie das Aufziehen von Schwein- und Federvieh, anfänglich nur als ein Nebenwerk behandelt, wodurch man nur das, was sonst verlohren gehen würde, zu benutzen sucht. Das auf einem Landgute unentbehrliche Vieh bringt mehr Milch hervor, als zum Aufbringen der jungen Zucht nothwendig ist, oder von der Familie und dem Gesinde des Landmanns verzehrt werden kann; und es bringt die meiste
Milch

Milch nur in einer bestimmten Jahreszeit hervor. Dieses Product ist aber zugleich unter allen, welche die Landwirthschaft gewährt, dem schnellsten Verderbnisse ausgesetzt. Im heißen Sommer, wenn die Kühe die meiste Milch geben, läßt sie sich kaum vier und zwanzig Stunden aufbehalten. Der Pächter oder Bauer, der diese Milch in frische Butter verwandelt, kann sie dadurch in kleinen Quantitäten für eine Woche, — wenn er gesalzene Butter daraus macht, kann er sie in größern Vorräthen für ein ganzes Jahr — und wenn er Käse daraus macht, kann er sie in noch größern Quantitäten für viele Jahre sammeln und aufbewahren. Ein Theil von allen diesen wird im Hause und im Hofe des Landmanns verzehrt. Was darüber ist, wird von ihm zu Markte getragen, und um den besten Preis, der dafür zu erhalten steht, verkauft. Dieser Preis kann schwerlich je so niedrig seyn, daß er den Landmann abschrecken sollte, das, was von seinem eigenen und seiner Familie Gebrauche übrig bleibt, zu Markte zu schicken. — Wäre der Preis sehr niedrig: so würde die wahrscheinliche Folge davon nur seyn, daß der Landmann bei seiner Milchwirthschaft nachlässiger zu Werke gieng, und für Reinlichkeit weniger sorgte. Er würde alsdann vielleicht dieser Arbeit kein eigenes Gebäude oder Zimmer widmen, sondern sie in dem Rauche und Schmutze seiner Küche oder seiner Hausflur verrichten lassen; — wie dieß auf den meisten schottischen Vorwerken sonst geschah, und auf vielen noch geschieht. Dieselben Ursachen, welche die Fleischpreise, bei steigendem Anbau des Landes, erhöhen, ich meine, die Vermehrung der Nachfrage darnach, und die Verminderung derjenigen Quantität der Waare, welche nur nebenher, ohne alle, oder mit sehr geringen Kosten, erzeugt wird, — eben diese Ursachen machen auch mit der Zeit, daß die Erzeugnisse der Milchwirthschaft in die Höhe

Höhe gehen, indem ihr Preis mit dem Preise des Viehes, und mit den Unkosten, welche dessen Fütterung verursacht, in nothwendiger Verbindung steht. Wird der Preis höher, so bezahlt er auch mehrere auf die Sache gewandte Arbeit und Kosten. Der Milchkeller wird alsdann ein Gegenstand, der die Aufmerksamkeit des Landwirths verdient; und was darin enthalten ist, wird nach und nach an Qualität besser. Endlich kommt der Preis so hoch, daß es dem Landmanne die Mühe lohnt, einige seiner besten, und am besten bestellten Aecker, bloß zur Unterhaltung desjenigen Viehes, welches ihm Milch bringt, anzuwenden. Dieses aber ist auch die Gränze, welche jener Preis nicht überschreiten kann. Thäte er es: so würden bald so viel mehr Ländereien diesem Gegenstande gewidmet werden, daß der Preis wieder herunter gehen müßte.

In England sind Milch und die Erzeugnisse von Milch fast durchaus auf diesen hohen Preis gekommen; und der Beweis davon ist, daß daselbst allenthalben gemeine Pächter viel gutes Land bloß dazu anwenden Vieh zum Behufe des Milchkellers zu halten. In Schottland ist dieß, ausgenommen in der Nachbarschaft weniger großen Städte, selten; und wahrscheinlich sind also die Preise jener Erzeugnisse noch nicht hoch genug, um der Milchwirtschaft gutes und angebauetes Land widmen zu können. In der That sind auch die schottischen Milchwaaren in eben dem Grade schlechter, als sie wohlfeiler sind. Aber diese ihre schlechte Qualität ist mehr die Wirkung, als die Ursache ihres niedrigen Preises. Wahrscheinlich würde, bei den gegenwärtigen Umständen des Landes, auch bessere Milch, Butter und Käse, doch nicht zu viel bessern Preisen, verkauft werden können. Und diese Preise, welche zu haben sind, verlohnen die Mühe und Unkosten nicht, welche auf die Erzeugung besserer Waaren gewandt werden müßten. Auch in Eng-

land,

land, so hoch die Preise der Milchwaaren sind, wird doch der Ertrag von Ländereien, die diesem Gegenstande gewidmet sind, nicht für höher, als der Ertrag von Ländereien gehalten, auf welchen Getreide gebauet oder Schlachtvieh gezogen wird, welche die beiden Hauptgegenstände jeder Landwirthschaft ausmachen. In Schottlands meisten Gegenden kann jener Ertrag diesem nicht gleich kommen.

Die Aecker keines Landes können, dieß ist augenscheinlich, vollkommen und durchaus angebauet seyn, als bis die Preise aller Früchte, welche der menschliche Fleiß auf denselben zu erzeugen veranlaßet wird, hoch genug steigen, um die auf eine vollständige und sorgfältige Bebauung zu wendende Mühe und Kosten zu belohnen. Wenn dieß seyn soll, muß der Preis jedes einzelnen Products groß genug seyn, um dem Grundeigenthümer eine Rente, so wie sie jedes gute Kornland giebt, (denn dieß ist der Maßstab, nach welchem sich die Rente jedes andern angebaueten Landes richtet) zu bezahlen; und zweitens, um dem Pächter Arbeitslohn und Kostenersatz, oder mit andern Worten, sein hineingestecktes Kapital mit solchen Zinsen wieder zu erstatten, als er sie von gutem Kornlande erwarten kann. Das Steigen der Preise muß bei jedem Producte vor dem Anbau und der Verbesserung der Ländereien, auf welchen es erzeugt wird, vorhergehen. Gewinn ist der Zweck jeder wirthschaftlichen Verbesserung; und sie verdient diesen Namen nicht, wenn Verlust die Folge davon ist. Aber Verlust muß bei dem sorgfältigen Anbau eines Ackers erfolgen, dessen Früchte einen zu niedrigen Preis haben, um die Unkosten zu ersetzen. Wenn es also als der größte Nationalvortheil anzusehen ist, ein durchgängig wohl angebauetes Land zu haben: so sollte auch billig das Steigen der Preise aller gedachten rohen Erdproducte, worüber man so oft, als über ein Unglück klagt, als der

Vor-

Vorbothe und der Gefährte dieses größten Nationalvortheils, allgemeine Zufriedenheit erwecken.

Dieses Steigen der Geldpreise der Erdfrüchte ist nicht die Folge von einer Herabwürdigung des Silbers, sondern die Folge von einer höhern Schätzung jener Erzeugnisse gewesen; sie sind nicht nur eine größere Quantität Silbers, sondern auch eine größere Quantität Arbeit werth geworden, als sie zuvor waren. So wie es mehr Arbeit gekostet hat, und mehr Lebensmittel aufgewandt werden mußten, um sie zu Markte zu bringen: so stellen sie auch, wenn sie daselbst sind, eine größere Quantität von beiden vor, oder sind das Aequivalent einer größern.

D r i t t e G a t t u n g.

Die dritte und letzte Gattung der rohen Erproducte, deren Preis, im Fortgange der Landescultur, steigt, ist diejenige, bei welcher die Wirkung des menschlichen Fleißes zu ihrer Vermehrung ungewiß und von Zufällen abhängig ist. Obgleich also auch auf diese Producte die allgemeine Verbesserung der Landescultur die gewöhnliche Wirkung thut, ihre Preise zum Steigen zu bringen: so kann es doch, da bei ihnen mehrere Zufälle den Erfolg des menschlichen, zu ihrer Vervielfältigung angewandten, Fleißes bald aufhalten, bald befördern, sehr oft geschehen, daß ihr Preis, bei sehr verschiedenen Graden der Landescultur, unverändert bleibt, und bei demselben Grade mehr oder weniger steigt.

Es giebt gewisse Arten von rohen Producten, welche die Natur gleichsam nur als Anhängsel zu andern Producten hervorbringt, und deren Quantität also nothwendig von der Quantität des Hauptproducts abhängt, mit welchem sie verbunden sind. Zum Beispiele, wie
viel

viel oder wenig Wolle und rohe Häute ein Land liefern soll, hängt davon ab, wie viel groß oder klein Vieh in demselben erzeugt wird. Und dieß wird wieder durch den Grad der Vollkommenheit bestimmt, auf welchen der Ackerbau und die Landescultur in demselben gestiegen sind.

Man sollte denken, dieselben Ursachen, welche mit der fortschreitenden Cultur, das Fleisch stufenweise theurer machen, müßten auf Wolle und rohe Häute gleiche Wirkung thun, und die Preise der letztern müßten mit dem Preise des erstern sich immer ebenmäßig vermehren. Dieß würde auch wahrscheinlich geschehen, wenn der Markt für diese Waaren nicht ausgebreiteter, als für jene wäre. Aber in dieser Absicht ist der Unterschied zwischen beiden sehr groß.

Der Markt für Fleisch ist fast allenthalben auf das Land, worin es hervorgebracht wird, eingeschränkt. Irland zwar, und einige Theile des (ehedem) britischen Amerika, führen einen beträchtlichen Handel mit eingesalzenem Fleische; aber ich glaube auch, daß dieß die einzigen Länder sind, wo dergleichen geschieht, oder aus welchen ein beträchtlicher Theil ihrer Fleischwaaren nach andern Ländern versührt wird.

Der Markt für Wolle und rohe Häute hingegen ist, selbst in der Periode der erst anfangenden und unvollkommenen Cultur, selten auf das Land, welches sie hervorbringt, eingeschränkt. Sie können leicht nach entfernten Ländern versendet werden: Wolle ohne alle Zurichtung, und rohe Häute mit sehr geringer Zurichtung. Und da sie die Materialien für sehr viele Handwerke sind: so kann der Kunstfleiß andrer Länder eine Nachfrage nach denselben veranlassen, wenn in dem sie producirenden Lande noch keine Nachfrage vorhanden ist.

In schlecht bebaueten und dünn bevölkerten Ländern ist das Verhältniß des Preises der rohen Häute und der Wolle zu dem Preise des ganzen Thieres immer weit größer, als in Ländern, wo der ausgebreitetere Anbau und die größere Bevölkerung die Nachfrage nach Schlachtvieh beträchtlich macht. Hume bemerkt, daß zur Zeit der Angelsachsen, die Wolle eines Schafs für zwei Fünftel des Werths des ganzen Schafs gehalten wurde, und daß diese Schätzung das gegenwärtige zwischen beiden bestehende Verhältniß weit übertrifft. In einigen Provinzen, wird, wie man mir versichert hat, das Schaf oft lediglich der Wolle und des Talges wegen geschlachtet. Den übrigen Körper läßt man auf der Erde verfaulen, oder überläßt ihn den Thieren und Raubvögeln zur Beute. Wenn dieß in Spanien zuweilen geschieht: so geschieht es in Chili, zu Buenos-Ayres, und in vielen andern Theilen des spanischen Amerika, beständig. — Hier wird allenthalben das Hornvieh, bloß der Häute und des Talges wegen, geschlachtet. Auch in Hispaniola war dieß der gewöhnliche Fall, zur Zeit, da noch die Boucaniers *) diese Insel beunruhigten, und ehe die französischen Pflanzer, welche jetzt beinahe die ganze westliche Hälfte der Insel, längst der Küste, inne haben, sich daselbst festsetzten, sie bevölkerten und anbaueten. Diese waren es, die zuerst dem

Viehe

*) So nannte man französische Abendtheurer, die sich, auf der Insel St. Domingo, während der Zeit, daß sie den Spaniern allein gehörte, festgesetzt hatten, anfangs von der Jagd und dem Schleichhandel mit den spanischen Kolonien lebten, bald aber auch Seeräubereien trieben, und eine Zeitlang in jenen Gewässern sehr gefürchtet wurden.

Viehe der Spanier, welche in dem Besitze der östlichen Küsten und des ganzen innern gebirgigen Landes blieben, einigen Werth gaben.

Obgleich mit fortschreitendem Landesanbau der Preis des ganzen Thieres nothwendig steigt: so wird doch der Preis seines Fleisches wahrscheinlicher Weise weit mehr durch diese Fortschritte verändert, als der Preis seiner Haut und seiner Wolle. Für das Fleisch von einem Thiere ist, in dem noch ungebildeten Zustande der Gesellschaft, der Markt auf das Land, worin es erzeugt worden war, eingeschränkt; und dieser Markt erweitert sich nothwendig in dem Maße, als die Cultur dieses Landes zunimmt. Aber für seine Haut und seine Wolle erstreckt sich, selbst in dem Zustande der Barbarei, der Markt allenthalben hin, wo sie abgesetzt werden können: folglich so weit, als die handelnde Welt geht; und dieser Markt erweitert sich selten in eben dem Verhältnisse, als der erstere. Die Verbesserungen, die in dem Anbau eines einzelnen Landes vorgehen, können nicht den Zustand der ganzen handelnden Welt ändern. Für Waaren also, welche diese zu ihrem Markte haben, kann leicht, nach allen jenen Verbesserungen, der Absatz unverändert, oder doch ziemlich derselbe bleiben. Doch, wenn der Lauf der Dinge nicht gestört wird: so muß am Ende auch der allgemeine Markt aller Nationen, durch die Fortschritte, welche die einzelnen machen, etwas erweitert werden. Wenn die Manufacturen, von welchen die gedachten thierischen Producte die Materialien sind, je in dem Lande, wovon die Rede ist, zu blühen anfangen: so wird der Markt für diese Producte dadurch zwar nicht merklich erweitert, aber er kommt den Orten, wo sie erzeugt werden, näher; wodurch also ihr Preis um so viel steigen kann, als die Kosten des ehemaligen Transports derselben in fremde Länder betragen. Wenn also auch dieser Preis nicht in dem Maße steigt, als der

Preis der Fleischwaare: so muß er doch natürlicher Weise um etwas steigen; — wenigstens kann er nicht fallen.

In England, so blühend auch seine Wollmanufakturen jetzt sind, ist gleichwohl der Preis der Wolle, seit Eduards des dritten Zeiten, merklich gefallen. Aus urkundlichen Nachrichten erhellet, daß um das Jahr 1339, oder um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, zu welcher Zeit dieser Fürst regierte, der für mäßig oder billig gehaltene Preis von acht und zwanzig Pfunden, oder einem Tod englischer Wolle *), nicht weniger, als zehn Schillinge damaligen Geldes war **), welche, da sie, (zwanzig Pfennige Sterling auf eine Unze Silber gerechnet) sechs Unzen Silber, Towergewicht, ausmachen, ungefähr dreißig Schillingen unsers jetzigen Geldes gleich sind. Nun werden aber gegenwärtig ein und zwanzig Schillinge für einen guten Preis eines Todes guter englischer Wolle gehalten. Der Geldpreis der englischen Wolle also, zu Eduards des dritten Zeiten, war gegen den jetzigen Geldpreis in dem Verhältnisse von zehn zu sieben. — Geben wir auf den reellen Preis Achtung: so ist der Unterschied noch weit größer. Da damals der Quarter Weizen sechs Schillinge und acht Pfennige Sterling galt: so waren zehn Schillinge der Preis von zwölf Bussheln. Jetzt gilt der Quarter acht und

*) Von diesen Pfunden englischen Handelsgewichts, welches bei der Wolle gebraucht wird, und Avoir du pois Gewicht heißt, sind $103\frac{3}{4} = 100$ Berliner Pfunden.

H. d. U.

**) C. Smith's Memoirs of Wool, Vol. I. C. 5. 6 und 7; auch Vol. II. C. 176.

und zwanzig Schillinge; und ein und zwanzig Schillinge sind also der Preis nur von sechs Bussheln. Das Verhältniß der reellen Preise also, in der damaligen und in der jetzigen Zeit, ist wie zwölf zu sechs, oder wie zwei zu eins. Dieselbe Quantität Wolle hätte in jener alten Zeit doppelt so viel Lebensmittel erkaufte, als heut zu Tage, und also auch doppelt so viel Arbeit erkaufen können, wenn die Arbeit damals eben so gut, als jetzt, gelohnt wurde.

Diese Herabwürdigung der Wollpreise, sowohl der nach Gelde berechneten, als der reellen, hätte, nach dem natürlichen Laufe der Dinge, nie erfolgen können. Sie war also nothwendig die Wirkung des Zwanges und künstlicher Veranstellungen. Und diese waren, erstlich, das unbedingte Verboth der Wollausfuhr aus England; zweitens die Erlaubniß, spanische Wolle zollfrei einzuführen; drittens, das Verboth, die irländische Wolle anders wohin, als nach England zu führen. Durch diese drei Verordnungen wurde der Markt für die englische Wolle, anstatt durch die Fortschritte der Cultur in England etwas erweitert zu werden, auf den inländischen Absatz eingeschränkt, bei welchem überdieß die Concurrenz der ausländischen Wolle gestattet, und die Concurrenz der irländischen erzwungen wurde. Da überdieß die Wollmanufacturen in Irland so sehr, als es nur, ohne unmittelbare Verlegung von Recht und Billigkeit, geschehen kann, niedergehalten worden sind: so können die Irländer nur einen kleinen Theil ihrer Wolle verarbeiten, und schicken also einen desto größern nach England, dem einz'gen ihnen zugestandenen Markte.

Ueber die Preise roher Häute in alten Zeiten habe ich keine eben so sichern Nachrichten auffinden können. Von Wolle wurde gemeiniglich dem Könige eine Steuer bezahlt; und die Schätzung der Wolle in den Registern

dieser Abgaben, setzt wenigstens einigermaßen den gewöhnlichen Preis derselben ins Licht. Mit rohen Häuten war dieß nicht der Fall. Doch hat Fleetwood, aus einem Vergleiche, der im Jahre 1425 zwischen dem Prior einer Congregation zu Oxford und einem von seinen Canonicis getroffen wurde, den Preis der Häute, wenigstens, wie er bei dieser besondern Gelegenheit festgesetzt worden war, bekannt gemacht, nemlich für fünf Ochsen zwölf Schillinge; für fünf Kuhhäute sieben Schillinge und drei Pfennige; für sechs und dreißig Schafhäute von zweijährigen Schafen, neun Schillinge; für sechzehn Kalbshäute zwei Schillinge. Nun enthielten zwölf Schillinge, im Jahr 1425, ungefähr so viel Silber, als gegenwärtig vier und zwanzig Schillinge. Eine Ochsenhaut galt also an Silber so viel, als heut zu Tage 4 $\frac{2}{3}$ Schillinge betragen. Dieß ist beträchtlich weniger, als in Gelde heut zu Tage dafür bezahlt wird. Aber, da der Quarter Weizen damals sieben Schillinge und acht Pfennige galt: so konnte man für zwölf Schillinge 14 $\frac{2}{3}$ Buschel Weizen einkaufen, die jetzt, da der Buschel drei Schillinge und sechs Pfennige gilt, ein und funfzig Schillinge und vier Pfennige kosten würden. Für eine Ochsenhaut konnte man also in jener alten Zeit eben so viel Korn kaufen, als gegenwärtig mit zehn Schillingen und drei Pfennigen unsers Geldes; und zehn Schillinge und drei Pfennige war demnach ihr reeller Preis. — Wir können nicht annehmen, daß damals die Häute vorzüglich groß waren gewesen, da das Vieh den größten Theil des Winters hindurch halb verhungern mußte. Gegenwärtig wird eine Ochsenhaut, die vier Steine, jeden zu sechzehn Pfunden Handelsgewicht, wiegt, für feine schlechte gehalten; in jenen Zeiten würde sie wahrscheinlich eine sehr gute gewesen seyn. So eine Haut würde aber jetzt (im Februar 1773), nur zehn Schillinge gelten. Dieß ist im Gelde weit mehr, als
der

der damalige Preis betrug; an wahren Werthe aber, oder in Rücksicht der Quantität Lebensmittel, die man dafür erkaufen kann, ist es etwas weniger. Der Preis der Rindhäute ist, in der oben angeführten alten Rechnung, gegen den Preis der Ochsenhäute, ziemlich in dem Verhältnisse, welches beide noch jetzt gegen einander haben. Der Preis der Schaffelle ist weit höher. Wahrscheinlich wurden sie sammt der Wolle verkauft. Kalbsfelle hingegen sind weit niedriger. In Ländern, wo der Viehpreis nicht hoch ist, werden Kälber, die man nicht zur Ergänzung der Heerde aufziehen will, sehr jung geschlachtet, wie dieß in Schottland noch vor zwanzig bis dreißig Jahren der Fall war. Man gewinnt auf diese Weise die Milch, welche der Preis des Kalbes, wenn man es hätte länger saugen lassen, nicht bezahlen würde. Allein die Felle so jung geschlachteter Kälber sind gemeiniglich nicht so brauchbar.

Der Preis roher Häute ist gegenwärtig um ein beträchtliches geringer, als vor einigen Jahren. Wahrscheinlich kommt dieß davon her, daß man die eingeführten Seehundsfelle von der vorigen Abgabe befreiet, und, im Jahre 1769, die rohen Häute aus Irland und den Kolonien zollfrei einzuführen erlaubt hat. Nimmt man den Durchschnitt von sämmtlichen Preisen dieses Jahrhunderts: so wird man diesen wahrscheinlich etwas höher, als den Preis jener alten Zeit finden. Die Natur dieser Waare erschwert den Transport derselben in fremde Länder; auch leiden sie darunter, wenn sie lange aufbehalten werden. Eine eingefalgene Haut wird für schlechter gehalten, und gilt weniger, als eine frische. Dieser Umstand muß nothwendig dazu beitragen, die Preise der rohen Häute in einem Lande, welches sie nicht selbst verarbeitet, sondern sie auszuführen genöthigt ist, zu erniedrigen, und sie hingegen in demjenigen zu erhöhen, welches sie verarbeitet. Er muß dazu beitragen, sie
in

in einem noch uncultivirten Lande wohlfeiler, und in einem wohl angebaueten und durch Manufactur blühenden Lande theurer zu machen.

Ueberdies sind unsere Gerber nicht so glücklich, als unsere Tuchmacher gewesen, die Gesetzgeber der Nation zu überzeugen, daß die Wohlfahrt des gemeinen Wesens von dem blühenden Zustande ihrer besondern Manufactur abhängt. Sie sind daher auch von denselben weniger begünstiget worden. Zwar ist die Ausfuhr roher Häute verbothen, und für ein Nuisance *) erklärt worden; aber die aus der Fremde eingeführten sind doch mit einer Abgabe belegt worden. Und wenn auch diese Abgabe, von den aus Irland und den Kolonien eingeführten Häuten (nur auf fünf Jahre jedesmal) abgenommen worden ist: so hat man doch Irland nicht genöthigt, alle seine, zum inländischen Gebrauche entbehrlichen Häute, nach England zu Markte zu schicken.

Den Kolonien ist erst seit wenigen Jahren verbothen, die rohen Häute von gemeinem Viehe nach andern Orten, als nach dem Mutterlande, zu versenden. Irlands Handel aber hat man, bis jetzt, mit dieser Unterdrückung zu Gunsten der brittischen Manufacturen, noch verschont.

Alle

*) Nuisance ist in der englischen Rechtsprache der Name einer besondern Gattung ungerechter Handlungen, und zwar solcher, welche an sich nicht unerlaubt sind, aber es dadurch werden, daß sie in ihren Folgen andere Leute beschweren, oder ihr Eigenthum beeinträchtigen, wie zum Beispiele, wenn jemand eines andern Fenster verbauet. Werden durch die Nuisances nur einzelne Personen beeinträchtigt: so geben sie Anlaß zu einer Action, oder zu einer Civilklage. Leiden dadurch alle Unterthanen des Königs: so ist es ein Criminalverbrechen. Man sehe Blackstone im dritten Bande, S. 216. u. f.

Alle Verordnungen, welche dahin abzuwecken, Wolle und rohe Häute wohlfeiler zu erhalten, als sie, nach dem natürlichen Gange der Sachen, seyn würden, haben in einem wohl angebaueten Lande zugleich den Erfolg, daß Fleisch etwas theurer zu machen. Der Preis des großen und kleinen Viehes, welches auf angebauetem Lande ernährt werden soll, muß hoch genug seyn, um dem Grundherrn die Rente, und dem Pächter den Gewinnst abzuwerfen, den beide von angebauetem Lande zu erwarten berechtigt sind. Wäre der Preis nicht so hoch: so würde man bald aufhören, Vieh auf diese Weise zu füttern. So viel also nun, als von diesem Preise nicht durch den Verkauf der Wolle und der Haut bezahlt wird, muß aus dem Verkaufe des Fleisches herauskommen. Je weniger für das eine bezahlt wird, desto mehr muß für das andere bezahlt werden. — Es ist dem Grundherrn und dem Pächter gleichgültig, wie viel oder wie wenig jeder Theil des verkauften Stückes Vieh zu dem verlangten Preise beitrage; nur daran liegt ihnen, daß der Preis im Ganzen herauskomme. In einem wohl angebaueten Lande also kann das Interesse der Guts Herrn und Pächter, in so fern sie zur producirenden Klasse gehören, nicht sehr durch Anordnungen der gedachten Art gestört werden; aber ihr Interesse als Verzehrter kann allerdings darunter leiden, weil ihre eigenen Bedürfnisse vertheuert werden.

Der Fall würde ganz anders ist einem unangebaueten Lande seyn, dessen Ländereien größtentheils zu nichts anderm, als zur Viehzucht angewandt werden können, und dessen Vieh, durch Wolle und Fell, den größten Theil seines Werths bekommt. In diesem Falle würden jene Anordnungen dem Interesse der Gutsbesitzer und Pächter, als solcher, sehr schaden, aber ihnen, als Verzehrern, gleichgültig seyn können. Der Preis des Fleisches

sches würde, durch das Fallen der Preise von Wolle und Häuten, nicht steigen, weil, da der größte Theil der Ländereien, auf keine andere Weise, als durch das Vieh, das sich darauf nährt, genutzt werden kann, immer noch dieselbe Anzahl davon aufgezogen werden würde, wie zuvor. Es würde also dieselbe Quantität Schlachtvieh auf den Markt kommen; die Nachfrage darnach würde auch unverändert seyn, und es würde daher auch der Preis derselbe bleiben. Der ganze Preis des Viehes aber würde fallen; und mit ihm würden, von allen zur Viehfütterung angewandten Ländereien, — (welche den größten Theil sämmtlicher Ländereien eines Landes ausmachen,) Renten und Pächtergewinnste fallen. Wenn die Ausfuhr der Wolle, schon zu Eduards des dritten Zeiten, wie man fälschlich vorgiebt, auf immer wäre verbothen worden: so hätte, unter den damaligen Umständen, keine verderblichere Maßregel für Großbritannien können ergriffen werden. Sie würde nicht nur für die Zeit den Werth aller Landgüter im Königreich herabgesetzt, sondern sie würde auch, durch die Verminderung der nützlichsten Gattung des kleinen Viehes, alle Verbesserungen für die Zukunft erschwert haben.

Die schottische Wolle fiel, nach der Vereinigung Schottlands mit England, wodurch sie von dem großen europäischen Markte ausgeschlossen, und auf den großbritannischen eingeschränkt wurde, sehr beträchtlich im Preise. Dadurch wurden die meisten Ländereien in den südlichen Provinzen von Schottland, die große Schaftriften haben, sehr viel von ihrem Werthe verloren haben, wenn nicht die zugleich eingetretene Erhöhung der Fleischpreise die Verminderung der Wollpreise völlig ersetzt hätte.

So wie die Wirksamkeit des menschlichen Fleißes, Wolle und rohe Häute, in einem Lande, durch eigene Erzeug

Erzeugung dieser Waaren zu vermehren, begränzt ist: so ist der Erfolg der Bemühungen, sie durch die Einfuhr der, in andern Ländern erzeugten, zu vermehren, ungewiß. Letzterer hängt nicht sowohl davon ab, wie viel diese Länder hervorbringen, als vielmehr davon, theils wie viel sie selbst nicht verarbeiten, theils, wie viele oder wie wenige Einschränkungen sie in der Ausfuhr dieser rohen Producte zu machen, für gut befinden. Da der einheimische Fleiß auf diese Umstände im Auslande keinen Einfluß hat: so bleibt es auch mehr oder weniger ungewiß, wie viel er ausrichten werde. In der Vervielfältigung dieser Art von rohen Producten also ist der Erfolg des menschlichen Fleißes nicht nur begränzt, sondern auch unsicher.

Dies ist, bei einer andern, sehr wichtigen Art roher Producte, den Fischen, gleichfalls der Fall. Wie reich oder wie sparsam der Zuwachs derselben in einem Lande seyn soll, hängt von seiner geographischen Lage, — hängt davon ab, ob viele seiner Provinzen dem Meere nahe, oder von demselben entfernt sind; ob es viele Flüsse und Seen hat, und ob diese mehr oder weniger fischreich sind. Wenn die Volksmenge in einem Lande zunimmt; wenn das Erzeugniß des Bodens und die Arbeit der Einwohner jährlich wächst: so werden zwar der Käufer immer mehrere, welche nach Fischen verlangen; und diese Käufer haben eine immer größere Menge und Mannigfaltigkeit von Waaren, — oder, welches einerlei ist, höhere Preise dagegen anzubieten. Aber für den, auf solche Weise, sich erweiternden Fischmarkt, auch die verhältnißmäßig größere Quantität von Fischwaaren zu verschaffen — dazu wird gemeinlich eine noch ungleich mehr vergrößerte Arbeit erfordert. Wenn die Quantität Arbeit, welche einen Markt mit tausend Tonnen Fischen versorgt, als Eins angenommen wird: so

so ist, um auf eben diesen Markt zehntausend Tonnen zu liefern; wenn die Nachfrage bis auf diesen Grad steigt, weit mehr, als die zehnfache Arbeit nöthig. Die Fische müssen alsdann in weit größern Entfernungen aufgesucht, größere Schiffe, weit kostbarere Werkzeuge aller Art müssen dabei gebraucht werden. — Um dieser Ursache willen, muß also der Preis dieser Waare bei dem Fortgange der Landescultur steigen. Und die Erfahrung hat auch dieß, mehr oder weniger, in jedem Lande bestätigt.

Ob es gleich die ungewisseste Sache von der Welt ist, welchen Erfolg die Fischerey an einem bestimmten Tage haben werde: so läßt es sich doch, — die Lage eines Landes als bekannt angenommen, — mit ziemlicher Gewißheit bestimmen, wie viel Fische in einem Jahre, oder im Durchschnitte mehrerer Jahre, durch den menschlichen Fleiß auf den Markt dieses Landes gebracht werden können. — Da aber dieses mehr von der Lage und natürlichen Beschaffenheit des Landes, als von dem Grade des Reichthums und der Industrie abhängt, zu welchem es gelangt ist: so kann der auf die Fischereien gewandte Fleiß verschiedener Länder, bei gleichen Graden der Cultur, sehr ungleichen, — und, in sehr verschiedenen Culturperioden, einen gleichen Erfolg haben. Der Zusammenhang zwischen dem Gelingen des Fleißes in diesem Nahrungszweige, und zwischen dem Grade der allgemeinen Landesverbesserung, ist ungewiß; und eben von dieser Ungewißheit ist hier die Rede.

Was die Vermehrung der verschiedenen Mineralien und Metalle, — vorzüglich der edlern betrifft, die in dem Innern der Erde aufgesucht werden müssen: so ist die Wirksamkeit des menschlichen Fleißes in Absicht derselben nicht bloß beschränkt, sondern durchaus ungewiß.

Die Quantität edler Metalle, welche sich in einem Lande vorfinden, hängt nicht von der Lage oder Beschaffenheit

fenheit des Landes, — nicht von dem Reichthume oder der Armuth seiner eigenen Bergwerke ab. Diese Metalle können im größten Ueberflusse in Ländern seyn, wo es gar keine Bergwerke giebt. Ihre bestimmte Quantität in jedem Lande hängt hauptsächlich von zwei Umständen ab: erstlich von seinem Vermögen zu kaufen, ich will sagen, von dem Zustande seines Ackerbaues und seines Gewerbseißes, von dem jährlichen Erzeugnisse seines Bodens und der Arbeit seiner Einwohner, nach dessen Verhältniß es eine größere oder kleinere Menge von Lebensmitteln und Arbeit, auf den Ankauf solcher überflüssigen Dinge, als Gold und Silber sind, verwenden kann; und zweitens, von der Ergiebigkeit oder der Unergiebigkeit der Bergwerke, die zu jedem Zeitpunkte die handelnde Welt mit diesen Metallen versorgen. Auch die von diesen Bergwerken entfernten Länder müssen die Wirkung der Abwechselungen in ihrer Ausbeute mehr oder weniger empfinden, da der Transport dieser Metalle so leicht, und ihr Werth in einem kleinen Umfange groß ist. Der Reichthum der amerikanischen Gold- und Silberminen hat gewiß die Quantität dieser Metalle, die in China und Indostan seyn sollte, mit bestimmen helfen.

In so fern als ihre Quantität in einem Lande, durch die erste der beiden angezeigten Ursachen, das Vermögen zu kaufen, bestimmt wird: in so fern ist ihr reeller Preis, mit dem Preise aller übrigen Waaren des Ueberflusses und der Pracht, in gleichem Falle, daß er mit wachsender Cultur und Wohlhabenheit steigt, mit abnehmender sinkt. Länder, die von Lebensmitteln und Arbeit mehr übrig haben, können auch mehr davon auf den Ankauf einer bestimmten Quantität der edlern Metalle wenden, als ein Land, welches weniger von jenen Kaufmitteln erübrigt hat.

In so fern aber als ihre Quantität in einem Lande, von dem zweiten Umstande, — der Ergiebigkeit oder Unergiebigkeit der, in jedem Zeitpunkte die handelnde Welt mit Gold und Silber versorgenden Bergwerke, — abhängt: in so fern wird ihr wahrer Preis, das heißt, die zum Ankauf einer gewissen Quantität nöthige, oder die ihr im Tausche gleichgeltende Summe von Lebensmitteln und Arbeit, — größer oder geringer seyn, nachdem jene Bergwerke mehr oder weniger Ausbeute geben.

Augenscheinlich steht die Ergiebigkeit oder Unergiebigkeit dieser Bergwerke, mit dem Fleiße und dem Wohlstande irgend eines besondern Landes in keiner Verbindung. Sie scheint nicht einmal mit dem Zustande der handelnden Welt überhaupt einen nothwendigen Zusammenhang zu haben. Freilich läßt es sich vermuthen, daß, wenn Gewerbe und Handel sich über eine immer größere und größere Oberfläche der Erde ausbreiten, auch das Auffuchen der edlen Metalle, welches alsdann ebenfalls an weit mehrern Orten geschieht, eher von Erfolge seyn werde, als zu einer Zeit, da es auf einen kleinern Raum eingeschränkt war. Indesß ist es doch eine Sache von der größten Ungewißheit, die weder menschliche Geschicklichkeit, noch menschlicher Fleiß verbürgen kann, ob neue Minen werden entdeckt werden, indem die alten sich durch längere Bearbeitung erschöpfen. Alle Anzeichen, die man auf der Oberfläche der Erde von den in ihrem Innern verborgenen Metallen finden will, sind, wie die besten Mineralogen anerkennen, trüglich; und nur der wirkliche Bau eines Bergwerks kann es außer Streit setzen, ob edle Metalle vorhanden, und in welcher Menge sie vorhanden sind. Auch lassen sich gar keine Gränzen bestimmen, wie weit das Glück im Auffuchen dieses Products gehen, und wie oft diese Bemühung vergeblich seyn werde. Es ist möglich, daß innerhalb eines oder zweier Jahrhunderte neue, noch
ergiebi-

ergiebigere Bergwerke, als irgend eines der bisher entdeckten, gefunden werden; aber es ist auch eben so möglich, daß, nach diesem Zeitraume, das reichste dann bekannte Bergwerk unfruchtbarer sey, als alle, die vor der Entdeckung von Amerika in der Welt angebauet wurden. Für den wirklichen Reichthum und den Flor der Länder, für die Größe des jährlichen Erzeugnisses des Bodens und des menschlichen Fleißes auf der Erde, ist es sehr gleichgültig, welche von diesen beiden Begebenheiten sich ereigne. Zwar würde die Summe von Gold und Silber, durch welche der Werth dieses jährlichen Erzeugnisses ausgedrückt wird, in dem einen dieser Fälle um sehr viel größer seyn, als in dem andern; aber sein wirklicher Werth, die Quantität Arbeit, über welche man durch dieses Erzeugniß gebiethen, oder welche man dadurch erkaufen könnte, würde in beiden unverändert bleiben. Ein Schilling könnte vielleicht in dem einen Falle das Aequivalent von so viel Arbeit seyn, als in dem andern ein Pfennig Sterling. Aber der, welcher in jenem Falle einen Schilling in der Tasche hätte, wäre um nichts reicher, als der, welcher in diesem einen Pfennig besäße. Der ganze Vortheil, den die Welt von dem Zuwachse, und der Nachtheil, den sie von der Abnahme von Gold und Silber haben könnte, wäre, daß die daraus verfertigten Geräthe, in jenem Falle, häufiger und wohlfeiler, in diesem, seltener und theurer seyn würden.

Beschluß und Resultat der, über die Abwechselungen des Silberpreises, eingeschobenen Abhandlung.

Die meisten der Schriftsteller, welche die Waarenpreise alter Zeiten gesammelt haben, scheinen den niedrigen Preis des Getreides, und aller Waaren überhaupt, oder mit andern Worten, den hohen Werth des Goldes und Silbers, für einen Beweis, nicht bloß von der Seltenheit dieser Metalle, sondern von der Armuth und Barbarei der Länder, wo jene Preise statt fanden, gehalten zu haben. Diese Meinung hängt mit demjenigen Systeme der Staatswirthschaft zusammen, welches den Nationalreichthum als den Ueberfluß, und die Nationalarmuth als den Mangel von Gold und Silber in einem Lande darstellt; ein System, welches ich im vierten Buche umständlich untersuchen werde. Jetzt will ich nur bemerken, daß, wenn man in einem Lande, zu einer gewissen Zeit, den Werth von Gold und Silber hoch findet, dieß kein gültiger Beweis von Armuth und Barbarei dieses Landes, in diesem Zeitpunkte, sey. Es kann vielleicht nur anzeigen, daß die handelnde Welt überhaupt, zu dieser Zeit, mit Gold und Silber weniger versehen war, weil die Bergwerke nicht ergiebig waren, welche es ihr lieferten. So wie ein armes Land nicht mehr Gold und Silber einkaufen kann, als ein reiches: so kann es auch Gold und Silber nicht theurer, als das reiche Land, einkaufen; und also wird der Werth dieser Metalle in dem erstern nicht leicht höher stehen, als in dem letztern. China ist ein reicheres Land, als irgend eines in Europa; und nirgends steht Gold und Silber in höhern Werthe. Freilich sind, seit der Entdeckung der amerikanischen Bergwerke, beide Sachen zugleich

zugleich erfolgt: Europa hat an Reichthume zugenommen, und Gold und Silber sind in Europa am Werthe gefallen. Aber eines ist nicht die Ursache des andern. Nicht deswegen ist Gold und Silber wohlfeiler geworden, weil Europa reicher geworden ist; sondern deswegen, weil reichere Gold- und Silberminen, als alle vorher bekannten, entdeckt worden sind. Diese beiden Begebenheiten hängen nicht einmal als Wirkungen gemeinschaftlicher Ursachen zusammen. Die eine ist durch einen bloßen Zufall entstanden, an welchem weder Privatflugheit, noch öffentliche Weisheit, irgend einen Antheil hatte, oder haben konnte. Die andere ist eine Folge des bessern Regierungssystems gewesen, welches, nach Aufhebung der Lehnsvfassungen, in den europäischen Ländern Platz gewann, und welches dem menschlichen Fleiße die einzige Aufmunterung, deren er bedarf, die Sicherheit des Genusses von den Früchten seiner Arbeit gab. Polen, in welchem das alte Lehnssystem seine Kraft behalten hat, ist auch, nach der Entdeckung von Amerika, ein armes Land geblieben. Und doch ist darin der Geldpreis des Getreides gestiegen, und der reelle Werth der kostbaren Metalle gefallen, wie in allen andern europäischen Ländern. Also muß sich auch die Quantität dieser Metalle in Polen, wie in andern Ländern vermehrt, — und ziemlich nach dem Verhältnisse vermehrt haben, wie sein jährliches Land- und Arbeitserzeugniß sich zu dem jährlichen Erzeugnisse der andern Länder verhält. Nichts desto weniger hat diese vermehrte Masse von Gold und Silber, weder dem Ackerbaue, noch den Manufacturen Polens aufgeholfen — noch hat sie den Wohlstand seiner Einwohner verbessert. Spanien und Portugall, die Länder, welchen jene reichen Bergwerke gehören, sind, nächst Polen, die armseligsten Länder in Europa. — Da das Gold und Silber, welches in den übrigen Ländern von Europa befindlich ist, größtentheils aus

aus Spanien und Portugall kömmt, und, um in jene zu gelangen, erstlich die Kosten des Transports, zweitens die Kosten und Gefahr einer verheimlichten Ausfuhr, (da die öffentliche verbothen, oder mit großen Auf lagen beschwert ist) tragen muß: so muß es natürlicher Weise in Spanien und Portugall wohlfeiler, als sonst irgendwo seyn. Es muß also auch hier, im Verhältnisse mit dem, was Land und Menschen jährlich hervorbringen, die Quantität des umlaufenden Geldes größer seyn, als in irgend einem Theile von Europa. — Und doch sind jene beiden Länder ärmer, als der größere Theil von Europa. — Die Ursache ist, weil zwar das Lehns system in ihnen abgeschafft, aber keine bessere Regierungsform an dessen Stelle getreten ist.

So wie es nichts für den Flor eines Landes beweiset, wenn Gold und Silber in ihm wohlfeil sind: so läßt sich auch, aus dem hohen Werthe von beiden, oder aus dem niedrigen Werthe von Getreide und andern Waaren, kein unmittelbarer Schluß auf Armuth und Barbarey ziehen.

Aber, wenn durch den niedrigen Preis aller Waaren überhaupt, Armuth und Barbarey eines Landes oder Zeitalters nicht bewiesen wird: so wird sie hingegen durch den verhältnißmäßig niedrigen Preis gewisser Waaren, — als zahmen Viehes, Geflügels und Wildprets, — gegen die Getreidepreise, ganz unstreitig angezeigt. Diese einzelne Wohlfeilheit beweiset nehmlich augenscheinlich: erstlich, daß jene Producte, im Verhältnisse gegen das Getreide, in überflüssiger Menae vorhanden sind, und daß also das Land, auf welchem sie erzeugt werden, von einem beträchtlich größern Umfange ist, als das, worauf Getreide erzeugt wird; zweitens, daß jenes der Viehzucht gewidmete Land einen weit geringern Werth hat, als Getreideland; und daß also im Grunde, der größte Theil aller Ländereien sich noch in einem

einem uncultivirten Zustande befindet. Diese partielle Wohlfeilheit einzelner Gattungen von Producten beweiset deutlich, daß die Volksmenge und das Capital des Landes mit dessen Größe nicht in demjenigen Verhältnisse steht, als beides, in wohl angebaueten Ländern, mit dieser zu stehen pflegt, und daß also in dem Lande, zu der Zeit, die bürgerliche Gesellschaft sich noch in ihrer Kindheit befindet. Aus dem hohen oder niedrigen Preise aller Waaren überhaupt, oder des Getreides insbesondere, kann man nur schließen, daß die Bergwerke, welche der handelnden Welt ihr Gold und Silber liefern, zu der Zeit, mehr oder weniger erziebig sind; aber aus dem Verhältnisse der Preise einer Art Waare, gegen die Preise einer andern Art, kann man mit ziemlicher Zuverlässigkeit auf den Grad der Cultur und des Reichthums schließen, welchen ein Land, oder ein Zeitalter erlangt hat.

Diejenige Erhöhung der Preise, welche von der Wohlfeilheit des Silbers herkömmt, muß alle Arten von Waaren auf gleiche Weise betreffen. Diejenige Theuerung der Lebensmittel aber in England, über welche man seit einiger Zeit so viel geredet und geschrieben hat, erstreckt sich nicht über alle Arten von Producten. Alle, — selbst diejenigen, welche die Theuerung von dem Unwerthe des Silbers herleiten, gestehen zu, daß, wenn man von den Preisen aller Jahre dieses Jahrhunderts einen Durchschnitt macht, man eine weit geringere Erhöhung bei den Getreidepreisen, als bei den Preisen anderer Lebensmittel findet. Also muß auch bei diesen die Ursache der hohen Preise nicht in der Herabwürdigung des Silbers zu suchen seyn. Andere Ursachen müssen dabei mitwirken, und vielleicht können die, welche ich oben angegeben habe, ohne den gefallenen Silberwerth zu Hülfe zu nehmen, schon hinlänglich erklären, warum gerade diejenigen Arten von Lebensmitteln, deren größ-

ßere Theuerung man bemerkt, im Preise, gegen Getreide, gestiegen sind.

Was den Getreidepreis selbst betrifft: so ist er in den vier und sechzig ersten Jahren dieses Jahrhunderts, und vor der neulichen Periode einer, durch mehrere Jahre dem Ackerbaue ungünstigen Witterung, um etwas niedriger, als in den letzten vier und sechzig Jahren des vorlgen Jahrhunderts, gewesen. Nicht nur bezeugen dieß die Listen der windsorischen Marktpreise, sondern auch die Taxen, nach welchen in den Pachtcontracten aller schottischen Grafschaften, die Naturalgefälle bestimmt worden sind, und endlich die von Messance und von Dupre von S. Maur, mit Fleiß und Treue zusammen getragenen Nachrichten von mehrern Getreidemärkten Frankreichs. Kaum konnte man in einer Materie, die so schwer außer Streit zu setzen ist, so augenscheinliche und so vollständige Beweise erwarten.

Der hohe Getreidepreis in den letzten zehn oder zwölf Jahren *), kann, ohne eine neue Verminderung des Silberwerths anzunehmen, aus der unfruchtbaren Witterung dieser Jahre hinlänglich erwiesen werden.

Die Meinung demnach, von dem immer noch sinkenden Silberwerthe, wird durch keine richtig angestellten Beobachtungen, weder über die Getreidepreise, noch über die Preise andrer Waaren unterstützt.

Ich gebe zu, daß sich gegenwärtig für eine bestimmte Quantität Silbers nicht so viel Lebensmittel und andere Waaren mögen kaufen lassen, als in manchen Perioden des letzten Jahrhunderts. Und für den Mann, der, mit diesem Silber in der Hand, zu Markte geht, um einzukaufen, mag es eine sehr leere und unnütze Unterscheidung seyn, ob die Theuerung, welche er findet, davon

*) Zwischen 1762 und 1772.

davon herrührt, daß sein Silber weniger werth ist, oder davon, daß die Waaren, welche er kaufen will, mehr werth sind; er muß immer, in beiden Fällen, von seinen Einkünften mehr weggeben, um weniger dafür zu erhalten. Aber deswegen ist diese Untersuchung nicht in jeder andern Rücksicht unnütz.

Sie wird zuerst dadurch nützlich, daß sie ein Mittel an die Hand giebt, über den Flor des Landes richtig zu urtheilen. Kommt das Steigen der Preise gewisser Lebensmittel lediglich von dem Fallen des Silberwerths her: so kommt es von einem Umstande her, aus welchem nichts geschlossen werden kann, als daß die amerikanischen Bergwerke ergiebig gewesen sind. Ob das Land reich oder arm sey, ob es an der Quantität der jährlichen Erzeugnisse seines Bodens und seines Fleißes abnehme, wie Polen und Portugall, oder zunehme, wie die meisten andern Länder von Europa, läßt sich daraus nicht erkennen. Entsteht aber dieses Steigen der Preise gewisser Erzeugnisse aus der vermehrten Fruchtbarkeit des Landes, oder aus einer vollkommnern und ausgebreiteteren Cultur desselben, wodurch ein größerer Theil seiner Felder fähig geworden ist, Getreide zu tragen: so entsteht es aus einer Ursache, welche die sicherste Anzeige von dem blühenden Zustande, oder von den Fortschritten in dem Reichtume des Landes ist. Von jedem Lande, das einen gewissen Umfang hat, macht Grund und Boden immer den größten, den wichtigsten und den dauerhaftesten Theil des Reichthums aus. Es ist also sicher von einigem Nutzen für das Publicum, oder es gereicht wenigstens zu seiner Beruhigung, wenn es von dem zunehmenden Werthe dieses größten, wichtigsten und dauerhaftesten seiner Eigenthumsstücke, einen überzeugenden Beweis erhält.

Diese Untersuchung kann auch noch dem Staate zu Bestimmung des Lohns für einige seiner untern Diener

nützlich werden. Wenn die Theuerung der Lebensmittel von dem fallenden Werthe des Silbers herkömmt: so ist es, vorausgesetzt, daß der Geldlohn dieser Diener zuvor nicht übermäßig groß war, höchst billig, daß sie jetzt, nach Verhältniß jener Herabsetzung, einen größern bekommen. Denn sonst ist ihre wirkliche Belohnung um so viel verringert worden. Kömmt aber der erhöhte Preis von der erhöhten Fruchtbarkeit des Landes her: so ist es eine Sache, die eine weit tiefere Untersuchung verlangt, zu bestimmen, um wie viel, — oder ob überhaupt, — die Geldbesoldungen vermehrt werden sollen. Die Verbesserung und Erweiterung der Cultur macht nothwendiger Weise alle Lebensmittel aus dem Thierreiche, — im Verhältniß gegen die Getreidepreise gerechnet, theurer; — aber sie macht zugleich fast jede Art Lebensmittel aus dem Pflanzenreiche wohlfeiler. Sie thut das erstere, weil ein großer Theil der Ländereien, auf welchen die Fleischspeisen hervorgebracht werden, nun aus Aecern besteht, die so wie Getreideländer bedüngt und bearbeitet worden sind, und die also auch dem Grundherrn und dem Pächter die Rente und den Gewinnst einbringen müssen, welche er von Getreideländern erwarten kann. Sie thut das zweite, weil, bei vermehrter Fruchtbarkeit des Landes, die Quantität seiner Erzeugnisse sich vermehren muß. Hierzu kömmt, daß bei verbessertem Ackerbaue mehrere Arten von vegetabilischen Nahrungsmitteln eingeführt werden, die, weil sie weniger Boden und weniger Arbeit verlangen, als Getreide, auch wohlfeiler zu Markte kommen. Dazu gehören, zum Beispiele, die Kartoffeln, und das türkische Korn (Mais), die beiden besten Geschenke vielleicht, welche Europa von seinem ausgebreiteten Handel und von seiner Schifffahrt erhalten hat. Ueberdieß werden viele Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche, die, bei einem noch unvollkommenen Zustande des Ackerbaues, nur im Küchengarten

garten zu finden sind, bei einem vollkommenen, im freien Felde gezogen, und die Aecker, welche für sie bestimmt sind, dort mit dem Grabscheite, hier mit dem Pfluge bearbeitet, wie dieß, zum Beispiel, bei Rüben, Möhren und Kraut der Fall ist. Wenn also, mit dem Fortgange der Landesverbesserungen, der Preis einer Gattung von Nahrungsmitteln nothwendig steigt: so fällt der Preis einer andern eben so nothwendig; und es wird eine verwickelte Untersuchung, in wie weit das Steigen der einen durch das Fallen der andern ersetzt werde. Wenn der reelle Preis des Schlachtviehes einmal seine möglich größte Höhe erreicht hat, welches, bei allen Arten von Fleisch, Schweinefleisch ausgenommen, schon vor mehr, als einem Jahrhunderte, in dem größten Theile von England geschehen zu seyn scheint: so kann die nachmals noch erfolgende Preiserhöhung anderer animalischen Lebensmittel, den Zustand des gemeinen Mannes wenig verändern. Die Armen durch ganz England können unmöglich durch die Theurung von Federvieh, Fischen und Wildpret so viel leiden, als sie durch die Wohlfeilheit der Kartoffeln gewinnen.

Freilich beschweren den Armen die jetzigen, aus wirklichem Mißwachse entstandenen hohen Kornpreise. Aber in Zeiten mittelmäßig guter Ernten, wenn das Getreide in seinem gewöhnlichen, oder in einem Mittelpreise ist, kann es ihm ziemlich gleichgültig seyn, wie hoch, durch natürliche Ursachen, der Preis anderer rohen Producte steigt. Sie leiden vielleicht mehr durch die künstliche Theurung, welche Auflagen bei gewissen Manufacturwaaren, zum Beispiel beim Salze, Seife, Leder, Talglichtern, Malze und Biere hervorgebracht haben.

Wirkungen der steigenden Landescultur auf den Preis der Manufacturwaaren.

Der gedachten Theuerung ungeachtet, ist es doch die natürliche Wirkung von fortschreitender Landescultur, daß der reelle Preis der Manufacturwaaren fällt. — Was den Preis der, zu ihrer Hervorbringung erforderlichen Arbeit betrifft: so ist seine Verminderung ganz unausbleiblich, und ohne Ausnahme. Durch die Erfindung besserer Maschinen, Erlernung vollkommenerer Handgriffe, und schicklichere Vertheilung der Arbeiten, lauter Sachen, die aus der zunehmenden Cultur entstehen, wird eine weit geringere Quantität Arbeit nöthig, um eine gleiche Quantität Waare zu verfertigen. Und obgleich durch den blühenden Zustand der Gesellschaft der Arbeitslohn erhöht wird: so ist doch die große Verminderung in der Quantität der erforderlichen Arbeiten, mehr als hinreichend, die Vermehrung in dem Preise der Arbeit zu ersetzen.

Zwar giebt es einige wenige Manufacturen, bei welchen der Preis des rohen Materials, durch den natürlichen Lauf der Dinge, in einem wohl cultivirten Lande, so hoch steigt, daß alle Ersparnisse in der Verarbeitung, welche eben diese Cultur veranlaßt, dadurch mehr als aufgewogen werden. Bei den Zimmermanns- und gemeinen Tischlerarbeiten, wird der, bei einem ausgebreiteten Ackerbau, hochsteigende Preis des Holzes, alle Vortheile reichlich aufwiegen, welche die besten Maschinen, die größte Geschicklichkeit, und die einsichtsvollste Vertheilung der Arbeiten jener Gewerben geben können.

Aber in allen den Fällen, wo das rohe Material, in Absicht seines realen Preises, gar nicht, oder nicht

um sehr viel theurer geworden ist: ist es unausbleiblich, daß die daraus verfertigte Waare um sehr viel wohlfeiler wird.

In keiner Art der Manufactur ist dieß während des gegenwärtigen und des vergangenen Jahrhunderts merklicher gewesen, als in der, welche die gröbern Metalle verarbeitet. Eine bessere Uhrfeder, als man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts für zwanzig Pf. Sterling kaufen konnte, kann man jetzt vielleicht für zwanzig Schillinge haben. Bei allen Messerschmidt- und Schlosserarbeiten, bei aller der kleinen Waare, die aus den gröbern Metallen gemacht wird, und bei allen den Fabrikaten, welche unter dem Namen, von Birminghamer und Scheffelder Waare bekannt sind, ist die Verminderung des Preises zwar nicht eben so groß, als bei der Uhrmacherarbeit, aber doch sehr beträchtlich; — so beträchtlich, daß die Fabrikanten ähnlicher Art, im ganzen übrigen Europa, über diese Wohlfeilheit der englischen Fabriken erstaunen, da sie dieselben Waaren nicht für das zwey- und dreyfache zu liefern im Stande sind. Es ist wahr, daß fast keine andere Manufactur eine so große Vereinzelung der Arbeiten erlaubt, keine eine so große Hülfe von den Maschinen erhält, als die, welche die gröbern Metalle verarbeitet.

Die Tuchmanufacturen haben, in dem gedachten Zeitraume, keine so große Verminderung ihrer Preise erfahren. Ja, man hat mir versichert, daß während der letzten fünf und zwanzig oder dreißig Jahre, der Preis des allerfeinsten Tuchs um etwas gestiegen ist, — und zwar aus der Ursache, weil die spanische Wolle, die fast ganz allein zu solchen Tüchern genommen wird, theurer geworden ist. Der Preis des Vortschen Tuchs hingegen, das ganz aus englischer Wolle gemacht wird, soll, in dem jetzigen Jahrhunderte, in Betracht der größern Güte, in welcher es jetzt verfertigt wird, um ein merkliches gefal-

gefallen seyn. Doch ist Güte eines Tuchs eine Sache, deren Beurtheilung so ungewiß ist, daß ich auf alle Nachrichten der Art nur wenig baue. — Die Ursachen der hierbei weniger verminderten Preise liegen am Tage. Bei der Weberei ist die Vertheilung der Arbeit fast noch dieselbe, die sie im vorigen Jahrhunderte war; und die jetzt gebräuchlichen Maschinen werden sich auch von den damaligen nicht sehr unterscheiden. — Doch mögen vielleicht in beiden Stücken kleine Verbesserungen gemacht worden seyn, welche auch einige Verminderung des Preises verursacht haben können.

Aber daß auch in dieser Manufactur die Preise mit dem Fortgange der Cultur fallen; wird weit deutlicher erhellen, wenn wir entferntere Perioden mit einander vergleichen; wenn wir, zum Beispiel, die Tuchpreise am Ende des funfzehnten Jahrhunderts, wo wahrscheinlich die Arbeiten der Weberel weit weniger vertheilt, und ihre Maschinen weit schlechter waren, mit den jetzigen zusammen halten.

Im Jahr 1487, dem vierten Regierungsjahre Heinrichs des siebenten, wurde ein Gesetz gegeben, „daß der Kaufmann, welcher eine Elle von dem feinsten, in der Wolle gefärbten Tuche, oder von jedem andern dergleichen Tuche von der feinsten Sorte, höher als sechzehn Schillinge im Einzelnen, verkaufen würde, in eine Strafe von vierzig Schillingen, für jede so verkaufte Elle verfallen seyn sollte.“ Sechzehn Schillinge also des damaligen Geldes, die ungefähr vier und zwanzigen des jetzigen an Silbergehalte gleich sind, wurden für einen unbilligen Preis einer Elle des feinsten Tuchs gehalten; und doch waren sie, da dieß ein Auswandsgesetz, wahrscheinlich noch nicht der höchste. Gegenwärtig kann man eine Guinee für den höchsten Preis annehmen. Gesezt also auch, die Quantität der Tücher sey zur damaligen und jetzigen Zeit gleich gewesen, — obgleich

gleich höchst wahrscheinlich das jetzige besser ist: so würde auch dann der Geldpreis des feinsten Tuchs, seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts merklich gesunken seyn. Aber sein reeller Preis ist noch weit mehr gesunken. Sechs und $\frac{2}{3}$ Schillinge wurden damals, und noch lange Zeit hernach, für den Mittelpreis eines Quarters Weizen gehalten. Für sechzehn Schill. konnte man also mehr, als zwei Quarter und drei Bushel Weizen kaufen. Jetzt gilt ein Quarter Weizen acht und zwanzig Schill. Der reelle Preis also von einer Elle feinen Tuchs war damals wenigstens drei Pfunden Sterling, sechs Schillingen und sechs Pfennigen unser's jetzigen Geldes gleich. Wer sie kaufen wollte, mußte dafür eine Anweisung auf so viel Arbeit oder Nahrungsmittel, als man heut zu Tage mit obiger Summe erkaufen kann, hingeben.

Bei groben Wollenwaaren ist die Verminderung des reellen Preises nicht ganz so groß, aber doch immer beträchtlich.

Im Jahre 1463, dem dritten der Regierung Edwards des vierten, wurde durch eine Parlamentsacte befohlen, „daß kein Hofeknecht auf einem Landgute, kein „g. meiner Tagelöhner, kein Dienstbothe eines Dorfhandwerkers, zu seinem Kleide ein Tuch, das über zwei „Schillinge die Elle kostet, tragen solle.“ — Zu Edwards des vierten Zeiten enthielten zwei Schillinge fast so viel Silber, als jetzt vier. Aber das Vorksche Tuch, das heutiges Tages für vier Schillinge verkauft wird, ist wahrscheinlich weit besser, als das, welches damals von der untersten Klasse der Dienstbothen getragen wurde. Also selbst der in Gelde ausgedrückte Preis gemeiner Tücher war, wenn die Verschiedenheit der Güte in Betrachtung gezogen wird, in alten Zeiten etwas höher, als gegenwärtig. Der reelle Preis aber war um sehr viel höher. Da zehn Pfennige Sterling damals für den
Mittel-

Mittelpreis eines Bushels Weizen gehalten wurden: so waren zwei Schillinge so viel werth, als zwei Bushel und beinahe zwei Pecks Weizen; — welche, nach jetzigem Getreidepreise, (den Bushel Weizen zu drei und einen halben Schilling gerechnet,) acht und $\frac{1}{2}$ Schillinge kosten würden. Die Mittel also, so viel Lebensmittel zu kaufen, als jetzt für acht und $\frac{1}{2}$ Schillinge zu haben sind, mußte der arme Dienstbothe damals für eine Elle gemeinen Tuchs hingeben. Und dieß war wahrscheinlich noch etwas weniger, als er wirklich gemeinhin dafür zahlte, weil diese Summe in einem Aufwandsgeſetze zur Gränze bestimmt wird, welche in Zukunft nicht überschritten werden sollte.

Ebendasselbe Geſetz verbiethet der gedachten Volksklasse, Strümpfe von einem höhern Werthe, als vierzehn Pfen. Sterl. das Paar, zu tragen, welches nach unserm jetzigen Gelde acht und zwanzig solcher Pfennige ausmacht. Und da damals für vierzehn Pfennige ein Bushel und fast zwei Pecks Weizen zu haben war, für welchen man jetzt, (den Bushel zu drei und einen halben Schilling gerechnet) fünf und $\frac{1}{2}$ Schillinge geben mußte: so kostete damals ein Paar solcher Strümpfe, wie sie ein geringer Dienstbothe trug, in der That fünf und $\frac{1}{2}$ Schillinge, — ein Preis, der heut zu Tage ungeheuer groß scheinen würde.

Wahrscheinlich war das Strumpffstricken zu Edwards des vierten Zeiten noch in ganz Europa unbekannt; und man trug damals eine Fußbekleidung von grobem Tuche, woraus sich eben ihre Theuerung erklären läßt. Die Königin Elisabeth, sagt man, sey in England die erste Person gewesen, die gestrickte Strümpfe getragen hat; und sie empfing das erste Paar, als ein Geschenk vom spanischen Gesandten.

Sowohl in den groben, als feinen Wollmanufacturen, war das Maschinenwesen weit unvollkommener, als
gegen

gegenwärtig. Außer mehrern andern kleinen Verbesserungen, deren Anzahl sowohl, als Wichtigkeit, bestimmt anzugeben, nicht leicht seyn würde, haben diese Manufacturen vornehmlich durch drei Haupterfindungen gewonnen. Erstlich dadurch, daß man, anstatt der Spindel und des Rockens, das Spinnrad eingeführt hat, auf welchem, mit gleich viel Arbeit, doppelt so viel Gespinnste verfertigt werden kann; zweitens durch die Einführung verschiedener sehr künstlicher Maschinen, welche die Arbeit, das Garn zu winden, und die Garnfäden für den Zettel, oder den Eintrag zum voraus anzuordnen, ehe sie auf den Weberstuhl gebracht werden, noch in einem weit höhern Grade abkürzen und beschleunigen, — eine Arbeit, die vor Erfindung dieser Maschinen äußerst langweilig und beschwerlich seyn mußte; drittens, durch den Gebrauch der Walkmühlen, die jetzt das thun, was ehemals durch Menschen geschah, welche die Lächer in Wasser mit den Füßen trafen. Vor dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts waren, so viel ich weiß, weder in England, noch in irgend einem nordwärts der Alpen liegenden Lande, Wind- oder Wassermühlen bekannt. Nach Italien waren sie kurze Zeit zuvor gebracht worden.

Die Betrachtung dieser Umstände kann uns einigermaßen erklären, warum sowohl grobe, als feine Wollenswaaren, so beträchtlich theurer in alten Zeiten waren, als sie in den unsrigen sind. Es war eine größere Quantität Arbeit erforderlich, die Waare zu Markte zu bringen. Es mußte also auch, wenn sie verkauft wurde, das Aequivalent einer größern Quantität Arbeit für sie bezahlt werden.

Die groben Wollenswaaren wurden wahrscheinlich in jenen alten Zeiten, was England betrifft, auf eben die Art verfertigt, wie es in Ländern immer geschieht, deren Künste und Industrie noch in ihrer Kindheit sind.

Es

Es war wahrscheinlich eine Hausmanufactur: ich will sagen, es machte in jeder Privatfamilie die gelegentliche Beschäftigung aller ihrer Glieder aus. Es war keine Arbeit, wovon irgend einer seinen ganzen Unterhalt suchte, sondern eine solche, mit welcher viele ihre müßigen Stunden ausfüllten. Daß Waaren, welche durch Arbeiten dieser Art zu Stande kommen, wohlfeiler, als diejenigen zu Markte gebracht werden können, deren Verrichtung die einzige Unterhaltsquelle der damit beschäftigten Menschen ist: dieß habe ich schon bei einer andern Gelegenheit angemerkt. Mit der Manufactur der feinem Wollenwaaren verhielt es sich anders. In England war damals eine solche Manufactur gar nicht vorhanden, sondern sie hatte ihren Sitz einzig und allein in dem reichen und handelnden Flandern. Hier wurde sie damals, so wie es noch jetzt geschieht, von Leuten, die daraus ein eigenes Gewerbe machen, getrieben. Als ein fremdes Fabrikat mußte sie überdieß, bei ihrer Einfuhr in England, dem Könige eine Abgabe, wenigstens den alten sogenannten Pfund- und Tonnenzoll bezahlen. Dieser Zoll mochte wahrscheinlich nicht hoch seyn. Die europäische Polizei pflegte damals noch nicht die Einfuhr fremder Waaren durch hohe Auflagen einzuschränken; sie suchte vielmehr diese Einfuhr aufzumuntern, um den Vornehmen die Artikel der Bequemlichkeit und des Luxus, welche sie beehrten, und welche ihnen der einheimische Fleiß nicht darboth, wohlfeiler zu verschaffen.

Hieraus ergiebt sich auch einigermaßen die Ursache, warum zwischen den alten und den jetzigen Preisen, in Ansehung der feinen Wollenwaaren, ein weit größerer Unterschied ist, als in Ansehung der groben.

Schluß des Kapitels.

Ich will dieses sehr lange Kapitel mit der Bemerkung schließen, daß jede Verbesserung in dem Zustande der bürgerlichen Gesellschaft, unmittelbar oder mittelbar dazu beiträgt, die reelle Landrente zu steigern, oder die wirkliche Wohlhabenheit des Grundeigenthümers, — sein Vermögen, die Arbeit anderer Leute, und deren Erzeugniß zu erkaufen, — zu vergrößern.

Von der Erweiterung und Verbesserung des Ackerbaues ist das Steigen der Landrente eine unmittelbare Folge. Der Antheil des Eigenthümers von Grund und Boden, an den Erzeugnissen des Bodens, muß sich nothwendig vergrößern, wenn diese Erzeugnisse selbst sich vermehren.

Eben so unmittelbar, und in einem noch höhern Grade, wird die Landrente, durch die steigenden Preise solcher rohen Producte, dergleichen das Vieh ist, vermehrt, die nur in Folge des verbesserten und vermehrten Ackerbaues im Preise steigen können, und hinwiederum, durch eben dieses Steigen die künftigen Verbesserungen befördern. Nicht nur ist der Antheil, welchen der Grundherr von den Erzeugnissen seines Bodens bekommt, mehr werth, wenn dieselben einen höhern Werth haben: sondern dieser sein Antheil macht, in unserm Falle, auch einen größern Theil des ganzen Products aus. Jene Erzeugnisse nehmlich kosten nicht mehr Arbeit, nachdem ihre Preise gestiegen sind. Ein kleinerer Theil davon also ist hinlänglich, das die Arbeit in Gang setzende Kapital mit dem Gewinnste wieder zu erstatten; ein größerer fällt daher dem Grundeigenthümer anheim.

Mittels

Mittelbar vermehren die Landrente auch alle Verbesserungen, die in den hervorbringenden Kräften der Manufacturarbeit vorgehen, und den Preis ihrer Erzeugnisse vermindern. Der Landeigenthümer vertauscht den Theil des rohen Products, den er selbst nicht braucht, oder, welches gleichviel ist, er vertauscht den für diesen Theil erhaltenen Preis gegen Manufacturwaaren. Was nun diese im Preise heruntersetzt, giebt jenem einen größern Werth. Eine geringere Quantität roher Producte wird das Aequivalent von einer größern Quantität Manufacturwaaren; und der Landeigenthümer ist also im Stande, mit seinem Antheil eine größere Menge von Gegenständen der Bequemlichkeit, der Zierde und der Pracht, als zuvor, anzuschaffen.

Eben so trägt jede Vermehrung des wahren Reichthums der Gesellschaft, jeder Zuwachs an der Summe nützlicher Arbeiten, die in ihr verrichtet werden, mittelbar zur Erhöhung der Landrente bei. Von dieser vermehrten Arbeit kommt immer ein Theil dem Grunde und Boden zu Gute. Wenn die beim Landbaue beschäftigten Menschen und Thiere sich an Anzahl vermehren: so vermehren sich die Erzeugnisse, welche das Land giebt, und mit ihnen die Rente, welche es an den Eigenthümer zahlen kann.

Aus den entgegen stehenden Ursachen entspringt die entgegengesetzte Wirkung. Wenn der Landbau vernachlässigt wird; wenn irgend ein Theil der rohen Erdproducte im Preise fällt, oder wenn durch Verfall der Manufacturen, die Manufacturwaaren im Preise steigen; wenn, mit einem Worte, der reelle Reichthum der Gesellschaft abnimmt: so muß auch die Landrente fallen; und der Eigenthümer von Grund und Boden muß seinen Wohlstand, — sein Vermögen, anderer Menschen Arbeit, und die Producte dieser Arbeit zu erkaufen, vermindert finden.

Ich habe schon angemerkt, daß alles, was ein Land jährlich hervorbringt, sich in drei Theile, und unter drei Klassen von Menschen vertheilt. — Ein Theil fließt als Landrente den Grundeigenthümern, — ein zweiter als Kapitalgewinnst den Unternehmern der verschiedenen Arbeiten, — und der dritte als Lohn den eigentlichen Arbeitern zu. Diese drei Klassen sind die wesentlichen und ursprünglichen Bestandtheile jeder bürgerlichen Gesellschaft; und aus den Quellen, woraus die Einkünfte dieser drei größern Stände fließen, erhält zugleich jeder kleinere und untergeordnete Stand die seinigen.

Von jenen drei großen Klassen hat, wie ich eben gezeigt habe, die erste, die Klasse der Landeigenthümer, ein mit dem allgemeinen Wohl des ganzen Staats nothwendig verbundenes Interesse. Was diesen reicher oder ärmer macht, vermehrt oder vermindert auch unfehlbar die Einkünfte von jenem. Wenn in einer Staatsversammlung über Handels- und Polizeigesetze gerathschlagt wird: so können die Stimmen der Landeigenthümer aus Eigennuß dieselbe nicht mißleiten, wenn sie anders ihr eigenes Interesse verstehen. Freilich fehlt es, gerade dieser Klasse, am meisten an dieser Einsicht. Sie ist die einzige, welcher ihre Einkünfte weder Arbeit, noch Sorge kosten; die einzige, welche von ihren Einkünften gleichsam aufgesucht wird, und deshalb weder Entwürfe zu machen, noch Anstalten zu treffen, nöthig hat. Aber eben diese so bequeme und sichere Lage, in Absicht ihrer Glücksumstände, macht sie oft nicht bloß unwissend, sondern auch derjenigen Anstrengung der Geisteskräfte unfähig, ohne welche man öffentliche Maßregeln nicht beurtheilen, noch ihre Folgen voraussehen kann.

Das Interesse der dritten Klasse, der vom Arbeitslohne lebenden Menschen, ist mit dem Interesse der ganzen Gesellschaft nicht weniger innig verbunden. Die Belohnung des Arbeiters ist, wie ich gezeigt habe, niemals

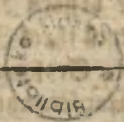
mals größer, als wenn die Nachfrage nach Arbeit im Zunehmen ist, — oder mit andern Worten, wenn jedes folgende Jahr mehr, als das vorhergehende, gearbeitet wird. Bleibt der Reichthum der Gesellschaft eine Zeitlang stille stehen: so sinkt der Lohn des Arbeiters gar bald so weit herunter, daß er nur eben hinreicht, den Mann mit einer Familie zu erhalten, und also das Aussterben dieser Klasse von Menschen zu verhindern. Geht die Gesellschaft in Absicht ihres Wohlstandes zurück: so fällt der Arbeitslohn selbst unter dieses Maß. — Vielleicht gewinnt, bei dem blühenden Zustande der ganzen Gesellschaft, der Landeigenthümer mehr, als der Lohnarbeiter: aber gewiß leidet, bei dem Verfall der Gesellschaft, der Arbeiter mehr, als der Landeigenthümer. Doch, so genau das Interesse des Arbeitsmannes mit dem Interesse des Staats zusammenhängt: so ist er doch weder im Stande zu begreifen, worin dieses letztere besteht, noch einzusehen, wie es mit seinem Vortheile verknüpft ist. Seine Beschäftigungen lassen ihm keine Zeit, sich von dem Zustande der Sachen gehörig zu unterrichten; und seine Erziehung und Lebensweise macht, daß, wenn ihm auch darüber alle nöthigen Nachrichten mitgetheilt werden, er doch nicht geschickt ist, sie zu beurtheilen. Daher wird, bei öffentlichen Rathschlagungen, seine Stimme selten gehört, und noch weniger geachtet; es sey denn, wenn sie sich zuweilen bis zum Geschrei erhebt, das aber alsdann gemeiniglich von denen, die sich seiner Arbeit bedienen, mehr zu Erreichung ihrer eigenen Endzwecke, als der seinigen, erregt und unterhalten wird.

Eben diese Klasse, welche den Arbeiter gebraucht, oder ihm Beschäftigung giebt, war die zweite der oben genannten; und diese ist es, welche vom Gewinnste eines Kapitals lebt. Die meisten der nützlichen Arbeiten jeder Gesellschaft werden durch Kapitalien in Gang gebracht,

bracht, deren Eigenthümer einen Gewinn davon suchen. Aber dieser Gewinn steigt und fällt nicht so, wie die Landrente und der Arbeitslohn, mit dem Flor, oder dem Verfall der ganzen Gesellschaft. Im Gegentheile ist er in armen Ländern groß, in reichen klein; und niemals höher, als wenn die Länder am schnellsten ihrem Untergange zuilen. Das Interesse dieser Klasse von Bürgern hat also mit dem allgemeinen Interesse der Gesellschaft nicht einen eben so nahen Zusammenhang, als das Interesse der beiden andern Klassen.

Unter den verschiedenen Unterabtheilungen, welche zu dieser Klasse gehören, sind die Kaufleute und die Fabrikunternehmer diejenigen, welche gemeiniglich die größten Kapitalien in Umlauf setzen, und wegen ihres Reichthums am meisten vom Publicum bemerkt und geachtet werden. Beide, da sie ihr ganzes Leben mit der Entwerfung oder Ausführung gewisser Pläne zubringen, übertreffen gemeiniglich den großen Haufen der Landeigenthümer an Scharffsinn und geübtem Verstande. Da aber ihre Gedanken gewöhnlicher Weise nur mit dem Interesse ihres besondern Gewerbszweiges, nicht mit dem allgemeinen Besten der Gesellschaft beschäftigt sind: so kann man sich auf ihr Urtheil, wenn sie es auch nach ihren besten Einsichten mit Aufrichtigkeit fällen (welches nicht immer geschieht,) doch nicht so gut verlassen, wenn von dem letztern, — als wenn von dem erstern Gegenstande die Rede ist. Ihre Ueberlegenheit über den Gutsbesitzer besteht nicht in ihrer größern Einsicht in das öffentliche Interesse, sondern in der bessern Kenntniß ihres eigenen. Durch diese bessere Kenntniß ihres Interesse sind sie in den Stand gesetzt worden, die Großmuth des erstern zu hintergehen, und ihn zu Aufopferungen seiner eigenen Vortheile und der Vortheile des Publicums zu bewegen, weil er sich sehr einfältiger aber ehrlicher Weise von ihnen überreden ließ, daß ihr Interesse, und nicht das

sehnige, das öffentliche Interesse sey. Im Grunde aber ist in allen Handels- und Manufacturzweigen das Interesse der Verkäufer von dem Interesse des Publicums unterschieden, und selbst ihm entgegengesetzt. Den Markt zu erweitern, und die Concurrnz zu verengern, das heißt, die Anzahl der Mitverkäufer zu vermindern: das ist ewig das Interesse derer, die mit etwas handeln. Das erste, die Erweiterung des Markts, kann sehr oft auch dem Publicum nützlich seyn: aber die Einschränkung der Concurrnz ist ihm allemal schädlich, und kann nur dazu dienen, den Handelsleuten einen größern Gewinn, als sie natürlicher Weise von ihren Kapitalien erwarten konnten, in die Hände zu spielen, oder, mit andern Worten, ihnen die Macht zu geben, ihren übrigen Mitbürgern eine unbillige Auflage aufzubürden. Um dieser Ursache willen muß jeder Vorschlag zu einem neuen Handelsgesetze, der von dieser Klasse herkömmt, immer mit großer Behutsamkeit angehört, und niemals eher angenommen werden, als bis er, nicht nur mit sorgfältiger, sondern selbst mit argwöhnischer Aufmerksamkeit, lange und reiflich untersucht worden ist. Man muß in Erwägung ziehen, daß die Klasse, von welcher der Vorschlag kömmt, ein von dem allgemeinen Besten getrenntes Interesse hat, und daß, da sie sehr oft ihren Vortheil dabei findet, das Publicum zu hintergehen und selbst es zu drücken, sich auch oft verleiten läßt, beides wirklich zu versuchen.



Verzeichniß der Getreidepreise in England, die Fleetwood gesammelt hat, von 1202 bis 1597, nach dem jetzigen englischen Gelde berechnet, und in Zeiträume von zwölf Jahren eingetheilt.

Zwölft Jahre.	Preis des Quar- ters Weizen in je- dem Jahre, nach damaligem Gelde.	Durchschnittsprei- se der verschiede- nen Preise dessel- ben Jahres.	Der Durch- schnittspreis jedes Jahres nach jetzi- gem Gelde be- rechnet.
	Pf. St. Sch. Pf.	Pf. St. Sch. Pf.	Pf. St. Sch. Pf.
1202	— 12 —	— — —	1 16 —
1205	{ — 12 — — 13 4 — 15 — }	— 13 5	2 — 3
1223	— 12 —	— — —	1 16 —
1237	— 3 4	— — —	— 10 —
1243	— 2 —	— — —	— 6 —
1244	— 2 —	— — —	— 6 —
1246	— 16 —	— — —	2 8 —
1247	— 13 4	— — —	2 — —
1257	{ 1 4 — — 15 — }	— — —	3 12 —
1258	{ 1 — — — 16 — }	— 17 —	2 11 —
1270	{ — 16 — 4 16 — 6 8 — }	5 12 —	16 16 —
1286	{ — 2 8 — 16 — }	— 9 4	1 8 —
Summe		35 9 3	
Durchschnitt		2 19 1½	

Zwölft Jahre	Preise des Quar- ters Welken in je- dem Jahre.				Durchschnitts- preis der verschie- denen Preise des selben Jahres.				Durchschnitts- preis jedes Jah- res in jetzigem Gelde.			
	Pf.	St.	Sch.	Pf.	Pf.	St.	Sch.	Pf.	Pf.	St.	Sch.	Pf.
1287	—	3	4	—	—	—	—	—	—	10	—	—
1288	{	—	8	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	{	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	{	1	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	{	1	6	—	3	—	4	—	—	9	—	4
	{	1	8	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	{	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	{	3	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1289	{	9	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	{	12	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	{	6	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	{	2	—	—	10	—	1½	—	1	10	—	4½
1290	{	10	8	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	{	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1294	—	16	—	—	—	—	—	—	2	8	—	—
1302	—	16	—	—	—	—	—	—	2	8	—	—
1309	—	4	—	—	—	—	—	—	—	12	—	—
1309	—	7	2	—	—	—	—	—	1	1	6	—
1315	1	—	—	—	—	—	—	—	3	—	—	—
1316	{	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	{	1	10	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	{	1	12	—	1	10	6	—	4	11	6	—
	{	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1317	{	2	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	{	14	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	{	2	13	—	1	19	6	—	5	18	6	—
	{	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1336	—	6	8	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1336	—	2	—	—	—	—	—	—	—	6	—	—
1338	—	3	4	—	—	—	—	—	—	10	—	—
Summe										23	4	11½
Durchschnitt										1	18	8

Zwölft Jahre.	Preis des Quar- ters Weizen in je- dem Jahre.				Durchschnitt der verschiedenen Preise desselben Jahres.				Durchschnitts- preis in jezigem Gelde berechnet.			
	Pf.	St.	Sch.	Pf.	Pf.	St.	Sch.	Pf.	Pf.	St.	Sch.	Pf.
1339	—	—	9	—	—	—	—	—	1	7	—	—
1349	—	—	2	—	—	—	—	—	—	5	—	2
1359	1	—	6	8	—	—	—	—	3	2	—	2
1361	—	—	2	—	—	—	—	—	—	4	—	8
1363	—	—	15	—	—	—	—	—	1	15	—	—
1369	{	1	—	—	1	2	—	—	2	9	—	4
	{	1	4	—	—	—	—	—	—	9	—	4
1379	—	—	4	—	—	—	—	—	—	9	—	4
1387	—	—	2	—	—	—	—	—	—	4	—	8
1390	{	—	13	4	—	—	—	—	—	—	—	—
	{	—	14	—	—	14	—	—	1	13	—	7
	{	—	16	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1401	—	—	16	—	—	—	—	—	1	17	—	4
1407	{	—	4	4 ³	—	3	10	—	—	8	—	11
	{	—	3	4	—	—	—	—	—	—	—	—
1416	—	—	16	—	—	—	—	—	1	12	—	—
Summe									15	9	—	4
Durchschnitt									1	1	—	3 ¹ / ₂

	Pf.				Pf.				Pf.			
	Pf.	St.	Sch.	Pf.	Pf.	St.	Sch.	Pf.	Pf.	St.	Sch.	Pf.
1423	—	—	8	—	—	—	—	—	—	16	—	—
1425	—	—	4	—	—	—	—	—	—	8	—	—
1434	1	—	6	8	—	—	—	—	2	13	—	4
1435	—	—	5	4	—	—	—	—	—	10	—	8
1439	{	1	—	—	1	3	4	—	2	6	—	8
	{	1	6	8	—	—	—	—	—	8	—	—
1440	1	—	4	—	—	—	—	—	2	8	—	—
1444	{	—	4	4	—	4	2	—	—	8	—	4
	{	—	4	—	—	—	—	—	—	9	—	—
1445	—	—	4	6	—	—	—	—	—	16	—	—
1447	—	—	8	—	—	—	—	—	—	13	—	4
1448	—	—	6	8	—	—	—	—	—	10	—	—
1449	—	—	5	—	—	—	—	—	—	16	—	—
1451	—	—	8	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Summe									12	15	—	4
Durchschnitt									1	1	—	3 ¹ / ₂

Zwölf Jahre.	Preis des Quar- ters Weizen in je- dem Jahre.			Durchschnitt der verschiedenen Preise desselben Jahres.			Durchschnitts- Preis in jezigem Gelbe berechnet.					
	Pf.	St.	Sch.	Pf.	Pf.	St.	Sch.	Pf.	Pf.	St.	Sch.	Pf.
1453	—	—	5	4	—	—	—	—	—	—	10	8
1455	—	—	1	2	—	—	—	—	—	—	2	4
1457	—	—	7	8	—	—	—	—	—	—	15	4
1459	—	—	5	—	—	—	—	—	—	—	10	—
1460	—	—	8	—	—	—	—	—	—	—	16	—
1463	{	—	2	—	—	—	1	10	—	—	3	8
		—	1	8	—	—	—	—	—	—	10	—
1464	—	—	6	8	—	—	—	—	—	—	17	—
1486	1	—	4	—	—	—	—	—	1	—	2	—
1491	—	—	14	8	—	—	—	—	—	—	6	—
1494	—	—	4	—	—	—	—	—	—	—	5	—
1495	—	—	3	4	—	—	—	—	—	—	11	—
1497	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—
Summe										8	9	—
Durchschnitt										—	14	1

	Pf.	St.	Sch.	Pf.	Pf.	St.	Sch.	Pf.	Pf.	St.	Sch.	Pf.
1499	—	—	4	—	—	—	—	—	—	—	6	—
1504	—	—	5	8	—	—	—	—	—	—	8	6
1521	1	—	—	—	—	—	—	—	1	10	—	—
1551	—	—	8	—	—	—	—	—	—	12	—	—
1553	—	—	8	—	—	—	—	—	—	8	—	—
1554	—	—	8	—	—	—	—	—	—	8	—	—
1555	—	—	8	—	—	—	—	—	—	8	—	—
1556	—	—	8	—	—	—	—	—	—	8	—	—
1557	{	—	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—
		—	5	—	—	—	—	—	—	—	—	—
		—	8	—	—	17	8½	—	—	17	8½	—
	2	13	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1558	—	—	8	—	—	—	—	—	—	8	—	—
1559	—	—	8	—	—	—	—	—	—	8	—	—
1560	—	—	8	—	—	—	—	—	—	8	—	—
Summe										6	0	2½
Durchschnitt										—	10	1½

Zwölf

Zwölfs Jahre.	Preis des Quar- ters Weizen in je- dem Jahre.			Durchschnitt der verschiedenen Preise desselben Jahres.			Durchschnitts- preis in jeztigem Gelde berechnet.		
	Pf.	St.	Sch.	Pf.	St.	Sch.	Pf.	St.	Sch.
1561	—	8	—	—	—	—	—	8	—
1562	—	8	—	—	—	—	—	8	—
1574	{ 2	16	—	2	—	—	2	—	—
	{ 1	4	—						
1588	3	4	—	—	—	—	3	4	—
1594	2	16	—	—	—	—	2	16	—
1595	2	13	—	—	—	—	2	13	—
1596	4	—	—	—	—	—	4	—	—
1597	{ 5	4	—	4	12	—	4	12	—
	{ 5	—	—						
1598	2	16	8	—	—	—	2	16	8
1599	1	19	2	—	—	—	1	19	2
1600	1	17	8	—	—	—	1	17	8
1601	1	14	10	—	—	—	1	14	10
Summe							28	9	4
Durchschnitt							2	7	5 $\frac{1}{2}$

Preise eines Quarters von neun Busheln des besten und theuersten Weizens, wie er, auf dem Markte zu Windsor, an Unserer lieben Frauen- und am Michaelistage von 1595 an, bis 1764, beide Jahre eingeschlossen, verkauft worden ist.

NB. Der hier angegebene Preis ist das Mittel zwischen den höchsten Preisen dieser beiden Markttage.

Jahre.	Preise des Quarters.		
	Pf.	Sterl.	Schill. Pfennige.
1595	2	0	0
1596	2	8	0
1597	3	9	6
1598	2	16	8
1599	1	19	2
1600	1	17	8
1601	1	14	10
1602	1	9	4
1603	1	15	4
1604	1	10	8
1605	1	15	10
1606	1	13	0
1607	1	16	8
1608	2	16	8
1609	2	10	0
1610	1	15	10
1611	1	18	8
1612	2	2	4
1613	2	8	8
1614	2	1	8½
1615	1	18	8
1616	2	0	4
1617	2	8	8
1618	2	6	8
1619	1	15	4
1620	1	10	4
26 Jahre.	S. 54	0	6½
Durchschnitt	2	1	9½

Jahre.

Preise des Quarters Weizen.			
Jahre	Pf.	Sterl.	Schillinge. Pfennige.
1621	1	10	4
1622	2	18	8
1623	2	12	0
1624	2	8	0
1625	2	12	0
1626	2	9	4
1627	1	16	0
1628	1	8	0
1629	2	2	0
1630	2	15	8
1631	3	8	0
1632	2	13	4
1633	2	18	0
1634	2	16	0
1635	2	16	0
1636	2	16	8
16 Jahre.	2	40	0
Durchschnitt	2	10	0

Jahre.

Preise des Quarters Weizen.						Preise des Quarters Weizen.							
Jahre			Pf.	St.	Sch.	Pf.			Pf.	St.	Sch.	Pf.	
1637	—	—	2	13	0	transport.	79	14	10				
1638	—	—	2	17	4	1671	—	2	2	0			
1639	—	—	2	4	10	1672	—	2	1	0			
1640	—	—	2	4	8	1673	—	2	6	8			
1641	—	—	2	8	0	1674	—	3	8	8			
1642	Diese Jahre fehlen in den Rechnungen.					0	0	0	1675	—	3	4	8
1643	Der Preis von 1646					0	0	0	1676	—	1	18	0
1644	ist aus Bischof Fleets					0	0	0	1677	—	2	2	0
1645	woods Sammlun-					0	0	0	1678	—	2	19	0
1646	gen ergänzt.					2	8	0	1679	—	3	0	0
1647	—	—	3	13	8	1680	—	2	5	0			
1648	—	—	4	5	0	1681	—	2	6	8			
1649	—	—	4	0	0	1682	—	2	4	0			
1650	—	—	3	16	4	1683	—	2	0	0			
1651	—	—	3	13	4	1684	—	2	4	0			
1652	—	—	2	9	6	1685	—	2	6	8			
1653	—	—	1	15	6	1686	—	1	14	0			
1654	—	—	1	6	0	1687	—	1	5	2			
1655	—	—	1	13	4	1688	—	2	6	0			
1656	—	—	2	3	0	1689	—	1	10	0			
1657	—	—	2	6	8	1690	—	1	14	8			
1658	—	—	3	5	0	1691	—	1	14	0			
1659	—	—	3	6	0	1692	—	2	6	8			
1660	—	—	2	16	6	1693	—	3	7	8			
1661	—	—	3	10	0	1694	—	3	4	0			
1662	—	—	3	14	0	1695	—	2	13	0			
1663	—	—	2	17	0	1696	—	3	11	0			
1664	—	—	2	0	6	1697	—	3	0	0			
1665	—	—	2	9	4	1698	—	3	8	4			
1666	—	—	1	16	0	1699	—	3	4	0			
1667	—	—	1	16	0	1700	—	2	0	0			
1668	—	—	2	0	0	60 J.	S.	153	1	8			
1669	—	—	2	4	4	Durchschn.	2	11	0 $\frac{1}{8}$				
1670	—	—	2	1	8								
79 14 10													

Jahre

Jahre	Preise des Quarters Weizen.				Jahre	Preise des Quarters Weizen.			
	Pf.	St.	Sch.	Pf.		Pf.	St.	Sch.	Pf.
1701	—	1	17	8		transport.	69	8	8
1702	—	1	9	6	1734	—	1	18	10
1703	—	1	16	0	1735	—	2	3	0
1704	—	2	6	6	1736	—	2	0	4
1705	—	1	10	0	1737	—	1	18	0
1706	—	1	6	0	1738	—	1	15	6
1707	—	1	8	6	1739	—	1	18	6
1708	—	2	1	6	1740	—	2	10	8
1709	—	3	18	6	1741	—	2	6	8
1710	—	3	18	0	1742	—	1	14	0
1711	—	2	14	0	1743	—	1	4	10
1712	—	2	6	4	1744	—	1	4	10
1713	—	2	11	0	1745	—	1	7	6
1714	—	2	10	4	1746	—	1	19	0
1715	—	2	3	0	1747	—	1	14	10
1716	—	2	8	0	1748	—	1	17	0
1717	—	2	5	8	1749	—	1	17	0
1718	—	1	18	10	1750	—	1	12	6
1719	—	1	15	0	1751	—	1	18	6
1720	—	1	17	0	1752	—	2	1	10
1721	—	1	17	6	1753	—	2	4	8
1722	—	1	10	0	1754	—	1	14	8
1723	—	1	14	8	1755	—	1	13	10
1724	—	1	17	0	1756	—	2	5	3
1725	—	2	8	6	1757	—	3	0	0
1726	—	2	6	0	1758	—	2	10	0
1727	—	2	2	0	1759	—	1	19	10
1728	—	2	14	6	1760	—	1	16	6
1729	—	2	6	10	1761	—	1	10	3
1730	—	1	16	6	1762	—	1	19	0
1731	—	1	12	10	1763	—	2	0	9
1732	—	1	6	8	1764	—	2	6	9
1733	—	1	8	4					
					64 J.	S.	129	13	6
					Durchschn.		2	0	6 1/2

Jahre

Preise des Quarters Weizen.					Preise des Quarters Weizen.				
Jahre	Pf.	St.	Sch.	Pf.	Jahre	Pf.	St.	Sch.	Pf.
1731	—	1	12	10	1741	—	2	6	8
1732	—	1	6	8	1742	—	1	14	0
1733	—	1	8	4	1743	—	1	4	10
1734	—	1	8	10	1744	—	1	4	10
1735	—	2	3	0	1745	—	1	7	6
1736	—	2	0	4	1746	—	1	19	0
1737	—	1	18	0	1747	—	1	14	10
1738	—	1	15	6	1748	—	1	17	0
1739	—	1	18	6	1749	—	1	17	0
1740	—	2	10	8	1750	—	1	12	6
10 Jahre	S.	18	12	8	10 J.	S.	16	18	0
Durchschn.		1	17	3 $\frac{1}{2}$	Durchschn.		1	13	9 $\frac{1}{2}$















Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000958410



II 1010065